Karl Peter Thunbergs
Reiſen.

Erſten Bandes zweyter Theil,

welcher

des Verfaſſers Aufenthalt zu Cap einen Winter hindurch, zwey weite Reiſen in die öſtlichen und nördlichen Gegenden der ſüdlichen Ecke von Afrika, die Reiſe nach Java und den Aufenthalt zu Batavia enthält.

Vorrede
des Verfaſſers.

In dieſem zweyten Theile meiner Reiſebeſchreibung, dem ich unter meinen Landsleuten eben ſo viele günſtige Leſer und gütige Beurtheiler wünſche, als der erſte zu finden das Glück gehabt hat, iſt der Aufenthalt zu Cap einen Winter hindurch, zwey weite Reiſen in die öſtlichen und nördlichen Gegenden der ſüdlichen Ecke Afrika's, die Reiſe nach Java und der Aufenthalt zu Batavia enthalten.

Im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, und zwar im Jahr 1705, gab Simon Melander unter Profeſſor Harald Wallerius Aufſicht zu Upſala eine akademiſche Diſſertation vom Vorgebirge der guten Hoffnung heraus. Dieſe enthält nicht nur eine geographiſche Beſchreibung deſſelben, ſondern auch einige Nachrichten von der körperlichen Be-

ſchaffenheit, Kleidertracht, Lebensart, Religion, Regierungsform und Sitten der Einwohner, ſo weit man dergleichen damahls in Europa bekommen konnte, nebſt einem die Capſchen Berge vorſtellenden, aber ſchlecht ins Auge fallenden Holzſchnitte. Seit jener Zeit iſt über dieſen Theil Afrika's weit mehr Licht verbreitet, und man hat ſehr viele, und zwar ſicherere Nachrichten von dem Lande ſelbſt, den Einwohnern, den Thieren und Gewächſen, und andern Merkwürdigkeiten deſſelben bekommen. — Auch Valentyn hat, im fünften Theile ſeines weitläuftigen hiſtoriſchen Werks von Oſtindien, Nachrichten vom Cap und dem dazu gehörigen Lande mitgetheilt. Da er aber das Cap nur gleichſam im Vorbeyfahren kennen gelernt hat, iſt er genöthigt geweſen, in ſeinen Beſchreibungen ſich auf das einzuſchränken, was andre ihm erzählt hatten, das freylich oft ſehr unzuverläſſig ſeyn mußte. — Herr Maſſon, der geſchickte Engliſche Gärtner, welcher in meiner Geſellſchaft die oben gedachten beyden Afrikaniſchen Reiſen machte, hat zwar bald nach ſeiner Ankunft in England in einem Briefe an Herrn Pringle, damahligen Präſidenten der Londner Societät, eine kurze Nachricht von demſelben mitgetheilt, die auch in den 66ſten Band der Philoſophical Transactions, vom Jahr 1776, 1ſter

Theil, Seite 268 u. ff. eingerückt iſt. Da dieſe aber nur ſehr kurz iſt, habe ich, unerachtet alles übrigen, was über das Vorgebirge der guten Hoffnung und die dazu gehörigen Länder bis jetzt geſchrieben iſt, die Eitelkeit zu glauben, daß meine Beſchreibung dieſer Reiſe nicht überflüſſig ſeyn wird.

In einem, wenn ich ſo ſagen kann, wilden und beynahe wüſten Lande, als dieſer Theil von Afrika iſt, habe ich verſucht, die Natur ſo zu ſchildern, als ſie iſt, und als ſie ſich meiner Beobachtung zeigte. Beſonders habe ich mir Mühe gegeben, die verſchiedne Geſtalt der Berge, ihre Lage und Richtung, ihre Höhe, die Lagen und Schichten der Gebirgsarten und dergleichen zu bemerken: Merkwürdigkeiten, deren Kenntniß dem Naturforſcher oft eben ſo nützlich iſt, als die Kenntniß der Lage, Figur, Beſchaffenheit und Tiefe der Häfen einem vorſichtigen Seefahrer. — Außer der im erſten Theile befindlichen Nachricht von zwey warmen Bädern in dieſem Lande, habe ich hier noch die Beſchreibung zweyer andrer eben ſo merkwürdiger warmer Geſundbrunnen in den Afrikaniſchen Gebirgen mitgetheilt, die indeſſen bis jetzt noch niemand dampfen oder Feuer aufwerfen geſehen hat, wie denn überhaupt niemand mit Beſtimmtheit angeben kann, daß dieſer Theil der Erde je

Erdbeben erfahren habe. Eben ſo, glaubte ich, würden Nachrichten von den ſonderbaren ſo genannten Salzpfannen, die dies Land hat, und dergleichen es überall nur ſehr wenige giebt, dem Leſer nicht unintereſſant ſeyn. — Von Thieren, der Art, ſie zu fangen, dem Schaden oder Vortheil, den ſie ſtiften, habe ich verſchiednes bemerkt, mich aber dabey abſichtlich gehütet, durch weitläuftige und kunſtmäßige zoologiſche Beſchreibungen, durch Nachrichten andrer Naturkündiger und Reiſender von ihnen, und durch Beyfügung der mancherley Benennungen bey den Zoologen, den Leſer zu ermüden. Krankheiten des Viehes, zumahl wenn ſie dieſem Lande eigen, oder doch von ähnlichen Krankheiten des Viehes in andern Ländern verſchieden ſind, habe ich ſorgfältig bemerkt und kurz beſchrieben.

Ferner habe ich in dieſem Theile meiner Reiſebeſchreibung, zur Beförderung der Kenntniß des Menſchen, die Lebensart, Sitten, Ceremonien, Hochzeiten, Begräbnißart, Spiele, Muſik und muſikaliſche Inſtrumente, Waffen, Sprache u. ſ. w. der Hottentotten, Javaner und andrer Völker beſchrieben. Hiermit habe ich eine kurze Erzählung von der Anlage, der Ausbreitung und dem jetzigen Zuſtande der Capſchen Kolonie verbunden,

wie auch von den verſchiednen Caravanen, welche theils die Regierung, theils die Koloniſten von Zeit zu Zeit, um das Land näher zu unterſuchen, anſtellen laſſen.

Auch habe ich aus guten Gründen der Hottentottiſchen und der Maleyiſchen Sprache, die man beyde in Europa ſo wenig kennt, einige Blätter gewidmet. Verſchiednen meiner Leſer geſchieht dadurch vermuthlich kein Gefallen, und dieſe können dieſe wenigen Seiten ja leicht überſchlagen. Sprachforſcher und künftige Reiſende aber möchten doch dabey wohl ihre Rechnung finden.

Von der Inſel Java hat zwar, außer verſchiednen andern Reiſebeſchreibern, Valentyn im vierten Theile ſeines vorhin angeführten Werks eine Beſchreibung mitgetheilt. Bey angeſtellter Vergleichung aber wird ſich jedem Leſer ein ſehr großer und beträchtlicher Unterſchied zwiſchen ſeinen und meinen Nachrichten zeigen, weil meine Beobachtungen und Nachforſchungen mehr dahin gingen, das Schöne und Nützliche in der Natur, und die Lebensart und Sitten fremder Völker zu entdecken und kennen zu lernen.

Um die in dieſem zweyten Theile beſchriebnen Waffen, Hausgeräth und dergleichen durch anſchaulichere Darſtellung zu erläutern, habe ich

demſelben auch einige Kupferſtiche beygefügt. In manchen Reiſebeſchreibungen erſcheinen in ſtarker Anzahl große, oft prächtige, Zeichnungen von Schlöſſern, Palläſten und andern ins Auge fallenden Gebäuden und Werken. Dagegen vermißt man nicht ſelten die nöthigen Abbildungen der Kleidertracht, Geräthſchaften, Münzen, Waffen und andrer nicht weniger merkwürdiger Dinge. Ich geſtehe gleichwohl gern, daß ich in dieſem, ſo wie in verſchiednen andern Stücken, die Abbildungen aber betreffend, nahmentlich in Anſehung der Feinheit, Pracht und Vertheilung der Figuren, manches zu wünſchen übrig gelaſſen haben mag. Ueberhaupt hätte ich wohl gewünſcht, meine Reiſen auf eine, ſo wohl meiner Nation als mir ſelbſt, in Anſehung des Aeußerlichen, mehr Ehre machende Art, wie zum Beyſpiel die Cookſchen und ſo viele andre, herausgeben zu können. Allein theils mußte ich auf den möglichſt wohlfeilen Preis des Buchs Rückſicht nehmen. Theils kann ich nicht anders als bedauern, daß auf einer Univerſität, wie Upſala, gegenwärtig kein geſchickter Kupferſtecher vorhanden iſt, und man hier nicht einmahl eine gehörige und gut polirte Kupferplatte bekommen kann. Aus dieſer Urſache wollte ich doch lieber etwas, wiewohl in geringerer Vollkommenheit,

als gar nichts in Abbildungen mittheilen, und hiezu wählte ich ſolche Gegenſtände, wovon, ſo viel ich weiß, bey andern Schriftſtellern keine Kupferſtiche vorkommen. Eben deswegen habe ich auch von den verſchiednen in den Oſtindiſchen Ländern gangbaren alten und neuen Münzſorten, deren wenige Reiſebeſchreiber erwähnen, und die ich mit viel Mühe und Koſten geſammelt habe, nur eine kurze Beſchreibung einfließen laſſen, die Abbildungen derſelben aber zu einer beſondern und ausführlicheren Abhandlung verſpart.

Die zu beſchreibenden Gegenſtände waren für mich nicht immer die angenehmſten; indeſſen bin ich doch bemühet geweſen, die Nachrichten davon ſo viel möglich unterhaltend zu machen. Dabey hielt ich aber für meine Pflicht, damit die Wahrheit nicht leiden möchte, eine ernſthafte Schreibart einer blühenden oder tändelnden vorzuziehen, den Aerzten gleich, die zwar bisweilen die herbeſten und bitterſten Arzneyen verzuckern, aber ſich doch hüthen, ihnen durch zu viel ſüßes ihre ganze Heilkraft zu benehmen.

Als eßbare Gewächſe bey den Hottentotten kommen in dieſem Theile vor: die Capſche Cyanelle (Cyanella Capenſis), die Fenchelwurzel, die eßbare Schwertlilie (Iris edulis), die fleiſchfarbige und

die gegliederte Stapelie (Stapelia incarnata und edulis), die Koloquinte, die Haliotis (Halioris), die Kafferſche Keulpalme (Zamia Caffra), die Hottentottiſche Waſſermelone, die Hydnore (Hydnora), und andre. Als eßbare und dabey delicate Früchte bey den Indiern: Ananas, Piſang, Kujava (Frucht des Pſidium piriferum), Karambola, Bilimbing, Manga, Mangoſtanos, Arbuſen, Kokosnüſſe, Jambo, Rotang (Frucht des Palmriets), Salak, Katappa, Papaija, Nanka, Annona, Boa Lanſa, Nephelium (Nephelium), Melanzanäpfel (Solanum Melongena), nebſt mehreren. Als eingemachte Sachen oder als Gewürz brauchen die Indier: Betel, Arek, Spaniſchen Pfeffer, die Frucht des Bartgraſes oder Kameelheues (Schoenanthus), Gurkmeien, die Bambowurzel, Ingber, Kardamomen und die Frucht der Gewürznägelein. Den Durſt zu löſchen, ſich zu laben und zu berauſchen bedienen die Hottentotten ſich der Zaſerblume (Meſembryanthemum), des Kameka, des Gli und der Waſſermelone. Zu Arzneymitteln dienen: die Aethiopiſche Miſtel, der baumartige Indigo (Indigofera arborea), Boa ati, die ſchmalblättrige Dodonäe (Dodonaea anguſtifolia), die Jambolone (Jambolifera), Durio, Karambole, Bilimbing, Pompelmus (Citrus de-

cumanus), und als ein ſtarkes Gift wird die zwey-theilige Amaryllis (Amaryllis diſticha) gebraucht.

Als zu allerley anderm Behufe brauchbar, und wirklich auch entweder von den Indiern oder den Hottentotten dazu benutzt, habe ich zum Beyſpiel folgendes beſchrieben: zu Matten, darauf zu ſitzen, zu Decken über die Wagen, wie auch zu Hausdächern, das flechtbare Cypergras (Cyperus textilis), und feines Palmriet oder Rotang. Zu Leuchten im Nothfall Kalabaſſen. Zu Köchern, Pfeile darin zu verwahren, die zweytheilige Aloe (Aloe dichotoma). Fliegen zu fangen, den ſo genannten Fliegenbuſch. Kohlen zu brennen, die Aegyptiſche Sinnpflanze (Mimoſa Nilotica), und den großblumigen Silberbaum (Protea grandiflora). Zu Bogen: den Sumach (Rhus). Zu allerhand Meublen, Geräth und Werkzeugen, viele Baumarten in den Afrikaniſchen Wäldern, als die ſafranfarbige Stechpalme (Ilex crocea), das Kamaſſienholz, den rothen Birnbaum (Roode Peer), die Kunonie, die Ekebergie, die Kurtiſie, das Stinkholz, den Europäiſchen und den Capſchen Oehlbaum, die Gardenie Thunbergie und Rothmannie, die weiße Eſche, die rauhe Royene (Royena villoſa), die Capſche Sophore, das Mandelholz, die Aegyptiſche Sinnpflanze, den Löffel-

baum (Leepel-Boom), den großblumigen und den ſchönen (ſpecioſa) Silberbaum, und andre. Zum Färben: den Indiſchen Maulbeerbaum (Morinda citrifolia), die Schale der Mangoſtanos, den Indigo (Indigofera nila), die Chineſiſche Roſe (Hibiſcus roſa Sinenſis), nebſt andern.

In meiner Reiſebeſchreibung, hauptſächlich in ſo fern ſie Cap und Afrika betrifft, kommen verſchiedne von den Holländern eingeführte Ausdrücke vor, wofür ich im Schwediſchen kein beſtimmtes und genau daſſelbe ſagende Wort fand, und die ich da, wo ich ſie zuerſt gebrauchte, näher zu erklären vergeſſen habe. Vielleicht haben alſo durch meine Schuld dieſe und jene meiner Leſer ſich von den damit bezeichneten Sachen entweder keinen deutlichen, oder wohl gar einen unrichtigen Begriff gemacht. Um dies ſo viel möglich wieder gut zu machen, will ich hier eine kurze Beſchreibung davon einrücken, die auch den Leſern der Sparrmannſchen Reiſe von verſchiednen Dingen eine beſtimmtere Vorſtellung geben wird.

Eyland bedeutet allezeit eine kleine Inſel.

Rivier heißt überhaupt Fluß, Strom, Bach.

Valley iſt nichts anders als ein Fluß, der an vielen Stellen mit Schilf ſtark bewachſen, und an einigen Orten breit, an andern ſchmal iſt.

Drift nennt man eine ſolche Stelle eines Fluſſes, wo das Waſſer ſehr ſeicht iſt, und man daher mit Pferden und Wagen durchkommen kann.

Brackt Water (Salziges Waſſer), bedeutet ſolches ſtillſtehendes Waſſer, das in Thälern, Gründen oder niedrigen Stellen ſich geſammelt hat, Salz enthält, und bald mehr, bald weniger ſalzig ſchmeckt.

Hoek, das an gewiſſe Nahmen von Bergen angehängt wird, als Moſtertshoek, bezeichnet eine von den Bergen auslaufende Ecke.

Kloof heißt ein ſolches Thal, oder ſolche Gründe zwiſchen Bergen, auch wohl ſolche Gebirgsklüfte, die entweder von Koloniſten bewohnt ſind, oder doch zur Paſſage, es ſey bloß zu Pferde, oder auch mit Wagen, dienen können.

In dieſem zweyten Theile habe ich die Nachrichten von meinem dreyjährigen Aufenthalte am Cap und in den dazu gehörigen Ländern geendigt. Ich habe die Vortheile und Vorzüge dieſes Landes beſchrieben, die es dem Himmelsſtriche, unter welchem es liegt, zu danken hat. Ich habe auch den Anbau und die Verbeſſerung deſſelben gerühmt. Aber ich habe auch nicht umhin können, eine traurige Schilderung ſeiner höchſt elenden und bejammernswürdigen Eingebohrnen zu entwerfen, die

ihr Leben auf die allereinfachſte und roheſte Art, wenig anders als die wilden Thiere, unter welchen ſie leben, zubringen, ohne alle Wiſſenſchaften, Künſte und nützliche Einrichtungen, ohne Gemeinſchaft mit andern, als ihren nächſten, eben ſo unwiſſenden und ungebildeten Nachbaren, ohne Krieg, aber auch ohne Handel und Wandel mit angränzenden Völkern, ohne die geringſte Kenntniß und Idee von der Größe, Geſtalt und Beſchaffenheit unſrer Erde, und von den Himmelskörpern, die alle Tage über ihren viehiſchdummen Häuptern leuchten und weglaufen. Die Kolonie, welche von Europäern täglich Zuwachs bekommt, iſt ſchon ſehr anſehnlich. Der Fleiß und die Betriebſamkeit dieſer Koloniſten hat es auch bereits dahin gebracht, daß verſchiedne Gegenden einem irdiſchen Paradieſe ähnlich ſehen, und das Land bringt einen großen Theil deſſen hervor, was zum Unterhalte und der Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens erfordert wird. Demungeachtet aber entbehrt man hier noch ſehr viele von den Vortheilen, deren Europa ſich erfreuet. Es giebt im Lande keine Seen, weder große noch kleine, keine ſchiffbare Flüſſe, keinen andern Fiſchfang als an den Seeküſten und den Mündungen der Flüſſe; keine hinlängliche, ja nicht einmahl zur Noth hinreichende Wälder und

Holzungen; keinen einzigen anmuthigen Hain oder Luſtwald; keine grasreiche und mit Blumen prangende Wieſen; keine Kalkberge, keine Bergwerke; keine Fabriken, ja nicht einmahl Weberſtühle; keine Schulen oder Erziehungsanſtalten; keine, weder reitende, noch fahrende Poſt, nicht einmahl Poſtbothen; keine Wirthshäuſer und Herbergen, ja in verſchiedenen Diſtrikten dieſes weitläuftigen Landes fehlt es noch ganz an Richtern und Gerichtspflege, an Kirchen und Predigern, an Regen vom Himmel und Brunnen in der Erde; mancher andrer nicht nur nützlicher, ſondern ſo gar unentbehrlicher Anſtalten und Einrichtungen nicht zu gedenken, die in andern Ländern der Gegenſtand des Nachdenkens und der Bemühung ſo wohl der Regierung als der Einwohner ſind. Möchte man doch von Seiten Hollands ſo wohl als des Capſchen Gouvernements ſeine Vorſorge zwiſchen dem Intereſſe der Compagnie und dem künftigen Wohlſtande der Kolonie ſo theilen, daß die in einem ſo ſehr großen Lande zerſtreueten, von der Stadt, von den Kirchen und vom Umgange mit Menſchen großentheils ganz entfernten Koloniſten nicht mit der Zeit in Müßiggang, Barbarey, Unwiſſenheit, Sittenloſigkeit und elenden Zuſtand gerathen, und

dadurch endlich den von ihnen verdrängten urſprünglichen Einwohnern ähnlicher werden, als ſie jetzt denen ſind, von welchen ſie aus Europa herſtammen. Möchte beſonders zu allen Zeiten das Beſtreben der Gouverneure dahin gehen, ſich dieſer Leute ſo anzunehmen, daß nicht eine Kolonie, die jetzt unſern Zeiten und dem menſchlichen Geſchlechte ſo ſehr zur Ehre gereicht, nicht ausarte, und früher oder ſpäter ihnen zum ſchmählichſten Vorwurf dienen möge. Sollte dieſe Kolonie, die bis jetzt noch der Holländiſchen Oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft ausſchließend gehört, und deren liegende Gründe die Koloniſten nur noch als ein Lehn von derſelben beſitzen, mit der Zeit mehr Privilegien und Freyheiten bekommen, ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß ſie ſich nicht in kurzer Zeit zu noch größerm Wohlſtande, Anſehen und innerer Stärke erheben ſollte, zumahl wenn man alsdann die Erlaubniß eigner Schifffahrt an den Küſten zu Beförderung des Verkehrs und der Handlung, und uneingeſchränkter Ausfuhr eigner Produkte, wenigſtens unbehinderten Tauſches gegen andre Waaren und Sachen, mit mancherley nützlichen Einrichtungen und Anſtalten, nicht bloß in der Capſtadt, ſondern im Lande ſelbſt, verbände.

Inhalt.

I. Abtheilung. Zweyte große Afrikaniſche Reiſe, oder Reiſe von Cap ins Kafferland bis an den Sonntagsfluß.

1. Abſchnitt. Reiſe von Cap nach Zwellendam S. 1

2. Abſchnitt. Reiſe von Zwellendam bis zum Camtousfluſſe 36

3. Abſchnitt. Reiſe vom Camtousfluſſe bis zum Sonntagsfluſſe 69

4. Abſchnitt. Rückreiſe vom Sonntagsfluſſe nach der Capſtadt 81

II. Abtheilung. Aufenthalt zu Cap bis zur dritten großen Afrikaniſchen Reiſe 101

III. Abtheilung. Dritte große Afrikaniſche Reiſe, nämlich nördlich ins Rockenland und bis zu den Namaqus.

1. Abſchnitt. Reiſe von Cap nach dem Bocklande 116

2. Abſchnitt. Reiſe durchs Bockland und ins Rockenland 132

3. Abſchnitt. Rückreiſe aus dem Rockenlande nach Cap 153

IV. Abtheilung. Aufenthalt zu Cap nach der dritten Afrikaniſchen Reiſe 160

V. Abtheilung. Reiſe von Cap nach Batavia, und Aufenthalt daſelbſt.

1. Abſchnitt. Reiſe von Cap nach Batavia 183

2. Abſchnitt. Aufenthalt zu Batavia 189

Inhalt.

VI. Abtheilung. Nachrichten von Java, und beſonders von Batavia.

1. Abſchnitt. Beſchreibung der Stadt Batavia, der daſigen Merkwürdigkeiten, Einrichtungen und dergleichen S. 193

2. Abſchnitt. Von den Europäiſchen Einwohnern zu Batavia, deren Sitten, Lebensart und ſo weiter 203

3. Abſchnitt. Von Handlung, Manufacturen und Münzen zu Batavia 213

4. Abſchnitt. Von den Sprachen zu Batavia und auf Java überhaupt 220

5. Abſchnitt. Von den Chineſern und Mohren auf Java 235

6. Abſchnitt. Von den Javanern 237

7. Abſchnitt. Von den Produkten des Gewächsreiches auf Java, und deren Gebrauche 245

8. Abſchnitt. Einige zoologiſche Nachrichten, Batavia und Java betreffend 262

Erſte

Erſte Abtheilung.

Zweyte große Afrikaniſche Reiſe,

oder

Reiſe von Cap ins Kafferland bis an den Sonntagsfluß

vom 11. September 1773 bis den 26. Januar 1774.

Erſter Abſchnitt.

Reiſe von Cap nach Zwellendam.

Meine Abſicht ging jeẞt auf nichts geringeres, als eine Reiſe in die entfernteren nord-öſtlichen Gegenden dieſes Theils von Afrika, bis nach den Schneebergen zu thun. Der Weg ſollte zuerſt nordwärts, und hernach über Kamdebo, und durch andre meiſtens unbewohnte Diſtrikte gehen; die nächſte und am meiſten gebahnte Straße wählte ich abſichtlich nicht. Etwas kühn war freylich dies Unternehmen; denn die länder, welche ich durchreiſen wollte, ſind gebirgig und öde, und aufs vorzüglichſte war ich, wie die leſer ſich aus dem Schluſſe des erſten Theils noch erinnern werden, nicht ausgerüſtet. Demungeachtet wollte ich es nicht unverſucht laſſen, zumahl da es mir gleichgültig ſeyn konnte, welche Gegen-

den ich vor andern beſuchte, wenn ich nur Gelegenheit hatte, in ſolche zu kommen, die ich noch nicht geſehen hatte, und wo ich Thiere und Gewächſe, welche mir noch unbekannt waren, zu ſammeln hoffen konnte.

Ich trat alſo mit meiner Geſellſchaft die Reiſe den 11. September 1773 an. Von der Capſtadt kamen wir zuerſt nach dem der Compagnie gehörigen Platze oder ſogenannten Poſten Jan Beſis Kraal. Darauf trafen wir im Rohrthale (Riet-Valley) ein. Dies iſt ein Hof, wo bloß zum Gebrauche des Gouverneurs Kühe gehalten werden, und Butter für ſeinen Tiſch gemacht wird, die man ihm jede Woche friſch nach der Stadt bringt. Aus dieſer Urſache iſt auch allen Reiſenden, die dieſes Weges kommen, verbothen, in dieſer Gegend ihre Pferde oder Ochſen graſen zu laſſen, da ſonſt das ganze Land gleichſam eine Gemeinweide iſt, wo Reiſende allenthalben ihr Vieh ausſpannen und auf die Weide gehen laſſen.

Unterweges hatten wir zur Rechten die Tigerberge, und zur linken die blauen Berge (Blaauwe Bergen). Ueber das eine Ende der letzteren ging unſer Weg. Vor ihnen, ehe ſie anfangen, liegen einige Sandhügel; auch enthalten ſie, ſo weit man ſehen kann, gar keine Steine, ſondern ſcheinen größtentheils nur aus Sandbergen zu beſtehen, die aus Triebſand von der Seite des Hafens her entſtanden ſind. Das ganze Land iſt in dieſer Gegend ſehr ſandig, und dabey voll Sümpfe, die in dieſer Jahrszeit lange mit Waſſer angefüllt ſind, und nun erſt anfingen, gutes Gras zum Futter für das Rindvieh hervorzubringen. Daher hält man hier auf den Höhen auch kein anderes als Hornvieh. Weitzen wird auch wenig geſäet, und Weinbau hat man gar nicht. Das Waſſer hat oft einen etwas ſalzigen Ge-

ſchmack, und die meiſten Monathe hindurch iſt faſt Mangel daran. In den Sümpfen finden ſich hin und wieder Waſſerſchildkröten. Man nimmt ſie häufig heraus, ſetzt ſie in ein Glas mit Waſſer, und bewahrt ſie ſo im Hauſe auf, um ſie bey Gelegenheit nach andern Oertern zu bringen. Wenn Regenwetter bevorſteht, ſollen ſie jedesmahl im Glaſe höher hinaufſteigen.

Gegen Abend kamen wir nach einem Hofe, der einer Witwe Müller gehört.

In den Sandebenen ſieht man zwiſchen den Büſchen vielfältig Landſchildkröten kriechen. Die Töchter hier im Hauſe hatten durch ihre Sklaven verſchiedne dieſer Thiere, große und kleine, hohlen laſſen, um ſie zu eſſen. Die Zwergſchildkröte (Teſtudo puſilla) iſt am häufigſten anzutreffen. Von dieſer Art waren die, welche man jetzt bratete und aß. Ich ſchlich in die Küche, um zu ſehen, wie ſie zubereitet würden, und fand, daß die Mädchen unbarmherzig genug waren, die armen Thiere auf glühende Kohlen zu legen, ſo daß ſie, mit Kopf und Füßen zappelnd, ganz lebendig gebraten wurden, bis ſie von der Hitze endlich berſteten. Der eigentliche Leckerbiſſen von dieſen Schildkröten beſteht in den Eyern, die aber nichts als gelben Dotter enthalten, und vorzüglich gern gegeſſen werden. Die Fenchelwurzeln bratet und ißt man hier auf die nämliche Art, als die Aniswurzeln. Eben ſo werden die Zwiebeln der eßbaren Schwertlilie (Iris edulis), welche in dieſen Ebenen ſehr häufig wächſt, und theils weiße, theils gelbe, theils blaue Blumen trägt, gebraten und gegeſſen; man ißt ſie auch gekocht, imgleichen mit Milch geſtobt: ſie ſchmecken recht gut und ſind dabey nahrhaft. Die Sklaven pflegen ſie in Menge zu ſammeln.

Weiter kamen wir zum Hofe der Compagnie im grünen Thale (Groene Kloof), nachdem wir den Dachsberg (Daſſen - Berg), den Bürgerpoſten (Burger - Poſt), den Kuhberg (Koe - Berg), und den Grünthalsberg (Groene - Kloofs - Berg) vorbeygereiſet waren. Auf dem Bürgerpoſten, wie auch auf dem Kuhberge liegt eine Kanone bey einer errichteten hohen Flaggſtange. Beyde dienen dazu, bey entſtehender Gefahr den Einwohnern auf dieſer Seite des Cap ein Zeichen zu geben und ſie aufzubiethen.

Das Land iſt hier mit Dünen und tiefem Sande angefüllt, wodurch die Wege ſehr beſchwerlich geworden ſind. — Die Häuſer bauet man, in Ermangelung des Holzes, von ungebrannten, aber doch in der Luft ein wenig getrockneten Lehmſteinen. — Unter dem Vieh herrſchte jetzt die Harnkrankheit. Man heilte ſie mit einem Strohhalme, den man in die Harnröhre ſteckte, und womit man den Gries vom Harze der Euphorbie (Euphorbia), der ſich da wie ein Kalk geſetzt hatte, los machte: eine Operation, die anfangs doch blutig war. Man verſicherte mich, daß wenn dieſer Harnzwang nicht geheilt würde, die Blaſe, nicht von der Schärfe, ſondern von der Menge und dem Andrange des Harns, ſpringen müſſe.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen begaben wir uns nach dem Gänſekraale (Ganſe - Kraal) und von da an den Meeresſtrand.

An den Klippen fängt man hier das Meerohr, eine Art Schnecken: man kocht und iſſet ſie wie Muſcheln. — In den Sandfluren halten ſich ſowohl der mit einem Bläſſen bezeichnete, als der weiße Sandmaulwurf (Marmota Capenſis und Africana) auf. Sie ſollen in den Gärten viel Schaden anrichten. Man fängt ſie

entweder in Fallen oder in Gruben. Zuerſt gräbt man eine Grube vor ihnen, und hernach hinter ihnen; man ſtopft auch wohl die Oeffnung hinter ihnen zu, und gräbt ihnen hernach von vorn entgegen. — Hier fand ich auch eine kleine Kohlenbrennerey. In dieſem an Holz ſo armen Lande brennt man ſonſt faſt gar keine Kohlen, ſondern bekommt die zum Gebrauche der Schmiede nöthigen Kohlen größtentheils aus Europa. Bey dem Brennen verfährt man ſo: das Holz wird wie gewöhnlich auf das eine Ende geſetzt, doch ſo, daß die dünneren Stücke zwiſchen die größeren geſetzt werden. Um dieſen Holzhaufen ſetzt man hernach Schilf und Binſen, und um dieſe herum auswendig legt man Torf. In die Mitte und nach außen ſetzt man getheertes Holz, womit der Meiler angezündet wird. Sobald dieſer in Brand geſteckt iſt, deckt man die alleroberſte Oeffnung mit Torf wohl zu. Um den Fuß des Meilers läßt man verſchiedne Zuglöcher, die man, wenn das Feuer anfängt auszubrechen, nach und nach zuſtopft, und darauf die Seiten umher allmählig ganz zudeckt. Nach einigen Tagen iſt alles zu Kohlen gebrannt; alsdann öffnet man den Meiler, und löſcht das etwa noch vorhandne Feuer mit Waſſer ſorgfältig aus. Der ganze Kohlenmeiler iſt indeſſen nicht größer, als ein Heuhaufe. — Die Hottentotten ſammeln hier Bucku oder Dioſma (Dioſma): ſie dörren es erſt im Schatten und hernach über dem Feuer, ehe ſie es pulveriſiren.

Nicht weit vom Ufer iſt eine hier zu Lande ſogenannte Salzpfanne. Ich beſah ſie; ſie ſtand jetzt voll Waſſer. Salzpfannen nennt man hier große Plätze, wo ſich ſalziges Waſſer ſammelt, das nach der Zeit des Winterregens allmählig ausdunſtet, und auf dem Boden Salz zurückläßt, welches der Landmann hohlt und

in ſeiner Haushaltung gebraucht. Auf dieſe Art wird alles Salz, das die Koloniſten im ganzen Lande brauchen, ohne das mindeſte Zuthun der Kunſt, von der Natur zubereitet. Wenn der Winter zu Ende, und die Regenzeit ebenfalls vorbey iſt, dunſtet das Waſſer ſehr ſtark aus, welches theils von der ſtarken Sonnenhitze, theils von den heftig wehenden Winden herkommt. Das Salz kryſtalliſirt ſich alsdann, und ſinkt zu Boden. Die ſtärkſte Kryſtalliſation geſchieht im November und December, und zwar mitten am Tage zwiſchen zehn und drey Uhr. Während dieſer Zeit ſieht man deutlich, wie das Salz zuerſt auf ähnliche Art als Rahm oder Sahne, auf der Oberfläche ſich kryſtalliſirt, ehe es durch ſeine Schwere niederſinkt. Dieſe Salzborke iſt ſehr fein, und giebt feines Salz, das geſammelt werden muß, ſobald es ſich kryſtalliſirt, und vom Süd-Oſt-Winde auf die Nord-Weſt-Seite getrieben wird. Geſchieht dies nicht, ſo fällt es in verſchiednen Lagen oder Schichten auf den Boden, und bildet eine dicke Lage von groben Salze, das grobkörnig iſt, von dem Unreinen, das ſich damit vermiſcht hat, oft eine graue Farbe bekommt, und zum Einſalzen der Fiſche und des Fleiſches gebraucht wird. Das feine Salz hingegen iſt nicht nur weißer, ſondern auch reiner, und wird nur auf dem Tiſche und zum Salzen der friſchen Butter gebraucht.

Den 19. September reiſeten wir vom grünen Thale ab: zur Rechten hatten wir auf dieſem Wege das unter dem Nahmen Bürgerpoſt (Burger Poſt) bekannte Gebirge, und zur linken die Grünthalsberge (Groene-Kloofs-Berg); vor uns etwas rechter Hand, den Rehbockskopf (Reeboks-Kop), und ganz vor uns den Konterberg (Konter-Berg), hinter welchem wir den Pa-

vianberg (Babian-Berg) liegen ſehen konnten. Nachdem wir dieſe Berge zurückgelegt hatten, und wieder auf ebenem Felde waren, erblickten wir das Ribeckkaſtel, den Vierundzwanzig-Flußberg (Vier en twintig Riviers Berg) und die Piketberge. Zugleich bemerkten wir eine große Menge Rehböcke (Capra), Hirſchthiere (Haarte Beeſt, Capra dorcas), Steinböcke (Capra Grimmia), und Taucherböcke (Duykers, Capra), nebſt Streithähnen und Straußen. Den Pfaffengrubenbrunnen (Papenkuyls-Fountain) und den Eulenkraal (Uylekraal) vorbey, kamen wir nach Jan Slabberts Hofe.

Nach einigen Tagen langten wir bey der Saldanhabay an. Dieſe hat viele Inſeln und gefährliche Untiefen. Einige Stellen halten nur drey Faden Waſſer. Auf der Findlinginſel (Fundling-Eyland) macht man Thran von Seehunden in Lehmpfannen, worin er erſt gegen die Sonne geſtellt wird, damit er ausdünſten möge. Darauf wird er in einem Keſſel mit Holz, und hernach mit demjenigen Fette, das nicht ausgeſchmelzt werden kann, gekocht. Nahe bey dieſem Hafen liegen verſchiedne Inſeln, als die Findlinginſel, die Dachsinſel (Daſſen-Eyland), Jutland, die ſich durch große Steinhaufen auszeichnet, die Meeweinſel (Meewen-Eyland), die Taxusinſel (Taxen-Eyland) und die Schafinſel (Schaapen-Eyland). Sie alle ſind ſehr ſteinig, und ihrer Klippen wegen iſt es ſchwer und gefährlich, mit Fahrzeugen bey ihnen anzulegen. Auf der Taxusinſel findet man Kaninchen, die, ſeitdem man ſie hieher gebracht hat, ſich in großer Menge vermehrt haben. Die Dachsinſel iſt beſonders der allgemeine Aufenthalt der Penguine, einer Art Seevögel, die ganz und gar nicht fliegen, dagegen aber ſo viel beſſer ſich untertauchen kön-

nen, daher ſie denn auch ihre meiſte Zeit auf dem Meere zubringen.

Schiffe laufen in dieſen Hafen ſelten ein, wenigſtens keine andre, als die, welche zu niedrig unterm Lande geſegelt ſind, und daher nicht nach der Capſchen Rhede haben hinkommen können. Der Hafen geht in verſchiednen Beugungen fort; daher gebrauchen die Schiffe mancherley Winde, wenn ſie heraus wollen.

Von der Saldanhabay ſetzten wir unſre Reiſe nach Weißeklipp (Witte-Klipp), einem dem Koloniſten Tobias Moſtert gehörigen Hofe, fort. Seinen Nahmen hat dieſer Hof von einem kleinen Berge, oder vielmehr einer iſolirt ſtehenden, und nicht ſehr hohen Klippe, bey welcher er liegt. Dieſer kahle Berg iſt ganz weiß, aber nicht, wie man hier glaubt, von Kalk, ſondern von einer Art weißen Mooſes, nämlich der kalkartigen Staubpflanze (Byſſus lactea). Vorwärts nach dem Hofe hin hat er eine große, beynahe mondförmige Höhle mit einem gleichſam gewölbten Dache. Es iſt ſehr ſchwer da hinein zu kommen, weil der Berg vor derſelben nicht nur ſehr ſteil, ſondern auch rund und ganz glatt iſt, einige ſchmale Streifen ausgenommen, die in die Länge hinab laufen, und vom Regenwaſſer gebildet ſind. Demungeachtet konnte ich dem Triebe hinein zu gehen, nicht widerſtehen, weil ich verſchiedne Schwalben, die da ihre Neſter hatten, hinfliegen ſah, und vermuthete, es möchte auch ein oder anderes ſeltnes Gewächs ſich da einquartiert haben. Ich zog deswegen Schuh und Strümpfe aus, und kletterte endlich barfuß glücklich hinauf. Der Rückweg wurde mir hernach noch weit ſchwerer, weil ich denſelben Weg, und zwar auf dem Hintern herabrutſchend, wieder hinunter mußte. Selten mag wohl dieſe Höhle ähnliche

Beſuche gehabt haben; ſie verdient ſie aber auch nicht. Denn außer einer todt auf dem Boden liegenden Schwalbe traf ich nichts darin an, das der Mühe werth geweſen wäre, geſehen zu werden. Sie iſt ungefähr zwanzig Ellen vom Fuße des Berges entfernt, und beynahe mitten am Berge; die Höhe und Weite beträgt einige Klafter.

Die Strauße ſind in dieſer Gegend ſehr gewöhnliche Vögel. Ein Männchen wohnt, wie man mich verſicherte, mit drey oder vier Weibchen zuſammen, die überall zwanzig bis dreyßig Eyer legen, auf denen ſie um einander ſitzen, um ſie auszubrüten, und zwar in einem Neſte, das ſie mit den Füßen im Sande zurecht getreten haben. — Auch halten ſich in den hieſigen Ebenen die Schakale oder Simſonsfüchſe in großen Schaaren auf. Die Einwohner nennen ſie wilde Hunde. Sie fangen und verzehren viele von den hier befindlichen Böcken, wie auch viele Strauße. Man ſagt, daß ſie in großer Anzahl bey einander förmliche Jagd nach dieſen Thieren, und zwar mit großem Geheul, anſtellen, ſo daß ſie dieſelben erſt von fern umringen, und dann immer enger einſchließen. Manchmahl thun ſie auch dem Landmanne großen Schaden, indem ſie gern Schafe rauben: dieſe müſſen daher ſorgfältig gehütet und die Hirten mit Schießgewehr verſehen werden.

Mit Blumen ſind dieſe flachen Sandgefilde nur im Frühlinge und im Anfange des Sommers geſchmückt. Sobald die Dürre und der Süd-Oſt-Wind anfangen überhand zu nehmen, wird der Same bald allenthalben umher geſtreuet, oft ehe er recht zur Reife gekommen iſt. Aus dieſer Urſache ſah ich mich oft genöthigt, den Samen, welchen ich für Europäiſche botaniſche Gärten einnehmen wollte, beſonders von den annuellen Gewächſen,

unreif zu ſammeln, und in Papier trocken werden und nachher völlig reifen zu laſſen.

Wir kamen weiter zum Honigberge (Honing-Klip), einem Hofe des Landeigenthümers Nikolaus Klein.

Unterweges ſah ich die Hottentottiſchen Raben (Corvus Hottentottus) häufig den Kühen auf dem Rücken ſitzen, und ihnen die Milben (Acari), von welchen das arme Vieh hier ſehr geplagt wird, ableſen. Sie hacken aber auch den Weitzen ſogleich nachher, wenn er geſäet iſt, aus der Erde. — Auf dem Hofe hatte man einen zahmen Greisbock (Grys-Bok, Capra), von der Größe eines mittelmäßigen Lamms, den man in den Sandebenen gefangen hatte. Sowohl dieſer als der ſogenannte Steinbock, ſoll den Kopf verſtecken, und ſich alsdann einbilden, er könne nicht geſehen werden; daher ſpringen ſie auch nicht leicht eher aus dem Gebüſch auf, um zu fliehen, ehe man ihnen ganz nahe gekommen iſt *).

Das Geſträuch auf dieſen Sandhaiden beſteht bloß aus kleinen, dünnen ſtrauchartigen Gewächſen, die eine, höchſtens zwey Ellen hoch ſind. Die Stämme und Zweige ſind zum Theil ſo dünne, daß man ſie gar nicht zum Brennen gebrauchen kann. Sie dienen aber doch verſchiednen wilden Thieren zu ſichern Schlupfwinkeln. Ich hatte oft viele Mühe, in dergleichen Gebüſche die kleinen Vögel, die ich im Fluge, wenn ganze Scharen vorbeykamen, geſchoſſen hatte, und die dahinein gefallen waren, wieder zu finden.

*) Dieſes Thier, nebſt verſchiednen andern Gattungen, welche am Cap Böcke genannt werden, gehört in das von Pallas ſo gut beſtimmte Geſchlecht der Antelopen, welches ſich durch ſeine Verwandtſchaft mit den Hirſcharten von den Ziegen hinlänglich unterſcheidet, obgleich unſer Verf. es noch immer dahin zieht. S.

Nun trafen wir zu Roſenthal (Roozen-Daal), Peter Loſpers Hofe, und hernach auf dem Hofe eines andern Loſpers ein. Dieſe Gegend liegt zwiſchen der Saldanhabay und der Sancthelenabay, nicht weit von der Küſte. Sie iſt niedrig, voll Sanddünen und tiefer Stellen (Valley), welche letztere jetzt ganz voll Waſſer ſtanden, theils vom häufigen Winterregen, theils weil der Bergfluß (Bergs-Rivier) ausgetreten war. Eben um dieſes allenthalben ſtehenden Waſſers willen, konnten wir auch weder nach dieſem Fluſſe, noch nach Melks Hofe kommen, wohin man ſonſt in einem Boote überge= ſetzt wird. Wir waren alſo in der Nothwendigkeit, uns nach Brandts Hofe am Salzfluſſe (Zout-Rivier) und von da nach dem Eigenthum des Sohns dieſes Mannes am Kameradquell (Maatjes-Fountain) zu begeben.

Dieſer Salzfluß iſt ein ganz andrer, als der, welcher nahe bey Cap fließt, und ſeines ſalzigen Waſ= ſers wegen eben den Nahmen führt. In dieſem Lande trägt es ſich oft zu, daß ganz verſchiedne, und zum Theil weit von einander entfernte Inſeln, Berge, Flüſ= ſe und ſelbſt Wohnplätze und Höfe einerley Nahmen ha= ben: ein Umſtand, der in der Geographie deſſelben viel Verwirrung verurſacht. Die Höfe und Landeigen= thümer, deren Benennungen von den Beſitzern vorge= ſchlagen und von der Regierung beſtätigt werden, wür= den freylich anpaſſende und deutlich unterſcheidende Nah= men bekommen können, wenn der Gouverneur um dieſe ſo große und weitläuftige Kolonie, deren Umfang die verei= nigten Niederlande in Europa vielmahl übertrifft, ſich et= was mehr bekümmerte. Allein da nicht nur die eigentli= che ins Meer ſich erſtreckende Landſpitze, ſondern auch die Stadt, ja ſogar die ganze Kolonie noch gewöhnlich Cap heißt, und die Stadt, obzwar ſie ſchon ſeit hundert

und funfzig Jahren angelegt iſt, noch keinen beſondern Nahmen bekommen hat, (ein klarer Beweis von großer Sorgloſigkeit und ſchlechter Polizey), ſo iſt es kein Wunder, wenn einzelne Höfe oft einerley, oder die ungereimteſten Benennungen haben.

In der Gegend des Salzfluſſes halten ſich unzählbare Scharen Kernbeißer oder Goldfinken (Loxia orix) auf, beſonders an denjenigen Bächen und Waſſerſtellen, die mit hohem Schilf bewachſen ſind, worauf ſie ihre Neſter bauen, und von wo man ihr Zwitſchern, hauptſächlich gegen Abend, da ſie in Menge dahin zurückkommen, weit hin hören kann. Sie thun dem Weitzen viel Schaden: zuerſt freſſen ſie den Staubbeutel (Anthera) der Blumen, und hernach die Körner. Das Weibchen ſieht allezeit grau aus; bey dem Männchen aber kommen vom Junius bis zum Januar allmählig die blutrothen Federn zum Vorſchein. Dieſe Gattung iſt etwas kleiner, als der Capſche Kernbeißer (Loxia Capenſis); auch ſeine Eyer ſind kleiner und ganz grün, dagegen die Eyer des letztern grau mit ſchwarzen Flecken und etwas größer ſind. Uebrigens iſt dieſer Vogel, wie das ganze Geſchlecht der Dompfaffen, ſehr dumm, und daher um ſo viel ſchwerer von den Weitzenfeldern entfernt zu halten, wo eben ihrer erſtaunlichen Menge wegen der Schade, welchen ſie anrichten, beträchtlich iſt. Wenn man auch ſchon mit einer Büchſe unter ſie ſchießt, da gemeiniglich ihrer viele auf jeden Schuß fallen, ſo fliegen die andern doch ſofort wieder hin, ohne ſich irgend vor Gefahr zu ſcheuen. — Die Kampfhähne ſah ich hier die Blumenknoſpen von der kräuſelförmigen Laugenblume (Cotula turbinata), welche in dieſem Theile von Afrika in allen niedrigen Sandebenen wächſt, abfreſſen.

Hierauf kamen wir nach Floris Fiſchers Hofe. Vom grünen Thale an und noch weiter hin heißt dieſer Diſtrikt Schwarzland (Zwart - Land). Er hat ſeine eigne Kirche. Die Predigerſtelle war nun ſeit dem Tode des letzten Paſtors drey Jahre vacant, ohne daß man von Holland einen neuen hatte bekommen können. Indeſſen predigte hier doch einmahl des Monaths ein Geiſtlicher aus der Stadt. Die Bauern haben einen weiten Weg zur Kirche: einige gebrauchen zwey Tagreiſen.

Nun ritten wir bergan, und zwar längs dem Schwarzberge und denſelben vorbey, bis wir bey Stoffel Schmidt ankamen.

Jetzt wurden die Dünen ſeltner, das land höher, und das Erdreich feſter. — Rübenzwiebeln, oder Rapunzeln (Raapuyntjes, Cyanella Capenſis), nennt man hier eine Art Zwiebeln, die von den landleuten gebraten und gegeſſen wird. — Die Aethiopiſche Miſtel (Viſcum Aethiopicum) wird gegen die Diarrhöe gebraucht; man trinkt auch Thee davon.

Weiter kamen wir zu dem Hofe des jüngern Slabbert. Hinter uns hatten wir zur linken die Piketberge.

Wenn man am Cap iſt, glaubt man eine vor ſich hin liegende an einander hängende Reihe von Gebirgen zu ſehen. Auf meiner jetzigen Reiſe aber fand ich, daß dieſe Berge getrennt ſind, und zugleich in verſchiednen Strecken liegen. Ribeckkaſtel iſt ein Gebirge, das ſich von Oſten nach Weſten erſtreckt, und auf dieſer Seite mit dem ſchwarzen Berge endigt. Dieſe laufen alſo nicht völlig parallel mit den höher hinauf liegenden Gebirgen.

Wir verfügten uns weiter nach Kornelis Goſens, eines Sattlers, Hofe. Hier mußte ich einen meiner Ochſen zurücklaſſen, der an der Hüfte lahm geworden

war, und auf der Reiſe nicht weiter gebraucht werden konnte.

Der große Bergfluß (Groote Berg-Rivier), den wir nunmehr erreicht hatten, war von dem vielen Regen ſehr hoch angeſchwollen, und es war unmöglich, an der gewöhnlichen Stelle bey der Fledermaustrifft (Vleer-muys-Drift) mit dem Wagen durchzufahren. Wir mußten uns alſo mit der Fähre nach Piter Jubers Hofe überſetzen laſſen. Der Bewohner dieſes Hofes muß die Fähre beſtändig im Stande erhalten, auch das Ueberſetzen beſorgen. Dafür bekommt er jährlich eine anſehnliche Summe Geldes, nämlich acht Gulden von jedem jenſeits liegenden Hofe, und außerdem noch beſondre Bezahlung von allen andern, die überfahren. Auch nehmen die ſämmtlichen hier herum liegenden Bauerhöfe an der Unterhaltung der Fähre Theil, ſie mögen groß oder klein, arm oder reich ſeyn, die Fähre oft, oder ſelten, oder gar nicht gebrauchen. In der That benutzen einige Bauern ſie niemahls, ſondern reiſen mit ihren Waaren des Sommers alsdann, wenn das Waſſer in dieſem Fluſſe niedrig ſteht, und ſie mit dem Wagen leicht durch die Furth kommen können, zur Stadt.

Von hier ging unſer Cours zu Johannes Liebenberg. Jetzt bekamen wir Weinberge und Gärten mit Citronen- und Apfelſinbäumen zu ſehen. Der Weg iſt hier völlig dicht und hart, und beſteht aus röthlichen Steinbergen. Das Feld iſt ziemlich grasreich.

Ferner ritten wir nach Chriſtian Liebenbergs Hofe, nach Gerd Kemps Hofe am Dachsberge (Daſſen-Klip) Friedrich Liebenbergs Hof vorbey, über den beſchwerlichen Kartousberg zu Wilhelm Burger, wo wir am Abend naß und erſchrocken ankamen. Naß waren wir vom Regen, der während der ganzen Paſſage über den

Berg ununterbrochen angehalten, und uns ganz und gar durchnäßt hatte. Voll Furcht und Schrecken waren wir noch über den Weg, den wir gekommen waren. Er war einer der mühſeligſten, gefährlichſten und ſteilſten, die wir je geſehen hatten, und gewiß ſind kaum andre, als die ihn gereiſet ſind, im Stande, ſich einen rechten Begriff davon zu machen. Auch wird dieſer ſchmale Bergweg (Kloof), der über daſſelbe Gebirge, als der Bergweg nach Rotheſand (Roode-Zands Kloof), aber weiter unterwärts nach dem Norderende hin, geht, von den ſämmtlichen Einwohnern für einen der allerſchlimmſten Wege über die Afrikaniſchen Gebirge gehalten. Auf der Weſt-Seite iſt er nicht ſehr hoch, auch eben nicht beſchwerlich oder gefahrvoll. Deſto ſchrecklicher aber wird er auf der Oſt-Seite, wo er ganz ſteil, ſteinig und ſchmal iſt, und ſich zur Linken ein tiefer Abgrund zeigt, dem man entgegen fährt. Eine Hand breit zu weit zur Seite ſetzt Wagen, Ochſen und Fuhrmann in die äußerſte Gefahr. Die Ueberfahrt war jetzt mit noch mehr Gefahr als ſonſt verbunden, da der Regen den Weg ſehr glatt und ſchlüpfrig gemacht hatte, und das Zugvieh leicht ausglitſchte. Der Hof liegt unmittelbar am Fuße des Berges. Der Bauer und ſeine Frau wußten ihr Erſtaunen über die Ankunft ihrer Gäſte, dergleichen ſie bey ſolchem Wetter an dieſem Orte gar nicht vermuthet hatten, nicht genug zu erkennen zu geben. Das Land iſt übrigens, wie Rotheſand, ein breites, nicht nur auf beyden Seiten, ſondern auch an den beyden Enden mit Bergen umgebnes, von einem Fluſſe, der den Nahmen Elefantenfluß (Olifants-Rivier) führt, durchwäſſertes und ſehr grasreiches Thal. Von Rotheſand iſt es durch den Winterberg (Winter-Hoek), und andre daran liegende Berge abgeſondert, auch von ganz

andrer Geſtalt und äußrer Beſchaffenheit; Rothesand iſt viel niedriger, und einen guten Theil ſchmaler; denn die ganze Breite beträgt nur einige Büchſenſchüſſe.

Froh, nach einer ſo gefährlichen Reiſe unſer Fuhrwerk noch in gutem Stande zu haben, begaben wir uns weiter hinunter zu Schalk Burger, und von da durch den Elefantfluß, den wir hernach zur linken hatten. Wir frühſtückten ein wenig, und verfügten uns nach dem eine Strecke vom Hofe belegenen warmen Bade, um daſſelbe in Augenſchein zu nehmen. Der Weg dahin war ſehr ſumpfig, und beſchwerlich, ehe wir etwas aufwärts an den Fuß des Berges kamen.

Dieſes warme Bad, welches gewöhnlich unter dem Nahmen Elefantenwarmebad (Olifants-warme Baad) vorkommt, heißt auch wohl Engelsbad (Engele-Baad), von einem Fiſkale Engelmann, der es zuerſt ausgraben und reinigen, auch auf Koſten der Compagnie, zur Bequemlichkeit der Badegäſte ein gut eingerichtetes und hübſches ſteinernes Haus da hat bauen laſſen. Die Adern der Quelle haben eigentlich an der Oſt-Seite der langen Bergkette in einer ziemlichen Höhe oberhalb des Fußes derſelben, ihren Urſprung, und zwar in einer Kluft, die ſchräge ſüdwärts läuft, und da in die Quer eine andre Kluft bildet. Der Adern ſind mehrere; drey aber ſind die vornehmſten. Aus dieſen fließt das Waſſer in unterſchiedliche kleine Hütten, die da, und zwar beſonders für die Koloniſten, andre für die Sklaven, und wieder andre für die Hottentotten, angelegt ſind. In jeder Hütte ſind drey oder vier Treppen, die ins Waſſer hinabgehen, und worauf die Badenden nach Belieben ſitzen können. Auf der einen Seite iſt zugleich die Einrichtung getroffen, daß ſie während des Schwitzens liegen können. Das Waſſer ſelbſt iſt nicht ſiedend heiß,

ſondern nur lauwarm, hat keinen Geſchmack, ſetzt keinen Ocker oder andern Bodenſatz, und in den Rinnen, worin es fortgeführt wird, wächſt nur Waſſerfaden (Conferva). Dies Bad iſt auf derſelben Seite deſſelben Gebirges, und iſt auch von eben der Art, als das im erſten Theile von mir beſchriebne warme Bad im Brandthale (Brand-Valleys warme Baad). Auch hat es darin mit dieſem Aehnlichkeit, daß man darin leinenes Zeug waſchen, ohne daß es Flecken giebt, und Eſſen kochen kann, ohne daß dieſes den mindeſten übeln Geſchmack bekommt. Auch die blaue Farbe des Zuckerpapiers wird durch dies Waſſer nicht verändert.

Die hier belegenen Höfe haben ſowohl Weinberge, als Obſtgärten, und für das Vieh vortreffliche Weide.

Die Berge zur Rechten trennen das Bockland (Bokke-Veld) von dieſem Thale, und ſcheinen fünf anſehnliche Bergrücken auszumachen, zwiſchen welchen tiefe Thäler ſich erſtrecken, die nach Flintenſchüſſen eben ein ſolches Echo, als nach dem Donner hören laſſen. Einer von den Bergen, der oben flach und dabey hoch iſt, und an den Seiten in zwey Erhöhungen ſich erhebt, heißt der kleine Tafelberg.

Anders Lubbe's Hof vorbey kamen wir zu einem Hofe, der Peter Gaus gehörte.

Vor Zeiten ſind dieſe gebirgigen Gegenden von Löwen und andern wilden Thieren angefüllt geweſen. Seit mehrern Jahren aber ſind dieſe ſo verſcheucht und weggewöhnt, daß die Einwohner nur ſelten Beſuche von ihnen bekommen. Gleichwohl muß jeder Koloniſt in dieſem Diſtrikte der Compagnie noch eine von Alters her eingeführte Steuer bezahlen, die man Löwen- und Tigergeld nennt. Jeder entrichtet vier Reichsthaler Löwen- und zwey Gulden Tigergeld. Vor dieſem wurde von die-

ſem Gelde eine Kaſſe formirt, woraus damahls, als man den Anbau des Landes erweiterte, und die Koloniſten von den wilden Thieren ſehr beunruhigt und gehindert wurden, jedem, der eins derſelben ſchoß oder fing, eine gewiſſe Prämie ausgezahlt wurde. Anfangs bezahlte die Regierung für einen Löwen ſechzehn Reichsthaler, und für einen Tiger zehn Gulden. In der Folge wurde dieſe Summe ſo vermindert, daß man für eine Löwenhaut nur zehn Reichsthaler, und für eine Tigerhaut ſechs Gulden bekam. Jetzt, da dieſe Thiere im größten Theile der Kolonie ſo ausgerottet ſind, daß ſie ſich ſelten oder gar nicht mehr ſehen laſſen, wird den entfernteſten Koloniſten, welche die einzigen ſind, die davon beunruhiget werden, nicht anders mehr eine Prämie dafür ausbezahlt, als wenn ſie die Thiere lebendig nach der Capſtadt bringen und da vorzeigen, welches ſich aber faſt gar nicht thun läßt. Und doch hört dieſe, zu jenem beſtimmten Endzwecke eingerichtete Steuer nicht auf, obgleich die Abſicht erreicht iſt, und die Urſache längſt aufgehört hat; ſondern ſie hat eben die Natur und Beſchaffenheit angenommen, wie ſo manche Abgaben und Steuern an andern Orten. — Außer dem, was der Landmann jährlich für ſeinen Hof entrichten muß, bezahlt er auch alle Jahr für Wachslicht vier Reichsthaler, für jedes Pferd einen Stüber Holländiſch, und für jedes Hundert Schafe einen Gulden. Ferner muß jeder Einwohner, der Bürger iſt, er ſey arm oder reich, er beſitze einen einträglichen oder geringen, großen oder kleinen Hof, eine gewiſſe Abgabe zur Unterhaltung der Wege und des Straßenpflaſters erlegen. Zu Unterhaltung der Brücken und Fähren müſſen ebenfalls alle gleich beytragen, ihr Weg mag darüber gehen oder nicht. Dagegen ſind ſie frey von allen Lieferungen zum

Kriege, es ſey an Mannſchaft oder Rüſtung, frey von Zehnten und andern Abgaben an Korn und Vieh, ſowohl an den Staat als an die Geiſtlichkeit, vom Bau und Beſſerung der Wege, von Vorſpann, Frohndienſten und allem dergleichen.

An dieſem Orte ſah ich bey einem Mädchen ein ſehr bösartiges Ueberbleibſel von den Maſern, das nunmehr noch nach drey Jahren vorhanden war. Es beſtand in blauen, oder vielmehr grünlichen Flecken (Sugillationes) vor der Stirn und unter den Augen, die zwey bis drey Wochen dauerten, dann weggingen und hernach wiederkamen. Auch an andern Theilen des Körpers, als auf den Armen und Händen, hatte ſie ſolche Flecken; aber das Geſicht litt doch vorzüglich dadurch und war ganz entſtellt. — Auch ein ſchon zu Jahren gekommner Bauer hatte nach den Maſern einen ziemlichen Anfall von der Lungenſucht; ich verordnete ihm die erforderlichen Arzneymittel, und habe hernach erfahren, daß er ſeine Geſundheit völlig wieder erhalten hat.

In den folgenden Tagen ſetzten wir unſre Reiſe das Thal hindurch weiter fort, kamen nach Berndt Lubbe's Hof, den Pikenierberg, welchen wir zur Linken ließen, und den daran liegenden Hof, der von ſeinem Beſitzer Matton den Nahmen hat, vorbey, zu dem jüngern Berndt Lubbe, am Ende des durch das Thal gehenden Bergweges.

Jetzt fing das Land an merklich uneben und bergig zu werden. Hier wächſt eine Stöbe (Stoebe), deren Wurzel genau eben ſo als der Gartenbaldrian (Valeriana Phu) riecht, und meiner Meinung nach gegen die fallende Sucht ein gutes Mittel ſeyn muß.

Den 15. October begaben wir uns wieder auf die Reiſe. Wir hatten unſre Eßkörbe auf einige Tage an-

gefüllt, und nahmen unſern Weg über das Gebirge nach Kies Koopmanns Hofe, von da weiter zu Spannenberg, jenſeits des Dornfluſſes (Doorn-Rivier), und endlich zu Klaes losper, deſſen Hof im unterſten Bocklande (Bokke-Veld) liegt. Wir waren aber noch nicht weit am Gebirge hinauf gekommen, als ich das Unglück hatte, daß durch die Unvorſichtigkeit meines Fuhrmanns mein Karren umwarf, und die Deichſel brach. Es war daher ſchlechterdings unmöglich, die Reiſe über beſchwerliche Gebirgswege in unbewohnten Gegenden weiter fortzuſetzen. Wir mußten uns deswegen, ſo gut wir konnten, mit Stricken zu helfen ſuchen, nach dem Bauerhofe zurückkehren, und einen andern Entſchluß faſſen. Hier ließ ich meinen Karren wieder in Stand ſetzen, und wir beſchloſſen, um ähnliche Unfälle zu vermeiden, unſre Wagen und Karren langſam durch das Pikenierthal (Pikenier-Kloof), dann weiter hinauf durch das Rotheſandthal (Roode-Zands-Kloof), nach Rotheſand fahren, und da ausruhen und unſre Ankunft erwarten zu laſſen. Mittlerweile machten ich und der Engländer zu Pferde die Reiſe weiter hinterwärts im Thale hinauf nach Gaus Hofe, wo wir durch das lange Elennthal (Elands-Kloof), und weiter über das Gebirge nach dem ſogenannten kalten Bocklande (Koude-Bokke-Veld), zu Bernhard Forſter kamen.

Das Elennthal iſt ziemlich breit, und ein großer Fluß fließt hindurch. Das kalte Bockland, welches zwiſchen dem unterſten und dem warmen Bocklande, wie auch zwiſchen dem Elefantenthale (Olifants-Kloof) und dem Karrolande (Carro-Veld) liegt, hat eine ſehr hohe Lage und im Winter ziemlich kalte Witterung. So kalt iſt es da indeſſen doch nicht, als im Rockenlande (Rogge-Veld), das weiterhin jenſeits des Karrolandes

liegt, und deſſen Einwohner verſchiedne Monathe im Jahr, vom April bis September, um der Kälte und des Schnees willen nach dem darunter liegenden Karro ziehen, das alsdann Waſſer, Regen und Gewitter hat. Die Einwohner dieſes Bocklandes ziehen zwar auch mit ihrem Viehe eine Zeit im Jahre nach Karro, es iſt ihnen aber ſcharf verbothen. Das kalte Bockland iſt faſt genau ſo breit, als das Elefantthal, zu beyden Seiten mit hohen Bergen umgeben, die nord-weſtwärts zuſammenſtoßen, und nur einen ſchmalen Eingang zu einem auf der andern Seite liegenden flachen Felde übrig laſſen. Hier fällt bisweilen Schnee, der eine Zeit lang liegen bleibt, ohne zu ſchmelzen. So kalt dies Land inzwiſchen ſeyn mag, iſt es doch vor dieſem von den Hottentotten weit mehr, als jetzt von den Europäern, die hier nur einige wenige kleine Höfe angelegt haben, bewohnt geweſen. Ueberhaupt wohnen die Hottentotten in ihren Ortſchaften zu einer ziemlichen Anzahl beyſammen, oft mehrere hundert in großen Dörfern; ſie leben von Wurzeln, dem Fleiſche wilder Thiere und ihren eignen Herden, zu deren Weide ihnen das ganze Land offen ſteht; und dabey ſind ſie mit wenigem zufrieden. Jeder Koloniſt hingegen will für ſich ſeinen eignen Hof haben; ein Theil des dazu gehörigen Diſtrikts ſoll zu Weitzenfeld und Weinbergen angewandt werden. Wilde Thiere werden ohne Barmherzigkeit, Ueberlegung und gehöriges Sparen getödtet; einige ſchießt man aus Luſt, andre rottet man aus, entweder des Schadens wegen, den ſie im Felde, in den Gärten und ſonſt anrichten, oder auch um des Fells willen. — Das Bockland iſt übrigens ziemlich flach, und ohne Gebüſch und Waldung. Nur hie und da erblickt man einen niedrigen Strauch. Außerdem bringt es weiter nichts als Gras, und an einigen

Orten eine Art hohen Schilfes oder Binſen hervor. An den Bergen ſelbſt ſieht man, wiewohl ſelten und zerſtreut, einen großblättrigen Silberbaum (Protea grandiflora, Holländiſch Waageboom, Wagenbaum), welche Bäume hier noch dazu niedrig ſind. Seinen Nahmen hat dieſer Bezirk von den ſogenannten Springböcken (Spring-Bokken, Capra pygargus), die ſich hier in zerſtreueten Herden aufhalten, und in gewiſſen Jahren aus den entfernteren Gegenden in unzählbarer Menge hieher ziehen. Die zu beyden Seiten liegenden Berge ſind ganz kahl, ſehen wie eine alte Mauer aus, und gehen in die Höhe, ohne einen ſich lehnenden Fuß zu haben, und ohne daß unten kleine Hügel herum liegen, wie dies bey andern Bergen gewöhnlich iſt. Man kann ſehen, daß die Luft viel davon weggezehrt hat, und mit der Zeit werden ſie ihre Geſtalt vermuthlich nicht wenig verändern. Die Luft macht, daß viele Theilchen derſelben verwittern, und dieſe ſpühlt hernach der Regen weg, außer einige große Stücke, die bisweilen herausfallen. Das ſtehenbleibende Regenwaſſer verurſacht auch manche Löcher. Die Klippen, welche viele Spitzen haben, beſtehen zum Theil aus einer Miſchung von Quarzſteinen, Quarzgries und Sandſtein. Die Feuchtigkeit macht, daß ſie ſpringen, los werden und endlich ausfallen, und in großen Stücken herabrollen. Dies macht, daß die Berge zerriſſen ausſehen, und dadurch ſelbſt Beweiſe ſowohl ihres ſehr hohen Alters als ihrer allmähligen Zerſtörung ſind. Die Härte des Steins iſt ſehr verſchieden, und eben daher verwittern ſie auch ſehr ungleich. An vielen Stellen findet man Kieſelſteine, die in großen Klumpen, wie hineingeſpickt, ſtecken: manchmahl ſtecken über hundert in einem Klumpen. Man trifft hier auch viel große Hügel, die aus Sandſtein beſtehen, welcher

unten wie Kalk kreideweiß und los, oben aber, mit einiger Miſchung von Gelbem und Weißem, gelb iſt. In den Thälern und an den Bächen liegt der feinſte Sand, der unſtreitig oben von den Bergen und deren einzelnen Hügeln vom Regenwaſſer heruntergeſchwemmt iſt. Die Schichten und Lagen der hieſigen Berge auf der Oſt-Seite liegen ſchräg, gleichſam als wären die Berge etwas geſunken; auch die etwas breiten Schichten haben eine ſolche Lage, daß ſie gegen Nord-Weſten niedriger und ſüdoſtwärts höher ſind. Dieſe großen und hohen Bergſtrecken, die in verſchiednen Reihen fortgehen, und durch theils breite, theils ſchmale Gründe und Thäler getrennt ſind, machen die eigentlichen Gebirge dieſes ſüdlichſten Theils von Afrika aus.

Der Springbock hält ſich nicht, wie der Rehbock, auf dem Gebirge, auch nicht, wie der Steinbock und der Täucherbock (Duyker), im Gebüſche, ſondern auf ebenem Felde auf, wo er die ſchönſten und bewundernswürdigſten Sprünge, ein bis zwey Klafter hoch, in die Luft macht. In den Gebirgen und Gebüſchen würde der Springbock auch von den Hunden leicht gefangen werden, weil er da eben nicht gut fortkommen kann. Die Steinböcke, hauptſächlich aber die Täucherböcke, richten in den Gärten oft Schaden an, indem ſie die jungen Sproſſen und Knospen an den Bäumen abfreſſen. Die Springböcke ſchaden auch den Weitzenfeldern ſehr, beſonders wenn ſie in großen Haufen ankommen. Sie laſſen ſich gar nicht fangen, weder in Schlingen noch durch Selbſtſchüſſe. Man muß ihnen auf den Feldern, wohin ſie zu kommen pflegen, auflauern und ſie ſchießen. Man gräbt zu dieſem Ende eine Grube im Acker, worin man ſich ganz verbergen kann, und wenn ſie nahe genug gekommen ſind, ſchießt man ſie mit Laufkugeln.

Unter andern Thieren ſah ich hier eine Art Schlangen, die man Baumſchlangen (Boom-Slang) nennt, und von der man erzählt, daß ſie auf den Bäumen die Vögel verſchlingen. — In den Gärten richten die Kernbeißer (Loxia Aſtrild, hier Rood-Beckjes genannt) viel Schaden an, denn ſie freſſen Blumen und Samen ab.

Kräuter haben dieſe Berge nur in geringer Verſchiedenheit und Menge. Unter dieſen iſt auch der ſogenannte Fliegenbuſch, oder das gezähnte Tropfkraut (Roridula dentata), deſſen Blätter mit feinen Haaren und einer zähen und ſchleimigen Feuchtigkeit bedeckt ſind, woran kleine Inſekten allezeit feſt kleben. Man ſetzt dieſe Büſche in die Häuſer, um Fliegen damit zu fangen.

Unſer folgender Aufenthalt war bey Iſaak Viſage. Darauf ritten wir Niklas Janſens Hof vorbey, und kehrten bey Karl van der Merwel ein.

Auch hier liegt ein ſogenannter Tafelberg, und zwar iſolirt mitten im Lande. Nord-weſtwärts iſt er oben ganz platt, und an der Seite ſteil; nach Süd-Oſt aber iſt er abhängig und ſehr hoch, und hat viele Hügel. Die Einwohner dieſes gebirgigen Landes wohnen zwar in einer ungemein hohen Gegend; ſie ſagen aber doch allezeit, wiewohl ganz unrichtig, (denn das Land wird dahin immer niedriger) daß ſie nach dem Cap hinauf reiſen wollen.

Der Weitzen hatte hier noch keine Aehren, da ich ihn doch jenſeit des Berges ſchon völlig in Aehren geſehen hatte. Die Erbſen wurden erſt geſäet. Man ſäet und erntet hier überhaupt ein Paar Monathe ſpäter, als in der Nähe des Cap und in dem jenſeitigen niedriger liegenden Lande. — Daß hier zu Lande das rechte Rad am Pfluge größer als das linke iſt, habe ich ſchon bemerkt. Jenes hat acht Speichen, iſt mit einer eiſernen Platte verſehen, und ſo eingerichtet, daß es nicht abgenommen

werden kann. Das kleine hat nur vier Speichen, läuft allezeit auf der ungepflügten höhern Seite, und hält dadurch den Pflug gerade. — Ich fand hier, daß man die Schafe Morgens und Abends, wenn ſie ausgetrieben wurden und zu Hauſe kamen, genau zählte; auch daß man ſie, um ſie zu kennen, wenn ſie unter fremde Schafe kommen ſollten, an einem, auch wohl an beyden Ohren gezeichnet hatte. Das Zählen war das Geſchäfft der Hausfrau, die auch jedem Schafe ſeinen eignen Nahmen gegeben hatte. Ihr ſehr gutes Gedächtniß und die tägliche Uebung hatten ihr hierin eine ſolche Fertigkeit und Genauigkeit gegeben, daß ſie, wenn unter den mehreren Hundert auch nur eins weg war, es ſogleich vermißte.

Den 20. October kamen wir zu Wilhelm Pretoris. Hier trafen wir zwar einen ſehr wohl gelegenen Hof an; die Witterung iſt aber in dieſer Gegend im Junius, Julius und Auguſt ſo kalt und rauh, daß viel Schnee fällt, manchmahl mehrere Tage nach einander, und daß Eiszapfen an den Dächern frieren. Alle Kälber, Lämmer und Füllen, die an den Tagen, da der Froſt anhält, zur Welt kommen, ſterben in den Hürden oder Pferchen, worin ſie eingeſchloſſen gehalten werden, ohne daß man ſie auf die Weide gehen laſſen kann, vor Kälte und Hunger.

Jan Rasmus und van Heeres Höfe vorbey, reiſeten wir weiter zu Jakob Pinard. Hier fanden wir etwas Waldung. Der Wirth und ſeine Frau waren eben nicht zu Hauſe, und wir trafen nur ein Paar Sklaven und einige Hottentotten-Kinder an. Wir mußten uns daher begnügen, dieſe Nacht unter Obdach zuzubringen, und auf Eſſen und Trinken und jede Art von Verpflegung Verzicht thun, ob wir gleich den ganzen Tag, ohne etwas gegeſſen zu haben, geritten waren, und der nächſte

Hof noch verſchiedene Meilen weit weg lag. Am folgenden Tage machten wir uns deswegen bey guter Zeit wieder auf den Weg. Skalk van Heere nahm uns auf ſeinem Hofe ſehr freundſchaftlich auf, und bewirthete uns mit einem Frühſtück und ziemlich gutem Weine, der ein Produkt dieſer Gegend war.

Hier nimmt das warme Bockland (Warme Bokke-Veld) den Anfang. Von dem kalten wird es durch hohe Berge abgeſondert, die zum Theil ſehr ſteil ſind, und welche wir an dieſem Tage herabgekommen waren. Es liegt demnach viel niedriger und iſt auch in eben dem Verhältniſſe weniger kalt. Da in dem kalten Bocklande nur an einigen wenigen Orten Wein gebauet werden kann, und derſelbe doch eben nicht ſehr reif wird, ſo kommen dagegen die Weinſtöcke in dem warmen ſehr gut fort, und geben recht guten Wein. Das warme Bockland macht nur einen kleinen Bezirk aus, der weder ſehr lang noch ſehr breit, ſondern mehr rund, und von Bergen in Geſtalt eines Zirkels umringt iſt. Ausgang aus demſelben hat man nur durch enge Oeffnungen bey dem Senfthale (Moſterts-Hoek) und dem Hexenfluſſe (Hex-Rivier). Das Land iſt flach, allenthalben mit Gras bewachſen, ohne alle Büſche, und von den faſt ganz verjagten Springböcken ſieht man nur wenig Ueberbleibſel.

Da wir erfuhren, daß gerade an dieſem Tage zwey junge Bauern den nächſten Weg über das hohe Gebirge nach dem jenſeit deſſelben liegenden Rotheſand, und zwar zu Pferde reiſen wollten, ſo beſchloſſen wir, uns dieſer Gelegenheit auch zu bedienen, und in ihrer Geſellſchaft zu reiſen. Da aber mein Gefährte, nachdem wir ſchon eine Strecke hinauf waren, ſeinen Mantelſack vermißte, und umkehren mußte, um ihn zu hohlen, unſre auf der langen Reiſe ſchon etwas matt gewordne Pferde aber

nicht im Stande waren, im Gebirge ſo geſchwind fortzu- kommen, blieben wir hinter unſern Wegweiſern zurück, und verlohren endlich an den ſteilen Abhängen den ſchmalen, we- nig bemerkbaren Pfad ſo ſehr, daß wir uns gezwungen ſahen, umzuwenden, und auf dem vorigen Wege nach dem Hofe zurückzukehren, und dieſen Tag als verlohren anzuſehen. Wir ritten hierauf durch einen großen Theil des warmen Bocklande, und kamen vor Abend zu einem Hofe mit hüb- ſchen Gebäuden, der vortreffliches Vieh, Milch und Butter im Ueberfluß hatte, und Peter Funere gehörte. Von hier iſt kein andrer Weg nach Rotheſand, als durch Moſtertshök, ein ſehr niedriges und ſchmales Thal, zwiſchen den zu beyden Seiten liegenden ſehr hohen Ber- gen. Bey jetziger Jahrszeit war dieſe Reiſe aber gefähr- lich, weil die großen breiten Bäche, die hindurch fließen und durch die wir reiten mußten, jetzt ſehr angeſchwollen waren. Um nun durch dieſe gefährliche Paſſage glück- lich durchzukommen, nahmen wir für Bezahlung ei- nen Knecht, der allenthalben Beſcheid wußte, voran reiten und uns die am wenigſten tiefen Stellen, wo man durchreiten konnte, zeigen mußte. Beym erſten Ein- tritte ins Senfthal fanden wir den Weg ungemein ſtei- nig, bergig und ſteil. Bald darauf mußten wir durch verſchiedne Flüſſe und Bäche, als den Brückenfluß (Brug-Drift), den Stromfluß (Stroom-Drift), den Pfriemenfluß (Elſe - Rivier) und den tiefen Fluß (Diep-Drift), nebſt verſchiednen andern Bächen und Flüſſen, die hernach zuſammenfließen und den breiten Fluß (Breede-Rivier), der anſehnlich groß iſt, ausma- chen. Durch dieſe Flüſſe kamen wir nur mit vieler Ge- fahr. Das Waſſer reichte den Pferden bis an den Bauch, und der Boden lag voll runder Steine, die von den Ber- gen herabgerollet waren, ſo daß die Pferde kaum gehen

oder feſtſtehen konnten. Manchmahl war auch der Strom ſo ſtark, daß die Pferde Mühe hatten, den rechten Weg zu halten. Endlich kamen wir glücklich zu Rotheſand bey dem Koloniſten de Wett an, wo unſre Ochſen ſchon ausgeruhet, ſich erhohlt, und zu der ferneren Reiſe neue Kräfte geſammelt hatten.

An den Flüſſen, die wir jetzt paſſirt waren, ſtanden verſchiedne Büſche und Sträuche, beſonders einige Arten des Storchſchnabels (Geranium), die einen angenehmen, ſtarken und erfriſchenden Geruch um ſich verbreiteten.

Der Diſtrikt, welcher den Nahmen Rotheſand führt, wird nordwärts durch einen Berg, oder vielmehr ein Gebirge, welches der Winterberg (Winter-Hoek) heißt, eingeſchloſſen. Dieſes Gebirge trennt es auch vom Elefantenthallande (Olifants-Kloofs-Land). Diesmahl beſah ich dieſe Berge noch genauer, als im vorigen Jahre. Ich ſtieg bis auf die höchſten Gipfel. An manchen Stellen fand ich ſie noch mit Hagel bedeckt. Auf der einen Seite iſt ein ſchöner Waſſerfall, wo das Waſſer eine ſenkrecht ſteile Klippe herabſtürzt, und in einer ziemlich großen Vertiefung, die mit verſchiednem Geſträuch bewachſen iſt, ſich ſammelt, ehe es weiter fließt. Ich hatte zwar große Luſt dahin zu gehen; allein ein großer Umweg, den ich hätte machen müſſen, hielt mich anfangs davon ab. Endlich wagte ich einen Sprung von wenigſtens zehn bis zwölf Klaftern, der mir auch ſo wohl gelang, daß ich nicht den mindeſten Schaden nahm, weil das Gebüſch nicht zuließ, daß ich hart fallen konnte. — Unter andern traf ich in dieſem Gebirge einen ſchönen, rothen, feinblättrigen Schiefer an, der hier in breiten Schichten liegt. Man findet ihn hier auch in großen heruntergefallnen Stücken unter andern Stei-

nen, und die Steinhaufen ſehen davon wie Marmor aus. Sonderbar kam es mir vor, daß ich weder hier noch in andern Gebirgen dieſer Gegenden Kalkſtein oder Kalkberge, auch keinen Marmor und Kieſel antraf. Doch zeigte man mir an einem Orte Strahlgyps (Stirium gypſeum) den man in den Bergen beym Hexenfluſſe gefunden hatte. — Außer andern ſeltnen Gewächſen bemerkte ich auch die ſo rare Diſa caerulea, nebſt der ebenfalls raren Protea nana, deren Blumen wie Roſen ausſehen. Uebrigens wächſt hier der Fliegenſtrauch ſehr häufig.

Daß Rotheſand weiter nichts als ein zwiſchen hohen Gebirgen liegendes Thal iſt, ſieht man deutlich daran, daß in den Gründen, wo das ſtrömende Waſſer die Erde weggeſpühlt und Rinnen von ein bis zwey Faden Tiefe gebildet hat, der Boden aus nackten Klippen beſteht, die ihre Schichten oder Lagen haben, welche faſt ſenkrecht auf der Kante ſtehen, und ſich nur ein wenig ſüdoſtwärts neigen. Dieſe Schichten ſind vom Waſſer ſehr weich, los und bleich geworden, und gleichen hart gewordner Lehmerde; die Zwiſchenräume ſind mit Sand angefüllt, den das Waſſer mitgebracht und da angeſetzt hat.

Die Höfe liegen hier eben nicht weit von einander, und die Koloniſten ſind faſt ſämmtlich begüterte Leute. Weinberge ſind hier in großer Menge; Weitzen wird ungemein häufig geſäet und Obſtgärten findet man allenthalben. Das Land bringt alſo die einträglichſten Produkte hervor, als Weitzen, Wein, Apfelſinen, Citronen und dergleichen. Im Winter iſt aber doch die Kälte hier manchmahl ziemlich ſtreng, und im letztverfloßnen Winter, der ganz ungewöhnlich kalt geweſen iſt, hatten die jungen Weinſtöcke ſehr gelitten, und an einigen Orten waren ſie ganz erfroren. Man hält hier nur ſo viel Hornvieh und Schafe, als man zum Behufe der Wirth-

ſchaft gebraucht, und Zugochſen kaufen die Landeigenthümer manchmahl in andern Diſtrikten.

In den hieſigen Gärten hält ſich eine Art ſehr kleiner Tauben, vermuthlich die kleinſte aus dem ganzen Taubengeſchlechte, die Capſche Taube (Columba Capenſis), hier Maquastaube (Maquas-Duyf) genannt, in großer Anzahl auf. Sie freſſen allerley Geſäme.

Unter den Gewächſen traf ich hier die knollentragende Irie (Ixia bulbifera), ein Zwiebelgewächs mit rother Blume, in größter Menge an. In der Nähe ſieht man freylich wohl, daß ſie ziemlich dünn ſteht; in einiger Entfernung aber ſieht die Flur aus, als wenn ſie mit einem Stücke Scharlachlaken bedeckt wäre. Eben ſo fand ich hier, und zwar ſonſt nirgends, an den Bächen die grüne Varietät der gefleckten Irie, (Ixia maculata): ein anderes Zwiebelgewächs, das eine ziemliche Höhe hat, ſchön ausſieht, und ſeiner langen, aus grünen Blumen, die überall ſo ſelten ſind, beſtehenden Aehren wegen merkwürdig iſt. — Gli nennen die Hottentotten ein Doldengewächs, deſſen Wurzeln ſie ſammeln, dörren, zu Pulver ſtoßen, und mit kaltem Waſſer und Honig in einem hölzernen Gefäße zuſammen gerührt eine Nacht gähren laſſen, um eine Art Meth davon zu bekommen, das ſie trinken, um ſich zu berauſchen. Einige wenige Gläſer dieſes Getränks ſollen hinreichen, einen Rauſch zu verurſachen, und auf einen ſolchen Rauſch folgt kein Kopfweh. Von der pulveriſirten Wurzel werden nur ein Paar gute Hände voll genommen.

Noch eine Merkwürdigkeit aus Rotheſand. Ich ſah da eine Bauerfrau, die bey bequemen Leben und guten Tagen ſo groß, dick und fett geworden war, daß ich außer ihr in meinem ganzen Leben nur noch eine ihr gleiche und zwar auch in den hieſigen Holländiſchen Kolonien, ge-

ſehen habe. Zu Cap hatte ſie ſich neulich wiegen laſſen, und ihr Gewicht 334 Pfund befunden.

Unſre Reiſe ging weiter über den breiten Fluß, deſſen Arme ſo ſchlangenförmig fortlaufen, daß wir mehreremahl hindurch mußten, ehe wir zu Jan Slabberts Hofe kamen, wo wir uns zu Nacht einquartierten. Von hier ritten wir zu Philipp Plaiſir im Safransgrunde (Saffrans-Kloof), von da ein Richtſteig über die Berge geht, den man auch zu Pferde paſſiren kann. Darauf langten wir bey Jan de Toi an. Das Land fing hier an breiter und zugleich flacher zu werden. Auch von hier geht ein Richtweg über das Gebirge, deſſen man ſich gleichfalls zu Pferde bedienen kann, wenn man in die Gegend von Drakenſtein, Parl gegen über, kommt. Den breiten Fluß (Breede-Rivier) ließen wir jetzt zur Rechten. Das ebene Land in dieſer Gegend zu beyden Seiten des Fluſſes heißt Goudena. Weiterhin liegt das Brandthal (Brand-Valley), welchem gegen über jenſeit des Gebirges Stellenboſch liegt.

De Plois Hof vorbey kamen wir durch den Hexenfluß (Hex-Rivier) zu dem Koloniſten Kaiſer, und von da weiter zu Alowen Schmidt, deſſen Hof dem ſogenannten Hottentottiſchen Holland ſchräge gegen über liegt. Das Land wurde von nun an immer bergiger und unebner, und nach gerade trafen wir ſchon wieder förmliche Gebirge an. Das Erdreich iſt hier, wie man es nennt, Karro. Die Schafe freſſen hier häufig die ſaftreiche Zaſerblume, (Meſembryanthema, hier Feigenbuſch, Vygen-Boſch genannt), wovon aber ihr Miſt zum Düngen untauglich werden ſoll.

Den 2. November langten wir bey Frau Bruel an, nachdem wir über das quer vor uns liegende Gebirge geritten, und gleichſam in ein neues Thal gekommen wa-

ren. Das zur linken Seite belegene Gebirge krümmt ſich hier etwas, und lenkt ſich mehr nach Oſt-Süd-Oſt. Philipp Bota's Hof, wohin wir hernach kamen, liegt dem Tigerberge (Tiger-Hoek) gegen über, welcher hinter den von dem Hottentottiſch-Holländiſchen Gebirge abſtreifenden Bergen liegt. Die Reihe von Bergen, die von Witſenberg bis hieher fortgeht, ſcheint ſich hier oſtwärts zu beugen, und gleichſam ganz zu verſchwinden; in der That aber erſtreckt ſie ſich noch weiter, und läuft in einem Gebirge fort, das tiefer ins Land hinein geht, und mit jener Bergkette zuſammenhängt. Hierauf paſſirten wir Klas Voigts Fluß (Claes-Voigts-Rivier), der ſeine Benennung davon bekommen hat, daß nicht weit davon ein Koloniſt, Nahmens Klas Voigt, von einem Elefanten, und zwar ſo, daß man im Staube kaum Spuren ſeiner Knochen wahrgenommen hat, zu Tode getreten worden iſt. Dann ging es zu Gerd Nels Hofe, beym Kockmanns Grunde und Fluſſe (Kockmanns-Kloof und Rivier). In dieſem Fluſſe wächſt eine Art Ried oder Binſen, das man hier Mattengut (Matjes-Goed) nennt, und woraus Matten geflochten werden, die der Landmann zu Zelten oder Ueberzügen über die Wagen, auch wohl ſtatt Matratzen gebraucht. Dieſe Matten ſind weich und biegſam, und die Binſen, wovon ſie gemacht werden, ſind eine Art Cypergras (Cyperus), dem ich den Beynahmen textilis gab. Es wächſt zwey Ellen hoch und darüber, hat beynahe die Dicke eines Tobakspfeifenſtiels, und iſt inwendig hohl, wie eine Röhre.

Nun ging unſre Reiſe weiter zu dem Landeigenthümer Droſki. In dieſer Gegend, wie auch in dem ganzen tiefer hinein liegenden Lande, regnet es, wie man mich verſicherte, bey Süd-Oſt-Winde, wovon am Cap gerade das Gegentheil geſchieht.

Die

Die Koloniſten in dieſem Diſtrikte halten zu ihrer Feld- und Wirthſchaftsarbeit keine andre Leute, als leibeigne Sklaven. Dieſe werden in ſolchen Dingen, die ihre Arbeit und ihren Dienſt betreffen, von ihrem Herrn ſelbſt, bey begangnen Verbrechen aber von den unter dem Land-Droſten ſtehenden Gerichtsbeamten beſtraft. Gern läßt der Herr dies letztere nicht geſchehen; denn wenn Koloniſten ihre Sklaven, es ſey um grober Vergehungen, oder um unverbeſſerlicher Liederlichkeit, Faulheit und Nachläſſigkeit willen bey der Obrigkeit verklagen, trägt es ſich bisweilen zu, daß wenn der Sklave dem Richter gefällt, der Beſitzer, er mag wollen oder nicht, genöthigt wird, ihn demſelben zu verkaufen.

Hierauf beſuchten wir den berühmten Jakob Bota. Dieſer Mann war jetzt ein und achtzig Jahr alt, und von ſeinen eignen Abkömmlingen lebten dermahlen, ſeine zwölf Söhne mitgerechnet, hundert und neunzig Perſonen. Indeſſen iſt es doch nicht dieſer, obgleich ſonſt ſehr merkwürdige Umſtand, der ſeinen Nahmen ſo weit ausgebreitet hat. Denn in dieſen Kolonien heirathen die Leute ſehr früh, ſind geſund und ſtark, und zeugen viele Kinder, von denen nur ſehr wenige ſterben; die ſtarke Vermehrung der Menſchen, und eine Menge Nachkommen am Leben zu ſehen, iſt daher hier etwas ſo ſehr ſeltnes nicht. Es iſt vielmehr ein unglücklicher Vorfall auf einem ſeiner Jagdzüge, der ihn ſo allgemein bekannt gemacht hat. In ſeinem ein und vierzigſten Jahre ſchoß er in einem dicken Gebüſche einen Löwen, der ſogleich ſtürzte; konnte aber nicht bemerken, daß da zwey dieſer Thiere bey einander waren. Der andre Löwe rannte augenblicklich auf ihn los, ehe er ſo weit kommen konnte, aufs neue zu laden. Er verwundete ihn nicht nur mit ſeinen großen und ſcharfen Klauen ſo, daß er in Ohnmacht

fiel, ſondern zerfleiſchte auch mit den Zähnen ihm den linken Arm und die linke Seite dergeſtalt, daß er völlig wie todt auf der Erde liegen blieb. Man weiß, daß die Löwen oft zu großmüthig ſind, an einem todten Menſchen ihre Rache auszuüben, wofern der Hunger ſie nicht antreibt, ſie aufzufreſſen. So machte es auch dieſer Löwe; er verließ ihn in jenem Zuſtande, ohne ihm weiter Leid zuzufügen. Seine Dienſtbothen fanden ihn endlich, und brachten ihn zu Hauſe. Seine Frau, ein raſches, entſchloßnes Weib, hohlte ſogleich einige wohlriechende Kräuter, die ſie in Waſſer kochte. Mit dieſem Decoct wuſch ſie täglich ſeine Wunden, und wußte ſie auch meiſterhaft zu verbinden. Endlich wurde er zwar wieder hergeſtellt, der Arm aber blieb doch von der Zeit an ſo ſteif, daß er niemahls wieder ein Gewehr anlegen oder ſchießen konnte. Er war ſonſt bis dahin einer der ſtärkſten und geſchickteſten Jäger im ganzen Lande geweſen, und hatte ſich ſowohl durch die erlegten Elefanten, als durch den Verkauf ihrer Zähne ein beträchtliches Vermögen erworben. Er erzählte mir, in ſeiner Jugend ſey die Kolonie noch nicht weit ins Land hinein ausgebreitet, und die Hottentotten ſo zahlreich geweſen, daß die Koloniſten nicht ohne Gefahr nach Zwellendam hätten kommen können. Damahls wären auch die Elefanten, ſogar ziemlich nahe beym Cap, ſo häufig geweſen, daß man auf der Reiſe nach der Stadt und zurück verſchiedne hätte ſchießen können. Er ſelbſt hätte auf dieſe Art oft an einem Tage vier bis fünf, manchmahl zwölf bis dreyzehn erlegt. Zweymahl in ſeinem Leben hätte er auf einer förmlichen Elefantenjagd an einem einzigen Tage zwey und zwanzig dieſer Thiere mit ſeiner Büchſe todtgeſchoſſen. Gute Schützen tödten den Elefanten allezeit auf Einen Schuß, trifft aber die Kugel eins von den Vorderbeinen ſo, daß das

Bein abgeſchoſſen wird, ſo muß man zwey Schüſſe thun. Man legt jedesmahl ſo an, daß die Kugel durch die Lunge geht; und dies iſt immer der ſicherſte Schuß. Die Kugeln, die man zum Schießen der Elefanten gebraucht, enthalten zwey Drittheile Bley und ein Drittheil Zinn, und wiegen ein Viertelpfund. Mit der Größe dieſer Kugeln ſteht die Größe der Büchſen im Verhältniſſe, die daher eine anſehnliche Schwere haben. Jeder von den beyden eigentlich ſogenannten Zähnen eines männlichen Elefanten wiegt dreyßig bis hundert und dreyßig Pfund. Sie werden von der Holländiſchen Compagnie gekauft, die jedes Pfund mit einem Gulden bezahlt.

In der Gegend, wo wir jetzt waren, fängt das Land an, ſehr bergig und grasreich zu werden. Es hat auch hinlängliche Bäche und kleine Flüſſe, imgleichen etwas Holzung in den Gründen zwiſchen den Bergen. Das von Hottentottiſch-Holland herkommende Gebirge wird nun nach und nach niedriger, weiterhin bildet es nur abgeriſſne und gar nicht hohe Berge, die endlich ganz und gar aufhören.

Wir kamen weiter zu Jürgen Bota, einem Sohne des eben erwähnten Greiſes, und von da, Blankenbergs Hof vorbey, zu dem Koloniſten Rock am Keureboomsfluſſe.

Hier ſahen wir einen Affen aus den Wäldern in Houtniquas, der mit dem Mohrenaffen (Simia Sabaea) einige Aehnlichkeit hatte. Seine Füße waren alle ſchwarz, der Schwanz nach dem Ende zu braun, und die Hoden hellblau wie Kupfervitriol.

Den 6. November trafen wir zu Zwellendam ein.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſe von Zwellendam bis zum Camtousfluſſe.

Von Zwellendam reiſeten wir ſogleich weiter zu dem ſogenannten Poſten der Compagnie am Büffeljagdfluſſe (Buffeljagts-Rivier). Hier raſteten wir einige Tage.

Die zu Zwellendam gehörige Kolonie iſt vor ungefähr dreyßig Jahren angelegt. Sie hat ihren eignen Land-Droſten. Den Nahmen hat ſie von dem damahligen Vice-Gouverneur oder ſogenanntem Zweyten (Tweede) zu Cap, Zwellingrebel. Der erſte hieſige Land-Droſt hat Rhenius, und der zweyte, welcher zwar zu meiner Zeit noch lebte, aber ſein Amt niedergelegt hatte, Drack geheißen. Der gegenwärtige war Herr Mentz.

Der oben ſchon genannte Poſten der Compagnie wurde anfangs zur Beſchützung derjenigen Koloniſten angelegt, die ſich in dieſer Gegend und tiefer hinein niederließen, um Land urbar zu machen, oder Viehzucht zu treiben. Er beſtand daher zu allererſt aus einer Schanze, die mit einem Corporal und ſieben Mann beſetzt war. Als aber das Land von Europäern zahlreicher bewohnt wurde und die Hottentotten ſich wegzogen, wurde dieſe ganze Vertheidigungs-Anſtalt unnöthig und überflüſſig. An ihrer Statt hat man einen Hof, wo Vieh gehalten wird, eingerichtet, und die Soldaten werden dazu gebraucht, in dem ſogenannten Großvaterwalde (Groot-Vaaders Boſch) zum Gebrauch der Compagnie allerley Nutzholz zu hauen, wovon alle Vierteljahr ein Wagen voll nach Cap gefahren wird. In dieſer Holzung dürfen übrigens auch die umherwohnenden Koloni-

ſten, um beſſer ſubſiſtiren zu können, Holz hauen, und nach dem Cap zu Kauf bringen. Die hier von den ehemahls zahlreichen Stämmen noch übrigen wenigen Hottentotten werden zum Dienſte des Viehhofes gebraucht.

Dieſe Hottentotten gaben mir aufs neue Gelegenheit, manches von der Lebensart, den Sitten und Gebräuchen dieſes Volks zu erfahren. Verſchiednes von dem, was ich jezt beſchreiben werde, mag bey demſelben allgemein, einiges aber den Stämmen, wozu die hieſigen gehörten, eigen ſeyn. Den erſten Abend, da ſich der neue Mond zeigt, ſieht man die Hottentotten ſpringen, den Hut abnehmen und einen Knicks machen. Auch haben ſie die Ceremonie noch nicht völlig abgelegt, daß ſie die Jünglinge, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, zu Männern machen, die von der Zeit an von den Weibsperſonen abgeſondert leben und ſich zum männlichen Geſchlechte halten. Jene Feyerlichkeit beſteht bekanntlich darin, daß der Jüngling von den Männern förmlich bepißt wird, worauf man ein Stück Rindvieh ſchlachtet, wovon ſie das Darmnetz dem jungen Menſchen um den Hals binden. Die Männer trinken nie Milch, die eine Frauensperſon gemolken hat. Die Weiber haben hier oft einen rechten Mann und einen Nebenmann oder Vicarius zugleich, ſo wie auch die Männer manchmahl zwey Frauen nehmen. Die Heirath wird gewöhnlich ſo vollzogen, daß bey den Aeltern erſt angefragt wird, und Braut und Bräutigam darauf zuſammen zu Bette gehen, und bis an den ſpäten Morgen bey einander ſchlafen. Die Todten werden förmlich begraben. Auf das Grab wird eine mit einem gewiſſen wohlriechenden Pulver angefüllte Schildkrötenſchale geſetzt, auch drey Zweige von irgend einem Buſche darauf geſteckt. Hernach geht das Leichengefolge zu Hauſe

und macht ſich luſtig. Von erlegtem Wilde darf niemand eſſen, ehe er zum Manne gemacht iſt; vom Herzen und Herzbeutel eines und deſſelben Thiers dürfen auch Mann und Frau nicht zugleich eſſen. Heutiges Tages ſpeiſen dieſe Hottentotten ihr Fleiſch entweder gebraten, oder ordentlich in einem Topfe gekocht. Vor nicht gar langer Zeit aber, ehe ſie von den Europäern ſich dergleichen Geräth angeſchafft haben, bedienten ſie ſich der unter ihren Landsleuten gebräuchlichen Art zu kochen. Sie füllten nämlich einen ledernen Schlauch mit Waſſer, legten das Fleiſch hinein, und glühend gemachte Steine darunter, die durch ihre Hitze das Waſſer zum Kochen brachten. Pfeil und Bogen gebrauchen dieſe Hottentotten noch. Dieſes unanſehnlichen aber gefährlichen Geſchoſſes bedienen ſie ſich nicht nur zur Vertheidigung gegen ihre Feinde, ſondern auch wilde Thiere zu erlegen, wiewohl ſie weder in jener noch dieſer Rückſicht jetzt ſelten mehr nöthig haben, Gebrauch davon zu machen. Der Bogen iſt einen Zoll dick, und beſteht aus einem runden Stocke, der etwas länger als eine Elle iſt, und den ſie mit einer Schnur oder einer Sehne ſpannen. Die Pfeile machen ſie aus Rohr, das ſo dick als eine Gänſefeder und kaum eine halbe Elle lang iſt, und an deſſen eines Ende ſie mit einer feinen Sehne eine lanzettenartige eiſerne Spitze, die mit Schlangengift beſtrichen wird, feſtbinden. Auch haben ſie, um mehrere Pfeile darin bey ſich zu führen, einen förmlichen Köcher, der die Dicke eines Arms und beynahe die Länge einer Elle hat, und oben mit einem Deckel verſehen iſt, der mit ledernen Hespen befeſtigt wird. Muſikaliſche Inſtrumente haben ſie ebenfalls, unter andern eins, das ſie Rabekin nennen, und eine Art Zither vorſtellt. Es wird aus einem Kalabaſſe oder ausgehöhlten

Kürbiſſe, und einem darüber gelegten dünnen Brete gemacht, und mit drey oder vier Saiten bezogen, die mit Schrauben geſpannt werden können. Sie ſpielen dies Inſtrument mit den Fingern. Auf einem andern, das den Nahmen Kora hat, blaſen ſie, gebrauchen es aber nicht ſo oft als jenes.

Mitten gegen dieſem Hofe über, nach der Seeküſte hinunter, ſieht man einen Berg, der den Nahmen Potteberg (Topfberg) führt, und ganze ſechs Meilen entfernt liegt.

In den Gebüſchen hier herum hält ſich eine Menge ſonderbarer Grashüpfer oder Heuſchrecken auf, die da ihre Nahrung ſuchen. Sie ſind röthlich von Farbe, und haben halbe Flügel. Wenn man ſie fängt, ſo preſſen ſie unter einer Scheibe oder Platte, die unterhalb der Bruſt befindlich iſt, eine ſchleimige und blaſige Feuchtigkeit aus, die mit Seifenſchaum Aehnlichkeit hat, und ſowohl das Thier als die Finger bedeckt. Dies wiederhohlen ſie, ſo oft man die Feuchtigkeit abtrocknet. Um dieſer Eigenſchaft willen gab ich dieſer Gattung den Nahmen Gryllus ſpumans (ſchäumender Grashüpfer). Von derjenigen Art Heuſchrecken, die unter dem Nahmen Pneumora bekannt ſind, ſah ich ſowohl hier als anderwärts Larven oder halb ausgewachſene Thiere in größter Menge auf den Büſchen und Sträuchen. Am Tage konnten weder ich noch jemand von meinen Gefährten ein einziges derſelben vollkommen mit Flügeln finden, welches mich ſehr in Verwunderung ſetzte.

Die hieſigen bergigen und dabey grasreichen Gegenden ſind mit Rehböcken und bunten Böcken (Bonte Bok, Capra ſcripta) angefüllt *). Auch die Weib-

*) Der Rehbock und bunte Bock ſind zwey Antelope-Arten, jener vielleicht A. Cervicapra, dieſer ſicherlich A. ſcripta. F.

chen von dieſen beyden Arten haben Hörner. Die Lämmer der letzteren Gattung ſehen anfänglich rothbraun aus, werden aber mit der Zeit weißgefleckt. Weil das Land kahl iſt und dieſe Thiere ſehr ſcheu ſind, iſt es zwar ziemlich ſchwer, dem bunten Bocke ſo nahe zu kommen, daß man ihn ſchießen kann; wir tödteten aber doch einen mit einer Kugel. Sich einem zu nähern, iſt allezeit gefährlich; denn wenn er nicht völlig todtgeſchoſſen wird, ſo bedient er ſich ſeiner Hörner, und iſt im Stande den Jäger unglücklich zu machen.

Auf der Entenjagd machte ich hier eine ſonderbare Bemerkung. Wenn man in den Flüſſen Enten ſchießt, trägt es ſich bisweilen zu, daß die Enten ſogleich verſchwinden, oder daß man ſie mit abgefreßnen Füßen wieder findet. Dies kommt von den in ſolchen Gewäſſern ſich aufhaltenden Schildkröten her, die manchmahl große Enten, beſonders aber die Jungen, angreifen, ſie feſthalten und in die Füße beißen.

Nachdem wir hinlänglich ausgeruhet hatten, reiſeten wir weiter, und zwar Peter Bota's Hof, Nahmens Rohrkuhle (Ried-Kuyl) vorbey, durch den Buttermilchs- (Karne-Melks-) und den Schlangenfluß (Slange-Rivier) zu der Wittwe Foreſt am Taubenbergsfluſſe (Duyvenhoeks-Rivier), die uns ſehr liebreich und freundſchaftlich aufnahm.

In der ganzen Strecke Landes, die wir bisher durchzogen waren, vom Hexenfluſſe an, hatte ich wahrgenommen, daß die Ufer aller Flüſſe mit ſehr zackigen Bäumen von der Aegyptiſchen Sinnpflanze (Mimoſa Nilotica) bewachſen waren. — Die von einer bey Zwellendam hervorſtehenden Ecke ſich erſtreckenden Gebirge gehen nun in gerader Richtung nach Oſten und Weſten fort.

Am folgenden Tage begaben wir uns früh nach dem Taubenbergsfluſſe, der etwas vom Hofe entfernt iſt. Von dem vor kurzen gefallnen Regen war dieſer Fluß noch ſehr hoch angeſchwollen, und man ſagte uns, die Paſſage durch denſelben ſey gefährlich. Gewöhnlich haben aber doch die Flüſſe hier zu Lande einige ſeichte Stellen, durch die man auch alsdann, wenn ſie hoch anwachſen, mit Wagen und Ochſen durchkommen kann. Solche Furthen heißen hier Triften (Driften). Um uns zu einer ſolchen Trift zu führen, hatte unſre Wirthin uns einen Sklaven mitgegeben. Da dieſer aber Holländiſch weder ſprechen noch verſtehen konnte, mußte er uns ſeine Nachrichten durch Zeichen geben, die er entweder aus Unwiſſenheit oder aus Bosheit ganz verkehrt gab, indem er uns einen Zirkelbogen durch den Fluß zur Rechten bezeichnete, den wir zur linken hätten nehmen müſſen. Ich, der unter der ganzen Reiſegeſellſchaft der dreiſteſte war, und auf der ganzen Reiſe immer an der Spitze ſeyn und voran reiten mußte, ritt ohne Bedenken in den Fluß ſo weit hinein, bis ich mit dem Pferde in einem Augenblicke bis an die Ohren ins Waſſer heruntersank. Es war ein ſogenanntes Seekuhloch, das beynahe mein Grab geworden wäre. Ich wäre auch ganz gewiß verlohren geweſen, wenn nicht glücklicher Weiſe mein Pferd hätte ſchwimmen können, und ich, der bisher in jeder Gefahr das Glück gehabt hatte, nicht zu erſchrecken, nicht mit ruhigem Geiſte und völliger Ueberlegung und Entſchloſſenheit daſſelbe, wie es zu beyden Seiten im Waſſer hin und her ſchwankte, ganz vorſichtig gelenkt, und mich zugleich gehalten hätte, und im Sattel feſt geblieben wäre, da ich vom Waſſer immer in die Höhe gehoben wurde. Als ich über das Loch ſelbſt glücklich hinüber gekommen war, gelang es mir auch,

über den Rand deſſelben wohlbehalten wegzukommen, obgleich der Rand ſolcher Löcher ſehr ſteil zu ſeyn pflegt, und man da nicht leicht feſten Fuß faſſen kann. Löcher dieſer Art, welche die Nilpferde (Hippopotamus) zu ihren Lagerplätzen durch Treten mit den Füßen ſich zubereitet haben, finden ſich in ſehr vielen Flüſſen, obgleich dieſe Thiere ſelbſt gar nicht mehr anzutreffen, ſondern alle ohne Ausnahme theils todtgeſchoſſen, theils in entferntere Gegenden verjagt ſind. Meine erſchrocknen Kameraden ſtanden noch zitternd und bebend am andern Ufer, und wollten es lange Zeit gar nicht wagen, ſich dem Fluſſe anzuvertrauen. Ich befahl daher, nachdem ich abgeſtiegen war, und das Waſſer etwas von meinem Pferde hatte ablaufen laſſen, eine beſſere Furth aufzuſuchen, und durch den Fluß zu fahren, worauf die andern nachkamen. Nun dankte ich der Vorſehung mit inniger Empfindung meines Herzens, daß ſie mich aus einer ſo augenſcheinlichen, und faſt unvermeidlichen Gefahr gerettet hatte; und fühlte mich deſto gerührter, da heute gerade mein dreyßigſter Geburtstag war.

Ich ließ mir keine Zeit, mich trocken anzuziehen, weil dies ohne vieles Umpacken und ohne Zeitverluſt nicht geſchehen konnte; ſondern, ſobald nur unſer Fuhrwerk glücklich hindurch war, ſetzten wir unſre Reiſe den ganzen Tag ununterbrochen fort, und kamen Chriſtoph Lombards Hof vorbey, zu dem Koloniſten Daniel Plaiſir, wo wir noch vor Abend eintrafen, und liebreich aufgenommen wurden.

Hier ſowohl als an mehreren Orten fand ich eine Art Vögel aus dem Rabengeſchlechte, die kleiner als Dohlen ſind, und ſchwarze Federn, aber einen weißen Steiß haben. Sie halten ſich beſtändig in der Geſellſchaft des Rindviehes und der Schafe auf, beſonders

des Morgens und Abends, ehe die Kühe und Schafe ausgetrieben werden, und wenn ſie von der Weide zu Hauſe kommen. Ihr Geſchäfft iſt, ihnen die Milben (Acarus), welche von den Büſchen und Sträuchen auf ſie herunterfallen, ſich in die Haut ganz feſt beißen, und ihnen ſehr läſtig ſind, abzuleſen. Sie ſind gleichwohl ſehr wild und ſcheu, ſo daß ſie, ſobald ſie einen Menſchen in der Ferne zu bemerken glauben, ſogleich wegfliegen, und die andern mit großem Geſchrey warnen, welche ſich denn auch augenblicklich davon machen. Ihre Neſter legen ſie dicht an Flüſſen in der Erde an. Unſern Pferden gereichten jene Milben (Acari) nicht weniger zu großer Plage. Oft, wenn ich durch Gebüſche ritt, um Blumen und Samen zu ſuchen, wurde mein Pferd von dieſem blutſaugenden Ungeziefer dermaßen überſchüttet, daß man kaum die Ohren erkennen konnte, und ich nicht ſelten genöthiget war, es durch meine Hottentotten von dieſen verdrießlichen Gäſten förmlich reinigen zu laſſen, ehe ſie ſich tief in die Haut einbeißen konnten.

Nun ging der Weg zu Klaes Bruyns und von da zu Peter de Wett.

Dieſe ganze Gegend hat einen großen Vorrath von Aloeſträuchen, die an einigen Orten die Berge und Hügel ganz und gar bedeckten, wo ſie in einiger Entfernung ſich wie eine ganze Armee präſentirten. Dieſe Büſche haben Mannshöhe; der Stamm iſt unterwärts nackt, und der Wipfel beſteht aus einer Krone von breiten, dicken und fleiſchigen Blättern. Die Sklaven waren jetzt allenthalben damit beſchäfftigt, das Aloeharz, deſſen Nutzen in der Arzneykunſt ſo vorzüglich groß, und ſeit undenklichen Zeiten bekannt geweſen iſt, aus dieſen Sträuchen abzuzapfen und zuzubereiten. Ein gewiſſer

de Wett, Beſitzer des gedachten Hofes, iſt der erſte geweſen, der dieſes Harz hier im Lande zu bereiten angefangen hat, daher er auch das ausſchließende Recht hatte, es gegen einen feſtgeſetzten Preis an die Compagnie zu verkaufen. Nachher haben mehrere Landbewohner die Kunſt, es zu bereiten, gelernt, die es auch jetzt den Fremden zu Cap um mehr als die Hälfte wohlfeiler verkaufen. Die Art der Zubereitung iſt äußerſt leicht und einfach. Es beſteht, um mich der Terminologie der hieſigen Bauern zu bedienen, bloß im Abzapfen und Kochen des Safts. Das Abzapfen kann zu jeder Jahrszeit vorgenommen werden; allein bey Regenwetter oder bald hernach geben die Blätter reichlicheren, obwohl dünneren Saft. Beſonders wendet man zum Abzapfen diejenigen Tage an, wo ſtilles und klares Wetter iſt, weil der Wind die Blätter zu ſehr zuſammenzieht, ſo daß man alsdann weniger Saft bekommt, derſelbe auch zu geſchwind erſtarret. Zu dieſer Arbeit gebraucht man meiſtentheils entweder Sklaven oder Hottentotten. Sie wird auf folgende Art verrichtet. Man ſchneidet zuerſt ein Blatt ab, das auf die bloße Erde gelegt und ſtatt einer Rinne gebraucht wird. Ueber dies Blatt werden darauf andre abgeſchnittne Blätter zu beyden Seiten ſo gelegt, daß das dicke oder abgeſchnittne Ende inwendig zu liegen kommt; auf gleiche Art legt man über dieſe wieder andre, ein Dutzend und noch wohl mehr, ſo daß der Saft aus allen dieſen Blättern in die Vertiefung des ganz unten liegenden herabtröpfeln kann. Die nicht ganz dicht am Stamme abgeſchnittnen Blätter werden nicht in mehr Stücke zerſchnitten, weil ſie, wie man glaubt, deswegen doch nicht mehr Saft geben würden. Solcher Haufen Blätter legt man denn eine große Anzahl nach und nach bey einander hin, ſo

geſchwind nämlich, als der Sklave oder Hottentotte mit dem Abſchneiden und Hinlegen fertig werden kann. Wenn der Saft aufhört herauszufließen, werden die Blätter abgenommen, und der Saft in Kalebaſſen gegoſſen, die ſowohl hier, als an vielen andern Orten, bey armen oder geringen Leuten die Stelle der Bouteillen vertreten. Eine große Kalebaſſe oder ein kleiner Eimer voll iſt das Meiſte, was ein Arbeiter auf dieſe Art an einem Tage ſammeln kann. Hernach wird der Saft in engliſchen eiſernen Töpfen, die man ſich dazu beſonders anſchafft, ſo lange gekocht, bis er ſo dick wird, daß er von einem hölzernen Stabe, den man zur Probe hineinſteckt, nicht herablaufen kann. Das Unreine, welches oben fließt, wird während des Kochens abgeſchäumt. Bis über die Hälfte kocht der Saft ein; alsdann wird er in hölzerne Behältniſſe gegoſſen, worin er hernach ſteif und hart wird. Drey Theile Saft geben gewöhnlich einen Theil hart gewordnes Harz, und jedes Behältniß oder Kaſten enthält drey bis fünfhundert Pfund. Das Harz wird von den Bauern an Leute von fremden Nationen in der Stadt, und zwar das Pfund für drey bis vier, bisweilen auch nur zwey, Holländiſche Stüber verkauft.

Von de Wett kamen wir zu Daniel Pinard am Goldfluſſe (Gouds-Rivier). Dieſer Fluß iſt einer von den größten und anſehnlichſten in dieſem Lande. Sein Ufer iſt an der Weſt-Seite ſehr ſteil. Der Hof liegt auf einer ziemlich ſtarken Anhöhe jenſeits. Der Fluß kommt aus dem Innern des Landes, und empfängt daher ſein Waſſer von Bergen, die verſchiedne Tagreiſen von hier liegen, und an ſolche dürre Gegenden grenzen, welche zu gewiſſen Zeiten des Jahrs heftige Regengüſſe mit ſtarken Gewittern bekommen. Durch dieſe Veranlaſſung

wird dieſer Fluß manchmahl ſehr geſchwind dergeſtalt mit Waſſer angefüllt, daß er hoch anſchwillt, wenn gleich zu eben der Zeit hier das ſchönſte und trockenſte Wetter iſt. Dies macht ihn ſehr gefährlich, und Reiſende wagen immer viel, wenn ſie nahe an ſeinen Ufern oder in den Gegenden, wo das Ufer niedrig iſt, ſich lagern. Als ich durchritt, ging das Waſſer bis an den Sattel.

Ueber Didelofs Hof, und verſchiedner andrer Koloniſten, als Dierk Marcus, des jüngern Bernards, und des jüngern Plants, Höfe vorbey eilten wir nach der Muſchelbay (Moſſel-Bay), wo wir den 16. November bey dem ältern Bernard, der hier einen ſehr wohlbelegnen Hof hat, ankamen.

Der hieſige Hafen iſt groß und beträchtlich. Schiffe laufen aber hier gar nicht ein, es wäre denn, daß die Noth ſie zwänge, oder ein Unglück ſie an dieſe Küſte triebe. Vor einiger Zeit iſt hier ein Däniſches Schiff verunglückt, wovon noch verſchiedne Kennzeichen vorhanden waren. Den Strand und die um denſelben liegenden Sandhügel zu beſuchen, wandte ich einen Tag an, ob ich etwa merkwürdige Gewächſe finden möchte. Ehemahls ſcheint dieſer Diſtrikt von Damaquas-Hottentotten ſtark bewohnt geweſen zu ſeyn.

Die Landeigenthümer in dieſen Gegenden gebrauchen überall anſtatt Stricke, Riemen von Thierhäuten, ſowohl zu Linien oder Zugſeilen an den Wagen, als ſonſt. Sie machen ſie durch Schmieren mit Fett und ſtarkes Reiben gegen Holz geſchmeidig und brauchbar.

Nunmehr zogen wir weiter, und zwar Klaes Meyers und Jakob Tuniſſon Bota's Höfe vorbey, bis wir wieder zu Dierk Marcus, einem nicht weit von Hagelkraal wohnenden alten Manne und gewaltigen Elefantenjäger, kamen. Darauf ging der Weg das Ge-

birge hinan, und zuerſt in das ſchmale Hartaquasthal (Hartaquas-Kloof), zu einem Lagerplatze, welcher der große Pferdekraal (Groote-Paarde-Kraal) heißt, und wo wir unter freyem Himmel (das erſtemahl auf dieſer Reiſe) die Nacht zubrachten.

Nachdem wir den ganzen Vormittag hindurch die uns zu allen Seiten umgebenden Berge und Hügel ſorgfältig beſichtiget hatten, ſetzten wir die Reiſe durch das Hartaquasthal nach dem Safrankraale fort, wo wir in ein ebneres und flacheres Land, das den Nahmen Kannaland, nach einiger Leute Ausſprache Kanaansland, führt, kamen, und die Kannahöhe (Canna-Hoogt) paſſirten.

Hier bemerkten wir, daß mehrere Strauße in ein und daſſelbe Neſt ihre Eyer legen. Man erzählte uns auch, daß, wenn ein Menſch die Eyer mit den Händen berührt, ſie das hernach durch den Geruch gewahr werden, und von der Zeit an nicht mehr dahin legen, ſondern die zurückgebliebenen Eyer noch dazu zertreten.

Weiter reiſeten wir Oker Heins Hof vorbey, und lagerten uns gegen Abend am Klippfluſſe (Klipp-Rivier). Hier iſt zwiſchen dem Gebirge das Land verſchiedentlich breiter als Rotheſand, ſehr dürr wie Karroland, und viel höher, als das jenſeit der Berge liegende Houtniquasland. Der ebenfalls jenſeit belegene Bezirk zur Linken heißt Kanku.

Durch den Salzfluß (Brak-Rivier), die Mattenfurth (Matjes-Drift), und das Mattenthal (Matjes-Kloof), wo das lange Thal (Lange Kloof) den Anfang nimmt, ritten wir Helbecks Hof vorbey zu dem Koloniſten van Stade.

Hier ſah ich, daß die große Ebene mit hohen und langen, aber einzeln liegenden Bergen beſetzt iſt, die in gleicher Richtung mit der großen Gebirgsreihe fort-

gehen. Auch bemerkte ich in dieſer Ebene mehr Gebüſch und Bäume als gewöhnlich, aber keine Waldung. Ueberhaupt ſchien ſie mir mit dem Bocklande einige Aehnlichkeit zu haben. Die Urſache, warum weder in dieſem flacheren Diſtrikte, noch auf den Bergen und Hügeln Wald ſteht, iſt ohne Zweifel die faſt beſtändige Dürre und der Mangel an Regen. Daher fand ich auch Bäume am meiſten in den Gründen zwiſchen den Bergen und in Thälern, bisweilen auch etwas höher hinauf an den Bergen. Jenen führen die herabfließenden Bäche gemeiniglich Waſſer zu; dieſe werden von den vorbeyziehenden Wolken befeuchtet.

Von hier ritten wir Buys Hof vorbey zu Gerd van Royen am tiefen Fluſſe (Diep-Rivier).

Die Berge, welche hier das lange Thal bilden, beſtehen zur Rechten aus der langen Reihe von Bergen, und zur linken aus einem zuſammenhangenden Gebirge, das beym Mattenthale anfängt, und um einen guten Theil niedriger iſt als die daran hinſtreichende lange Bergkette zur linken, wovon wir die Gipfel ſehr gut ſehen konnten. Das jenſeits des gedachten niedrigeren Gebirges und dieſer höhern Reihe von Bergen liegende Land, heißt Kamenaſſie, und hat auch ſchon Koloniſten zu Einwohnern bekommen. Die noch weiter zur linken Seite belegene Strecke Landes beſteht aus magerm, ebenem und dürrem Karrofelde und geht bis an den öſtlichen Elefantenfluß (Olifants-Rivier). Ueberhaupt iſt die Richtung der Gebirge oſt-nord-oſtlich.

Bey Tunis Bota's Hofe theilt ſich die Bergkette, und wir kamen nunmehr links in ein Thal, das vorn von lauter Gebirgen eingeſchloſſen, und nur ein Paar Büchſenſchüſſe breit iſt. Dasjenige Thal, welches wir zur rechten Seite liegen ließen, erſtreckt ſich nach den

Houtni-

Houtniquasbergen, über welche man zu Pferde nach den Houtniquaswäldern kommen kann. Bey Hanne Olofsons Hofe fanden wir einen nach dem Kamenaſſienlande und dem beym Elefantenfluſſe befindlichen warmen Bade (Olifants warme Baad) führenden Fahrweg.

Den 25. langten wir im langen Thale (Lange Kloof) bey Matthias Sonntag an.

Dies Thal iſt durchgängig ohne Bäume und Gebüſch, aber grasreich. Die Kälte iſt da des Winters ziemlich ſtreng; bisweilen fällt auch Schnee, der manchmahl drey bis vier Tage liegen bleibt.

Die wenigen Gewächſe, welche man in dieſer Gegend antrifft, hatte ich ſchon auf meiner vorigen Reiſe genau kennen gelernt und geſammelt. Anſtatt alſo mich mit botaniſchen Gegenſtänden zu beſchäfftigen, beſtieg ich diesmahl die Spitzen der höchſten Berge, um die Lage und Richtung der hieſigen Gebirge in genauern Augenſchein zu nehmen. Nie habe ich auch die Mühe, auf hohe Berge zu klettern, herrlicher belohnt gefunden, als hier durch den vortrefflichen Anblick, den meine Augen hatten. Eine Strecke von Bergen, die dem Anſehen nach mehrere Meilen breit war, und ſich in verſchiedne fortlaufende Gebirgsrücken vertheilte, ſtellten ſich mit den dazwiſchen liegenden Thälern, wie auf einer Landkarte, meinem Blicke dar. Zugleich ſah ich deutlich, daß der größte Theil des bisher zurückgelegten Weges nichts anders war, als ein fortlaufender Weg über verſchiedne an einander hangende Gebirge und durch faſt eben ſo viele Thäler. In dieſer Strecke Landes, die man mit Recht ein Alpenland nennen kann, haben mehrere tauſend Menſchen und Millionen von Thieren Aufenthalt und Nahrung; da hingegen die ebenen und flachen Gegenden des ſüdlichen Afrika, wegen Mangel an Waſſer, oft nicht ein einziges Thier

oder auch nur einen Vogel aufweiſen können. Jetzt ſah ich auch, daß die Gebirgsſtrecken nach Oſten immer weiter aus einander gehen, und folglich die zur Linken hinlaufenden, je weiterhin, deſto mehr eine öſtliche Richtung nehmen.

Aus Noth, weil faſt allgemeiner Mangel an Hausgeräth herrſcht, bedient man ſich in dieſer Gegend ausgehöhlter Kürbiſſe, die mit verſchiednen Löchern durchbohrt ſind, anſtatt der Leuchten.

Jetzt kamen wir zu Peter Frere, einem ganz vorzüglich geſchickten Schützen und beſonders großen Elefantenjäger, der zugleich die Hottentottiſche Sprache fertig redete. Schräge gegen dieſem Hofe über endigt ſich das Kamenaſſienland, und von hier geht ein Fahrweg über das Gebirge dahin.

In dieſem ganzen Diſtrikte wird bloß Viehzucht getrieben, und man bringt von hier eine Menge Butter zur Stadt, wo aber der Landmann nicht mehr als drey, vier, höchſtens ſechs Stüber Holländiſch für ein Pfund bekommt, ob es gleich der Compagnie ganze zwey Schillinge zu ſtehen kommt.

Die Landleute pflegen auf ihren Reiſen nach dem Cap und zurück am Tage auszuruhen, und des Nachts, wenn es kühl iſt, zu fahren. Wir mußten aber gerade das Gegentheil thun, wofern wir Kräuter und andre Merkwürdigkeiten ſammeln wollten; und dies war doch der Hauptzweck unſrer Reiſe. Wir ſorgten alſo immer dafür, daß unſre Ochſen des Nachts jedesmahl, wenn es mit Sicherheit geſchehen konnte, graſeten. So hatten wir ſie auch hier am Abend auf die Weide gehen laſſen, wiewohl nicht weit vom Hofe ſelbſt. Der Abend war ungewöhnlich dunkel; die Hunde fingen einen entſetzlichen Lärmen an, und der ganze Haufen Ochſen drängte ſich

dicht an den Hof, ohne daß wir ihnen, weil es ganz finſter war, mit Schießgewehr zu Hülfe kommen konnten. Am folgenden Morgen fanden wir, daß ein Tigerwolf (Hyaena maculata) ſie verfolgt, und einem darunter in den Unterleib gebiſſen hatte, ſo daß die Haut einer Viertelelle lang abgeriſſen, das Gedärme aber gar nicht beſchädigt oder herausgezogen war. Die Hyäne iſt ein dreiſtes und gefräßiges Thier, das den Reiſenden, wenn ſie unter bloßem Himmel ſchlafen, manchmahl den Sattel unterm Kopfe und die Schuhe von den Füßen wegfrißt. Kommt ſie in eine Schafhürde, ſo mordet ſie nicht nur, ſondern jagt auch den Schafen ein ſolches Schrecken ein, daß ſie ſich dicht zuſammendrängen und mehrere dadurch erſticken.

Die folgenden Höfe, zu denen wir kamen, hatten ihre Nahmen von den dermahligen Beſitzern, Matthias Streidung, Steffen Frere, Peter Stückert, Andreas de Pree, und Thomas Frere. Die Wege waren von vielem Regen weich und beſchwerlich, und die mitten durch das Thal hinſtrömenden Flüſſe, welche wir zu paſſiren hatten, waren ſehr tief, und die rechten Stellen zur Durchfahrt manchmahl ſchwer zu finden. Einmahl verfehlte mein Fuhrmann der rechten Furth, und fuhr ſo tief hinein, daß das Waſſer den halben Karren hinaufſtieg, und alle meine Sachen, getrocknete und grüne Kräuter, Inſekten, Kleider und dergleichen durch und durch naß wurden. Daher mußte ich, als wir zur folgenden Nachtherberge kamen, mit unglaublicher Mühe alles durchſehen und am Feuer trocknen, und manches war ganz verdorben. Ich hatte auch ſelbſt auf dem Karren geſeſſen, weil mein Reitpferd auf der bisherigen Reiſe ſo mager und kraftlos geworden war, daß ich es auf dem letzten Bauerhofe ſtehen laſſen mußte; ich

war daher auch ſelbſt ganz naß geworden. Ueberdem waren unſre Ochſen kaum im Stande, den Karren herauszuziehen, weil der Boden aus ſehr zähem Schlamm beſtand, den die Räder aufwühlten.

Zur Seite der Gegend, wo ich mich jetzt befand, liegt ſchräge gegen über linker Hand eine kleine Strecke Landes zwiſchen Bergen, die Kuka heißt, und von den Koloniſten bereits in Beſitz genommen iſt, ob ſie gleich ſo geringen Umfang hat, daß ſie nicht mehr als zwey Höfe enthält. Allenthalben fand ich, daß die Holländiſchen Koloniſten dies weitläuftige Land mehr und mehr unter ihre Bothmäßigkeit bringen; die ohnmächtigen Hottentotten müſſen ihnen überall Platz machen und ſich denn immer tiefer ins Land hinein flüchten. Anfangs nahmen die Koloniſten nur die grasreichen und beſten Diſtrikte in den breiten Thälern ein, und ließen den Hottentotten noch eine Zeitlang die ſchlechteren Gegenden in den engen Thälern zwiſchen den Gebirgen. Endlich hat man ſie aber auch aus dieſen verdrängt, ſo daß ſie jetzt ihr Vaterland ſo gut als ganz verlaſſen haben.

In den hieſigen Gebirgen werden bisweilen Elennböcke (Capra oreas) gefunden und geſchoſſen. Dieſe Böcke ſind von der Größe eines mittelmäßigen Pferdes, und ihr Fleiſch iſt nicht nur wohlſchmeckend, ſondern wird hier zu Lande auch ſehr gern gegeſſen. Die Zunge dieſes Thiers wird für den delicateſten Theil gehalten, giebt auch wirklich den Rennthierzungen an Güte nicht nach. Man ſalzt und trocknet ſie hier häufig, und bringt ſie nach Cap zu Kauf. Man ſagte mir, daß dieſe Böcke nicht, wie der bunte Bock, und der Gemsbock (Capra oryx) mit den Hörnern ſtoßen, wenn ſie verwundet werden. Auch giebt es hier eine Art ganz

kleiner Böcke, die man Orebi nennt, und welche die kleinen Bergböcke (Capra monticola) ſind. Sie ſind indeſſen nur ſehr ſelten anzutreffen. Ich ſah hier ein Junges, das braun von Farbe, und wenig größer als eine Katze, aber ſehr ſchön war. Sie halten ſich eigentlich in den Ebenen im langen Thale (Lange Kloof) auf. Man wollte mich verſichern, daß beyde Geſchlechte keine Hörner haben, ob es gleich glaublich iſt, daß die Männchen damit verſehen ſind.

Am folgenden Tage ſetzten wir unſre Reiſe nach dem Eſchenholze (Eſſe-Boſch) fort. Dies iſt ein kleiner hübſcher Wald, und hat ſeinen Nahmen von den großen Bäumen, aus welchen er beſteht, und die man hier Eſchenbäume (Eſſe-Boom) nennt. Es ſind aber keine eigentliche Eſchen (Fraxinus), ſondern eine beſondre Gattung Bäume, die in der Syſtemſprache die Ekebergie (Ekebergia Capenſis) heißt, und deren Blätter nur mit den Blättern der Europäiſchen Eſche viel Aehnlichkeit haben. Auch wachſen in dieſem Geholze große Feigenbäume (Ficus Capenſis), deren Früchte die Speiſe der Paviane ſind, in Menge. Weil hier indeſſen noch kein Hof angelegt iſt, mußten wir unſern Lagerplatz dieſe Nacht unter freyem Himmel, an der Seite eines Gebüſches nehmen, und den Sattel zum Kopfkiſſen machen.

Den 1. December reiſeten wir das krumme Flußland (Kromme Riviers-Land) durch, welches von dem in vielen Krümmungen hindurch ſich ergießenden krummen Fluſſe (Kromme Rivier) ſeine Benennung empfangen hat. Dieſes zwiſchen Bergen hinlaufende Thal iſt nichts anders, als eine Fortſetzung des langen Thals (Lange Kloof), wird aber allmählig niedriger, und zugleich ſchmaler; hie und da iſt es nur einen Büchſen-

ſchuß breit. Eine Ebene enthält dies Thal indeſſen nicht, ſondern es beſteht ganz aus dem ſich allmählig neigenden und beynahe flach werdenden Fuße der an beyden Seiten hinlaufenden und unten gleichſam zuſammenſtoßenden Reihe von Bergen, wo zugleich die von dieſen Bergen herunterkommenden Bäche ſich verſammeln, und einen ziemlich großen Fluß ausmachen. Die zur Rechten liegenden Berge fangen am Ende dieſes Thals endlich an, oben flach und überhaupt niedriger zu werden, bis ſie endlich ganz verſchwinden, ohne bis an die Seeküſte zu reichen. Zugleich haben ſie hier ſchon zu beyden Seiten eine ſo krumme Richtung, daß ſie beynahe ganz ſüd-oſtwärts ſich erſtrecken.

Das lange Thal und das Land um den krummen Fluß, wo gegenwärtig nur wenige von den urſprünglichen Einwohnern übrig ſind, ſcheint vor dieſem zahlreicher, und zwar von den ſogenannten Heykam-Hottentotten bewohnt geweſen zu ſeyn.

Bey dem Hofe des Koloniſten Vermock hören die Berge, welche das lange Thal und das Land um den krummen Fluß bilden, zur rechten Seite ganz auf, und das Land erſcheint nunmehr ſehr breit zwiſchen dem Strande und der linker Hand, das warme Bad beym Elefantenfluſſe vorbey, noch weiter fortlaufenden Reihe von Bergen. Zur Linken erſtreckt ſich das Elefantengebirge (Olifants-Bergen) oſt-nord-oſtwärts, man ſieht aber deutlich, daß es mehrere Rücken hat, die ſich allmählig in verſchiednen Spitzen endigen. Die nächſte linker Hand ſichtbare Bergſtrecke hat den Nahmen des Seekuhberges (Zee-Koe-Berg), und ſchließt ſich bey Iſaak Meyers Hofe, wohin wir hernach kamen. Hinter demſelben zeigt ſich eine andre Bergſtrecke, die der Mühlenflußberg (Meulenriviers-Berg) heißt, und bey

des Koloniſten Kocks Hofe zu Ende geht, wo wir kurz vorher einige Tage ausgeruhet hatten, weil er beynahe der äußerſte auf dieſer Seite iſt. Hinter dieſer Bergſtrecke erblickt man noch eine dritte, die noch weiter hingeht, der Kabeljaufluß berg (Kabeljaauwriviers-Berg) genannt wird, und bey dem Fluſſe dieſes Nahmens aufhört.

Der Seekuhfluß, der nicht ſehr weit vom Hofe ins Meer fließt, iſt nach der See hin ziemlich fiſchreich. Die in dieſem und andern Flüſſen befindlichen Fiſche kommen aus dem Meere herauf, und ſelten findet man in den Flüſſen dieſes Landes höher hinauf Fiſche. Fiſcherey kann daher nur in der Gegend der Mündung der Flüſſe, und nur von den nicht weit vom Strande wohnenden Koloniſten getrieben werden. Zum Fangen der Fiſche bedient man ſich bloß des Netzes. Einmahl, als die Söhne des Bewohners dieſes Hofes mit einigen Hottentotten nach dem Strande hinunter gingen, um zu fiſchen, ging ich mit, um zu botaniſiren. Der Fluß war hier zwar ſehr breit, durch die von der See hereingetriebnen Sanddünen aber ſo ſeicht, daß, wenn man weit hineinging, das Waſſer kaum über die Mitte des Leibes ſtieg. Theils um zu baden, theils um am Strande Blumen und auf den da wachſenden Sträuchen und Büſchen Inſekten zu ſuchen, ging ich einige Stunden ganz nackt, und hatte bloß ein Schnupftuch um den Unterleib gebunden, ohne zu vermuthen, daß die heißen Sonnenſtrahlen nachtheilige Wirkung verurſachen würden. Bald aber empfand ich die ſchädlichen Folgen, als ich gewahr wurde, daß der ganze Theil meines Körpers, der nicht im Waſſer geſtanden hatte, roth und inflammirt war. Dieſe Entzündung nahm ſo zu, daß ich verſchiedne Tage das Bette hüten mußte, und nicht

einmahl ein feines baumwollnes Hemd auf dem Leibe, am wenigſten auf den Schultern, welche der Sonnenhitze am meiſten ausgeſetzt geweſen waren, leiden konnte, ehe ich mit ſüßem Rohm mich geſchmiert und die verbrannte Haut erweicht hatte.

Unſer Wirth, der oben genannte Meyer, war ein alter biedrer Mann, ein gebohrner Europäer, und einer der tüchtigſten Schützen im Lande. Er hatte verſchiedne-mahl weite Reiſen nach der Küſte der Kaffern gemacht, um Elefanten zu ſchießen, durch deren Zähne er zu dem Beſitze eines ziemlichen Vermögens gelangt war, worauf er ſich dieſe ſchöne und vortheilhafte Stelle am Seekuhberge zum Wohnplatze und Anbauorte gewählt hatte. Er erzählte mir verſchiednes, wovon er Augenzeuge geweſen war, und das ein Reiſender in dieſen Gegenden auch bey der größten Sorgfalt nur ſehr ſelten zu bemerken Gelegenheit hat. Dahin rechne ich folgendes: Einmahl wurde er auf einem ſeiner Jagdzüge eine ſogenannte Seekuh (Nilpferd, Hippopotamus amphibius) gewahr, die eine Strecke vom Fluſſe abwärts gegangen war, um ihr Junges zu werfen. Er kroch mit ſeinem Gefährten in ein Gebüſch, und hielt ſich da ganz ſtill und unſichtbar, bis das Junge ſich zeigte. Hierauf ſchoß er nach der Mutter, traf auch ſo gut, daß ſie auf dem Platze todt liegen blieb. Die Hottentotten, welche er bey ſich hatte, wollten das Junge lebendig fangen, und liefen hinzu, um es feſt zu halten. Obgleich ihrer aber mehrere waren, gelang ihnen dies ſo wenig, daß das Junge, welches vor einigen Augenblicken erſt aus Mutterleibe gekommen, und noch ganz glatt und ſchlüpfrig war, ihnen entwiſchte, und gerades Weges nach dem Fluſſe zulief, ohne den geringſten Unterricht von der Mutter, weder in Anſehung des Weges zum Fluſſe, noch dieſes

Rettungsmittels bekommen zu haben. — Von den Elefanten erzählte er, daß das Weibchen ſich bey der Begattung auf die Knie legt, und das Männchen alſo nie das Weibchen beſpringen kann, außer wenn dieſes Brunſt empfindet. — Von den Löwen, ihren Sitten und Eigenſchaften, auch der Löwenjagd, wußte er vieles aus eigner Erfahrung. Ich gab mir viel Mühe, mich auch durch ihn davon zu belehren, weil ich Willens war, jetzt eine Zeit lang ein Land zu durchwandern, wo der Himmel mein Dach, und ein offnes mit wilden Thieren angefülltes Feld meine Lagerſtätte ſeyn würde, und wobey es einem Reiſenden überaus wichtig iſt, die Gemüthsart, und Natur derjenigen Thiere zu kennen, vor denen er ſich ſorgfältig in Acht zu nehmen hat. Die Löwen liegen manchmahl in einem Buſche, ohne ſich zu bewegen, wenn ein Menſch vorbey geht, wofern dieſer nur thut, als wenn er ſie nicht bemerke. Sie ſpringen auch wohl auf, ohne Leides zu thun, wenn man nur ſtill ſtehen bleibt, und nicht anfängt zu laufen. Iſt der Löwe hungrig, ſo iſt er ſchon gefährlicher und weniger ſchonend. Menſchen fällt er aber auch alsdann doch nicht gern an. Ueberhaupt ſtellt er eine genaue Wahl unter dem an, was er anfallen kann. Hunde frißt er lieber als Ochſen und Kühe, und Hottentotten viel lieber als andre Menſchen. Dies letztere kommt vermuthlich daher, weil die Hottentotten, da ſie ſich ſo ſtark beſchmieren, allezeit ſtinken, und dabey ihre Säfte nicht ſo ſcharf ſind, indem ſie nie Salz oder Gewürz gebrauchen. Auch macht er ſich lieber an einen Hottentotten oder Sklaven, als an aufgehängtes Büffelochſenfleiſch. Unſerm Wirthe war es einmahl des Nachts ſo ergangen, daß ein Löwe, anſtatt zu dem Fleiſche, das bey der Lagerſtelle aufgehängt war, zu greifen, daſſelbe vorbeyging, und ei-

nen ſchlafenden Hottentotten anpacken wollte. Im Walde iſt das ſicherſte Mittel, dem Angriffe eines Löwen zu entgehen, daß man auf einen Baum klettert, denn Löwen klettern nie auf Bäume. Tigern entkommt man auf ſolche Art nicht immer, denn dieſe ſpringen, wenn ſie von Hunden ſtark gejagt werden, auf Bäume und ſuchen da einen ſichern Zufluchtsort. Wird man einen Löwen gewahr, ſo muß man niemahls weglaufen, ſondern ſtill ſtehen, Muth faſſen und ihm gerade ins Geſicht ſehen. Liegt ein Löwe ſtill, ſo daß er nicht den Schwanz regt, kann man ſicher ſeyn; wedelt er aber mit dem Schwanze, ſo iſt er hungrig und man befindet ſich in vieler Gefahr. Kann man eine ſolche Stellung bekommen, daß man disſeits einer Grube, und der Löwe jenſeits ſteht, ſo kann man dreiſt Feuer auf ihn geben; denn über eine Grube wagt er ſich nicht. Eben ſo iſt man ſehr geſichert, wenn man eine Anhöhe oder einen Berg erreichen kann, denn da hinauf wagt er ſich auch nicht, um jemand nachzuſetzen. In demſelben Verhältniſſe, als die Koloniſten das Land in Beſitz nahmen, und weiterhin Höfe anlegten, waren ſie auch genöthigt, um ihrer eignen, ihrer Leute und ihres Viehes Sicherheit willen, die Löwen, ſo viel ſich nur immer thun ließ, zu vertreiben oder wegzuſchießen. Unſer Wirth hatte erſt neulich noch eine ſehr unangenehme Erfahrung von dieſer Nothwendigkeit gemacht, glaubte aber doch jetzt für ſeine Herden wenig befürchten zu müſſen. Der Löwe beſitzt eine ſo erſtaunliche Stärke, daß er den größten Ochſen nicht nur anfällt, ſondern auch bequem und in größter Geſchwindigkeit auf die Schultern nimmt, und mit ihm über Zäune von ein Paar Ellen Höhe ſpringt, obgleich die Füße des Ochſen auf der Erde nachſchleppen. Bey dem allen iſt kein Thier ſo leicht auszurotten als der Löwe,

ſo ſtark, geſchwind und vorſichtig er auch iſt. Wenn man durch die Spuren ausgeforſcht hat, wie viel Löwen zuſammen in einem Haufen ſind, ſo ſtellt man eben ſo viele Büchſen da, wo man glaubt, daß ſie durchkommen werden, zu Selbſtſchüſſen hin. Man legt nämlich ein Stück Aas hin, bindet an daſſelbe eine ſtarke Schnur, und befeſtigt dieſe an den Drücker. Sobald nun ein Löwe das Aas anpackt, geht die Büchſe los, und dieſe iſt ſo geſtellt, daß der Schuß den Kopf trifft. Die andern Löwen, welche dabey ſtehen, laſſen ſich durch den Knall nicht abſchrecken, ſondern im Gegentheil geht manchmahl einer von ihnen auf den Rauch zu, und packt das abgeſchoßne Gewehr mit den Klauen. Inzwiſchen werden alle übrige nach und nach durch die andern Büchſen ebenfalls erlegt, und bisweilen wird der ganze Trupp in einer Nacht ausgerottet. Wird bey dieſer Gelegenheit ein Löwe nicht todtgeſchoſſen, ſondern nur verwundet, ſo vermeidet er hernach ſorgfältig ſolche Selbſtſchüſſe, und läßt ſich dadurch nicht beykommen, ſondern fällt, auch ohne vom Hunger getrieben zu werden, Menſchen an.

Die Gegend um den Seekuhfluß, ſo weit ich ſie kennen lernte, hat viel Gras, und iſt ſo beſchaffen, daß man die Viehzucht da im großen treiben kann. Hornvieh und Butter iſt auch das einzige, das man von hier nach dem Cap zum Verkauf bringen kann. Butter wird denn hier auch ſo viel gewonnen, daß man auf dem Hofe, wo ich mich aufhielt, beynahe alle Tage butterte, und die Buttermilch, welche man hier weder für Menſchen noch Vieh, anders als ſelten und wenig gebraucht, da wo ſie ausgegoſſen wird, beynähe Bäche formirt. Auf dieſem Hofe hatte man auch viele Hottentotten im Dienſt, und die Mägde unter ihnen, welche das Buttern verrichteten,

mußten ſich, wenigſtens an Händen und Armen, waſchen und rein halten.

Bey meinem hieſigen Aufenthalte hatte ich abermahls Gelegenheit, noch manches mir bisher Unbekannte von den Sitten und der Sprache der Hottentotten kennen zu lernen. Die in dieſer Gegend wohnenden ſowohl, als die bey den Europäern im Dienſt befindlichen, verheirathen ſich ohne Ordnung. Manchmahl hat auch eine Frau außer ihrem eigentlichen Manne noch einen andern, gleichſam zur Reſerve. Wenn ein verheiratheter Hottentotte auf eine Zeit lang verreiſet, heirathet nicht ſelten ſeine Frau mittlerweile einen andern. Dies Schickſal hatte jetzt meinen vorigjährigen Fuhrmann betroffen, der zwar ein Artiges verdient, aber bey der Zurückkunft ſeine Frau mit einem andern verheirathet angetroffen hatte. — Auf meiner vorigen Reiſe hatte ich an verſchiednen Orten geſehen, daß die Hottentotten, welche keine Pferde haben, ſich der Ochſen ſowohl zum Reiten, als auch ſtatt der Packpferde bedienen. Jetzt hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie ſie dieſe Thiere zu dieſem Gebrauche zuſtutzen. Ein zum Reiten beſtimmter Ochſe muß ſchon von den erſten Wochen nach ſeiner Geburt an gewöhnt werden, ſeinen Reiter auf dem Rücken zu leiden. Zu dieſem Ende bindet man ihm anfangs ein Fell über den Rücken, mit welchem er auch den ganzen Tag in Geſellſchaft der Mutter auf der Weide gehen muß. Hernach werden kleine Knaben auf ihn geſetzt, die auf ihm umher reiten. Iſt das Kalb zu einiger Gewohnheit hierin gekommen, ſo bindet man ein anderes, noch gar nicht zugeſtutztes ihm an die Seite, das mitlaufen muß, wenn der Knabe auf jenem reitet: hiedurch wird das andre ebenfalls vorläufig gebändigt und geübt. Dies Reiten auf dem Kalbe geſchieht gewöhnlich in vollem Galop,

und iſt gar luſtig anzuſehen. Gemeiniglich endigt das Spiel ſich damit, daß das Kalb ſehr behende und nach Belieben den Reiter abwirft.

Die Sprache der Hottentotten iſt nicht durchgängig gleich, ſondern hat merklich von einander abweichende Mundarten. Darin aber kommen faſt alle überein, daß ſie beym Ausſprechen der Sylben und Wörter ein gewiſſes Klappen, Klatſchen oder Schnalzen hören laſſen, welches die Urſache iſt, warum Europäer ſelten dieſe Sprache richtig reden lernen, obwohl deren Kinder, die von Kindheit an mit den Kindern der Hottentotten auferzogen werden, es zur völligen Richtigkeit und Fertigkeit darin bringen. Dies Schnalzen iſt bey den Hottentotten dreyfach, gleichſam dentale, palatinum und gutturale. Das erſte wird mit der Spitze der Zunge gegen die Zähne; das zweyte mit der Zunge gegen den Gaumen; und das dritte, welches das ſchwerſte iſt, mit der Wurzel der Zunge ganz unten in der Kehle hervorgebracht. Für Fremde iſt dies Schnalzen deswegen beſonders ſchwer zu treffen, weil es gerade alsdann, wenn das Wort ſelbſt ausgeſprochen wird, und weder vorher, noch nachher, geſchehen muß. Es kommt nicht nur im Anfange, ſondern auch in der Mitte der Wörter, in zwey- und dreyſylbigen, aber nicht ſelten zweymahl, vor. Wenn mehrere Hottentotten beyſammen ſitzen, um mit einander zu plaudern, ſo lautet es beynahe eben ſo, als wenn eine Partey Gänſe zuſammen ſind und mit einander ſchnattern. Daß das Sprechen dieſer Sprache, und zwar ſelbſt den Hottentotten, Mühe macht, kann man hinlänglich daran wahrnehmen, daß ſie dabey affektiren und die Lippen angreifen. Indeſſen können ſie doch auch mit der Tobakspfeife im Munde reden, aber alsdann nur wenig und ganz kurze Geſpräche. Die Sprache der Kaffern iſt viel

leichter, und hat nur in einigen Worten das Schnalzen. Eine förmlich eingerichtete Sprache haben alſo dieſe Bewohner der ſüdlichen Spitze von Afrika. Uebrigens aber ſind ſie ſo wenig cultivirt, daß ſie gar keine Buchſtaben und auch gar keine Art, Buchſtaben oder Wörter zu ſchreiben, es ſey auf Papier, in Holz, oder in Stein, kennen. Die mindeſte Spur von Wiſſenſchaften oder alten Denkmählern würde man daher bey ihnen vergeblich ſuchen; und überhaupt können wohl nicht viele Völker des Erdbodens weniger gebildet ſeyn, als dieſe. Auch können ſie viele von den Sachen, die ſie bey den Koloniſten ſehen, in ihrer Sprache nicht benennen, als Keſſel, Tobak, Joch, Spülkumm und dergleichen.

Da ich bisweilen mehrere Wochen lang mich außer den Gränzen der Kolonie unter den Hottentotten aufhalten mußte, war ich genöthigt, etwas von ihrer Sprache zu lernen. Um nun die Wörter, welche ich nach und nach lernte, deſto beſſer zu behalten, machte ich mir ein kleines Lexikon davon. Bey Kolbe findet man ein weitläuftiges Verzeichniß Hottentottiſcher Wörter und Redensarten, und Sparrmann führt ſogar verſchiedne Dialecte derſelben an. Da aber das meiſte von dem, was ich aufgezeichnet habe, nicht daſſelbe iſt, was man bey jenen antrifft, glaube ich den Sprachforſchern einen Dienſt zu thun, wenn ich es hier einrücke. Die ohne Schnalzen auszuſprechenden Vokale bezeichne ich gar nicht; die mit Schnalzen gegen die Zähne mit `, gegen den Gaumen mit ´, und in der Kehle mit ^.

Kòiſe	Ein	Krubi	Sechs
Kàmſe	Zwey	Gnátigná	Sieben
Aruſe	Drey	Gnínka	Acht
Gnátòi	Vier	Tuminkma	Neun
Metuká	Fünf	Gomatſe	Zehn

Arikä Tutu Tup	Hund
Tus	Hündin
'A'tti	Floh
Gôs Gôoſa	Kuh
Bi Bip	Milch
Gôsbip	Kuhmilch
Bingôi	Butter
Hôgô Kúmap	Ochſe
Kàu	Büffel
Manqua	Ein Haufen Ochſen
Hakva Haap	Pferd
Hakva demma ha	Wo iſt das Pferd?
Hakva leo	Bring das Pferd her
Haſs	Stute
Kâma	Löwe
Kòu	Nilpferd
Kòka	Wolf
Kôukekurr	Hahn
Kàbika	Ey
Kèn	Elennbock (Capra oreas)
Kèns	Elennziege
Kànna	Ein Haufen Elenne
Giép	Fuchs
Guaſſup	Tiger
E'p	Pharaoratze (Viverra Ichneumon)
Gona	Schaf
Kámmap	Gazelle (Capra dorcas)
Brê	Brot
Brê marê	Gieb Brot
Kàmma	Waſſer

Kòp	Fleiſch
Dâkhan	Hanf
Heip	Tiſch
Kop	Tobakspfeife
Komma	Haus, Hof
Kabû	Schießgewehr
Su	Topf, Trommel
Semi	Kafferngerſte
Nôrap	Meſſer
Nénàmhòp	Stuhl
Omma	Haus
Mari	Geld
Kàba Taba	Hut, Mütze
Kroi Kroijim Kule	Wagen
Hava Kroijim	Wo iſt der Wagen?
Häva Kroijim	Hier iſt der Wagen
Krakwa	Glaskorallen
Kòrup	Eiſen, Kupfer
Géip	Kaſten, Kiſte
Kuijop	Wiedeneuphorbie (Euphorbia viminalis)
Oìp	Klippe, Felsſtein
Námkva	Kleidung der Hottentotten
'E'i E'ip Nèip	Feuer
E'i koa kôi	Mach Feuer
Géihep	Wohnplatz
Hòma	Schlechtes Wetter
Kànji	Lecker
Ka Sinnò	Trinken

Kudu	Richtweg
Kòu / Twáp	Loch
Koa	Schlagen
Tàm	Schönes Wetter
Sang	Warm
Koroſa	Kalt
O'm	Schlafen
O'm	Nähen, Stopfen
Keunas'	Leute
Dabê / Dabetê	Guten Tag
Kòa motſchi	Guten Morgen
Gòi motſki	Guten Abend
Demma	Wo iſt?
Danna haa ſe àkroi	Wo iſt der Weg zum nächſten Hofe?
Häva ha / Kông	Komm her
Hagatſchi	Komm, mein Freund
Hanka	Bring her
Kài hem	Es iſt gut
Marê	Gieb
Su ſe kôn	Lauf weg
Muſko	Haſt du geſehen?
Kúmſea / Húnköp	Wenn du ſo gütig ſeyn willſt
Kárra	Kehr um, fahr zurück
Ambup / Tikkop	Vater
Andes / Tiſſos	Mutter
Kans / Tikándi	Schweſter
Kárup / Tikákwa	Bruder
Hònnés / Kus	Frau
Kùpp	Mann
Kám	Mund
Mu / Mum	Auge
Kòm	Zahn
Kóyp	Naſe
Samma	Bruſt (pectus, mamma)
Hop	Das männliche Glied
Kóutere	Die Eichel des männlichen Gliedes

Dem Glauben an Hexerey ſind die Hottentotten gar ſehr ergeben, und wenn jemand krank wird, oder ſtirbt, ſind ſie der Meinung, er ſey behext.

Gewöhnlich haben die Hottentotten viele Kinder. Dieſe tragen anfänglich Ringe von Binſen oder Schilf um die Beine, um ſich daran zu gewöhnen; hernach bekommen ſie lederne. Die Knaben üben ſich, einen zugeſpitzten Stock zu werfen, bis ſie mit der Zeit den Wurfſpieß regieren können. Die Hottentotten tragen hier durchgängig das männliche Glied in einem Beutel, den ſie

aus

aus dem grauen Stücke Fell, das der Capſche Fuchs auf dem Rücken hat, verfertigen, und um den Leib mit einem Riemen befeſtigen. Die Kaffern gebrauchen einen ähnlichen Beutel, aber von anderm Fell, und ſo klein, daß er oft nichts weiter, als die Vorhaut bedeckt.

Bey den Luſtbarkeiten, welche die Hottentotten anſtellten, beſonders um uns ein Vergnügen zu machen, bekam ich hier eins ihrer Spiele zu ſehen, das die Koloniſten ihr Kartenſpiel nennen; es beſteht aber in weiter nichts, als daß ſie plaudern, mit den Fingern Knippchen ſchlagen und lachen. Auch lernte ich ein muſikaliſches Inſtrument kennen, das ſie Kora nennen. Es giebt einen ähnlichen Laut, als die Violinſaiten, und wird aus einem hölzernen Stabe gemacht, über den ſie eine Schnur ſpannen; an dem einen Ende befeſtigen ſie die Spitze einer Feder, worauf ſie mit den Lippen blaſen und ſpielen, ſo daß ein ſchnarrender Laut herauskommt.

Jetzt, da die Sommerhitze ſtärker wurde, fing die bereits von mir beſchriebene Klauenkrankheit an, unter dem Hornviehe ſich zu zeigen, und der mich begleitende Engländer mußte hier verſchiedne ſeiner Zugochſen, die damit behaftet waren, gegen andre, die noch frey davon zu ſeyn ſchienen, austauſchen. Meine Ochſen plagte nichts anders als der Hunger; ſie waren aber auch ſo mager und matt, daß keine Krankheit in ihrem dürren Körper und dünnen Schenkeln haften zu können ſchien. Wir ließen daher unſer Zugvieh hinlänglich ausruhen und wieder zu Kräften kommen, um unſre Reiſe nach den ſogenannten Schneebergen, unſerm äußerſten Ziele, fortzuſetzen: eine Reiſe, zu der wir uns gleichſam von neuem ausrüſten mußten. Da wir nun ein Land vor uns hatten, das nur von Hottentotten bewohnt, hin und wie-

der aber ganz unbewohnt war, mußten wir darauf bedacht ſeyn, nicht nur einige Hottentotten als Dolmetſcher, Wegweiſer, und zur Bewachung mitzunehmen, ſondern auch uns mit Proviant zu verſehen. Unſre brave Wirthin ließ für uns eine Partey Weitzenzwieback, und einige Weitzenbrote backen, füllte eine große Butterbüchſe, und ſchlachtete ein Schaf, das ſie einſalzte und in ſeine eigne Haut einnähete. Wir ſelbſt brachten unſer Schießgewehr in die beſte Ordnung. Hierauf verfügten wir uns mit friſchen Kräften, und mit allem nöthigen wohl verſorget, den 9. December auf den Weg nach dem Kabeljaufluſſe (Kabbeljaauw - Rivier). An dieſem Fluſſe liegt der äußerſte und letztre Koloniſtenhof. Er gehört einem reichen Bürger zu Cap, Nahmens van Rhenen, der ihn durch einen Knecht verwalten läßt.

Von da kamen wir zum Camtousfluſſe (Camtous-Rivier). Dieſer Fluß macht jetzt die Gränze der Holländiſchen Kolonie aus, welche ſich weiter hinaus nicht erſtrecken darf. Die Urſache, warum die Regierung ſcharf verbothen hat, jenſeits keine Höfe anzulegen, iſt, zu verhindern, daß die Koloniſten mit den da wohnenden Kaffern, einem muthigen und tapfern Volke nicht in Krieg gerathen mögen, als wodurch für die Compagnie großer Nachtheil erwachſen würde. Die Gegend hier umher iſt ſonſt ſchön und reich an Gras.

In der ganzen weitläuftigen Strecke Landes, von Rotheſand bis zum Camtousfluſſe iſt bis jetzt, ſo volkreich dieſe Kolonie auch iſt, noch gar keine Kirche vorhanden. Die Einwohner haben ſchon vor langer Zeit um eine Kirche angehalten, ſich auch, obgleich alle andre Prediger ſowohl in der Stadt als auf dem Lande von der Compagnie beſoldet werden, erbothen, ſelbſt den Geiſtlichen zu beſolden,

wenn die Kirche mitten in der Kolonie an einem ihnen bequemen Orte angelegt werden ſollte. Man hat auch ſchon den Riß und Anſchlag eingegeben, und zugleich um die Erlaubniß angeſucht, am Kafferkuhlfluſſe (Caffer-kuyls-Rivier), auf eigne Koſten eine Kirche zu bauen, weil da die meiſten auf ihren Capſchen Reiſen vorbey müſſen. Allein aus dem allen iſt noch nichts geworden, weil der Land-Droſt nebſt einigen ſeiner Nachbarn es dahin hat bringen wollen, daß die Kirche nicht weit von Zwellendam, wo er wohnt, angelegt würde, obgleich dieſer Ort an dem einen Ende dieſes großen Landes liegt.

Nun noch einige zoologiſche und botaniſche Anmerkungen. Allenthalben in dieſen Gegenden, beſonders an ſolchen Oertern, die moraſtig ſind und wo Schilf wächſt, hält ſich eine merkwürdige und ſchöne Art Dompfaffen, oder Kernbeißer, Langſchwanz (Lang-Staert) genannt, (Loxia macroura) auf. Sie ſind den Goldfinken ähnlich. Die Männchen haben ſo wie dieſe, beſonders um die jetzige Jahrszeit, da ſie am ſchönſten ausſehen, ſammtrothe Federn. An ihrem langen Schwanze, der an Länge den ganzen Körper weit übertrifft, ſind ſie aber leicht davon zu unterſcheiden. Im Winter ſind ſie grau von Farbe, und dies iſt auch die beſtändige Farbe des Weibchens, das auch keinen langen Schwanz hat. Es iſt artig, dieſen Vogel mit ſeinem langen niederhangenden Schwanze fliegen zu ſehen, der ihn gleichſam herunter zu drücken ſcheint, ſo daß er niemahls gerade fort, ſondern nur in Krümmungen aufwärts und abwärts, fliegen kann. Wenn der Wind ſtark wehet, hindert ihn der lange Schwanz überhaupt ſehr am Fliegen, und er kann alsdann nicht leicht dahin kommen, wohin er will, ſondern wird oft zur Seite geworfen. Uebrigens fliegen dieſe Vögel äußerſt langſam, wenigſtens langſamer, als ich

es je bey einem Vogel geſehen habe. Daher kommts aber auch, daß man ihn gar leicht ſchießen, und beym Regen oder ſtarkem Winde ſogar, wenn man geſchwind läuft, beynahe mit der Hand fangen kann.

Von einer Art kleiner, grauer Grashüpfer oder Geſpenſtkäfer (Mantis fauſta) glaubt man hier, daß die Hottentotten ſie anbeten, weswegen man ſie auch Hottentottengott nennt. Dieſe Meinung iſt aber wohl ohne Grund; wenigſtens habe ich ſie nicht beſtätigt gefunden. Vermuthlich aber rührt ſie daher, daß dieſe kleinen Thiere bey den Hottentotten in einer gewiſſen Achtung ſtehen. Sie halten den Menſchen oder das Thier für glücklich, worauf ſie ſich ſetzen, und thun ihnen daher nichts zu leide, aber göttliche Ehre erweiſen ſie ihnen nicht.

Weil es hier Waſſerſchildkröten giebt, fing ich deren eine, um ihr Blut zu bekommen, und es gegen Schlangenbiß oder ſonſt zu gebrauchen. Sie war ungefähr einer Hand groß, und doch erhielt ich nur ſehr wenig Blut. Nachdem ich ihr den Hals abgeſchnitten hatte, und das Blut herausgelaufen war, ſonderte das Bleiche und Wäſſerige ſich ab, und das Rothe, welches ſich oben hielt, wurde auf Papier trocken, ſchilferig und ſchwarz.

In dieſer Gegend fand ich die Brotfruchtpalme oder Keulpalme (Zamia caffra). Die Frucht dieſes Baums iſt ſehr ſelten, und ich hatte Mühe dergleichen zu finden, um Samen zu bekommen. Einige Bäume tragen bloß männliche Blumen und große Zapfen wie Tannzapfen, aber ohne Samen. Auf andern wachſen eben ſolche Zapfen, von der Größe eines Menſchenkopfs, und mit wirklichen Samenkernen. An der untern Seite der Schuppen des männlichen Zapfens ſitzt eine unzählige Menge Staubbeutel (Anthera), die hernach zerſprin-

gen, und einen weißen, etwas zähen, Blumenſtaub (Pollen) enthalten. An dem weiblichen Zapfen ſitzen die Samenkerne, welche die Größe einer Mandel haben, zwiſchen den Schuppen ſelbſt, und ſind mit einem röthlichen, muſichten oder breyichten Weſen, das eßbar iſt, umgeben. Die Frucht wächſt unmittelbar aus der Spitze der Palme hervor, manchmahl ehe ſich noch ein Stamm über der Erde gebildet hat. Von dem Samen glaubt man, daß er am beſten und ſicherſten aufgehe, wenn man ihn förmlich pflanzt, hernach Stroh darüber legt, und daſſelbe anſteckt und aufbrennen läßt, oder auch wenn man ihn vorher in warmen Waſſer eingeweicht hat.

Dritter Abſchnitt.

Reiſe vom Camtousfluſſe bis zum Sonntagsfluſſe.

Den 10. December paſſirten wir den Camtousfluß, und verließen damit das Gebiet der Holländiſchen Compagnie. Zuerſt kamen wir zum Lurisfluſſe. Hier fängt das Land an ſehr uneben und bergig zu werden, und ſchöne Wälder, ſowohl in den Gründen zwiſchen den Bergen, als auch an den Bächen zu enthalten, und überhaupt dem Houtniquaslande ähnlich zu ſeyn. Hie und da ſahen wir große und tiefe Gruben, die gegraben waren, um Elefanten und Büffel zu fangen. Mitten in ſolchen Gruben ſteht ein Pfahl, der oben ſehr ſpitz iſt, und worauf das Thier ſich ſpießt, wenn es hineinfällt.

Der hieſige Hottentotten-Capitain beſuchte uns ſogleich des Abends, und lagerte mit einem Theile ſeiner Leute nicht weit von uns. Durch ſeinen Mantel von Tiger-

fell und den Stab in der Hand unterſchied er ſich von dieſen.

Den Galgenwald (Galge-Boſch) vorbey kamen wir zum van Stadesfluſſe (Van Stades-Rivier), wo wir Feuer anzündeten und das Nachtlager nahmen. Die hier wohnenden und mit Kaffern vermiſchten Gonaquas-Hottentotten kamen in großen Haufen an, um ihren Beſuch bey uns abzuſtatten. Der gute Holländiſche Rollentobak, womit wir ſie bewirtheten, ſchmeckte ihnen vortrefflich. Verſchiedne von ihnen trugen Häute von Tigern, die ſie ſelbſt getödtet, und ſich durch dieſe Tapferkeit das Recht, ſich durch ſolche Tracht auszuzeichnen, erworben hatten. Viele hatten einen an einem hölzernen Stabe befeſtigten Fuchsſchwanz in der Hand, womit ſie ſich den Schweiß abwiſchten. Dieſe Hottentotten, welche viel Vieh haben, beſchenkten uns überflüſſig mit Milch, die in geflochtne, aber doch völlig waſſerdichte Körbe gemolken war: nur Schade, daß dieſe Körbe ſo unrein waren, daß wir uns genöthigt ſahen, die Milch durch ein leinenes Tuch zu ſeigen.

Nachdem wir den van Stadesfluß paſſirt waren, kamen wir zu zwey anſehnlichen und großen Dörfern, die aus vielen, in einem Zirkelbogen angelegten, runden Hütten beſtanden. Die Leute ſtürzten aus denſelben wie ein Strom zu unſern Wagen; unſer Tobak ſchien wie ein Magnet auf ſie zu wirken. Der Erwachſenen waren etwa zwey bis dreyhundert. Nachdem die meiſten ein kleines Stück Tobak bekommen hatten, gingen ſie voll Freuden wieder nach ihren Hütten. Der größte Theil von ihnen war mit Kalbhäuten, nicht aber, wie die andern Hottentotten, die ich bisher geſehen hatte, mit Schaffellen, bekleidet. Dieſe Leute waren wohlgewachſen, und hatten ein raſches, unerſchrocknes Anſehen.

Sowohl um den Kopf als an den Füßen, und um den Leib hatten ſie ſich mit Borſten, die aus den Schwanzhaaren verſchiedner Thiere gemacht waren, geſchmückt. Einige hatten Riemen von Thierhäuten, andre Schnüre Glaskorallen verſchiedenemahl um den Leib gewunden. Kein Zierrath aber war bey ihnen von größerm Werth, als kleine glänzende Platten von Kupfer oder Meſſing, die theils länglich, theils rund, theils viereckig waren. Dieſe wiſſen ſie recht blank zu ſcheuern, und hängen ſie an einer Schnur entweder in die Haare, oder vor die Stirn, vor die Bruſt, hinten in den Nacken, oder auch ſogar vor das Geſäß; und wenn ſie ihrer mehrere haben, behängen ſie den ganzen Kopf rund herum damit. Mein Reiſegefährte, der Engliſche Gärtner, hatte einen von den großen kupfernen, vergoldeten, Schaupfennigen bey ſich, die man in England geprägt und den beyden jetzt nach dem Südpole ſegelnden Schiffen mitgegeben hatte, um ſie unter den wilden Völkern, die ſie antreffen würden, auszutheilen. Dieſe Münze ſchenkte er einem von denjenigen unter dieſen Kaffern, die ſich beſonders vertraulich gegen uns bezeigten, welches ihm ſolche Freude machte, daß er, dies glänzende Stück vor der Stirne tragend, uns auf der ganzen Hin = und Rückreiſe Geſellſchaft leiſtete. Ueberhaupt machten wir den vornehmſten unter ihnen Geſchenke mit kleinen Spiegeln, deren wir, ſo wie kleine Meſſer, Zunderbüchſen und dergleichen von Cap mitgebracht hatten, womit wir entweder die Freundſchaft dieſer Leute auf unſrer Reiſe zu gewinnen ſuchen, oder ſie für geleiſtete Dienſte belohnen wollten. Die Spiegel machten uns beynahe eben ſo viel Vergnügen, als ihnen; denn es war eine Luſt zu ſehen, was ſie alles damit vornahmen. Abwechſelnd beſahen ſich einer oder mehrere in einem Spiegel; darauf ſahen ſie

einander unter lautem herzlichen lachen an, und endlich, welches das poſſirlichſte war, guckten ſie auch hinter den Spiegel, ob ſie da eben die Bilder fänden, die ſie im Spiegel geſehen hatten. Einige von dieſen leuten hatten einen ſpitz zugehenden ledernen Beutel mit vier Riemen um den Hals vor der Bruſt hangen, den ſie zum Tobaksbeutel gebrauchten. Andre trugen eine Schnur Schnecken oder ſogenannter Schlangenſchalen (ſonſt Porzellane, oder guineiſches Geld, Cyprea moneta) um den Hals, woran unten eine Schildkrötenſchale hing, um ihre Buckuſalbe darin zu verwahren. Die meiſten waren mit Wurfſpießen bewaffnet, und zwar jeder mit ſo vielen, als er in einer Hand halten konnte. Ihre Hütten waren mit Schilfmatten gedeckt, die, wie ihre geflochtenen Milchgefäße, ſo dicht waren, daß kein Waſſer durchdringen konnte.

Das land iſt hier überall mit wilden Thieren angefüllt; daher iſt es allerdings gefährlich durchzureiſen. Beſonders waren wir unſrer Zugochſen wegen beſorgt, die durch die löwen leicht ſcheu gemacht und für uns verlohren gehen konnten. Auch war unſre Geſellſchaft zu klein, und zu wenig bewaffnet, als daß wir vor den Einwohnern ſo ganz hätten ſicher ſeyn können, deren Sprache unſre Hottentotten nicht einmahl recht verſtanden. Wir faßten deswegen den Entſchluß, auch aus dieſem Dorfe einen Trupp Hottentotten an uns zu ziehen, und mitzunehmen. Wir verſprachen ſie mit Tobak und andern Sachen, die ihnen lieb ſeyn würden, zu beſchenken, und ihnen ſo viel wilde Büffel, als ſie nur verzehren könnten, zu ſchießen. Durch dies Verſprechen wurden mehr, als wir wünſchten, herbeygelockt, und unſre Geſellſchaft machte nunmehr eine Zahl von mehr als hundert Perſonen aus.

Die Bergſtrecke zur Linken, die uns bisher begleitet hatte, hörte nun auf, und rechts ſahen wir die offenbare See. Weiter ins Land hinein war aber doch zur linken Hand eine noch größre Bergſtrecke zu ſehen. Das Land, worin wir uns jetzt befanden, heißt Krakekamma, iſt reich an Gras und Wald, und voll wilder Thiere von allerhand Arten, die hier vor den Verfolgungen der Koloniſten ziemlich ſicher ſind, als Büffelochſen, Elefanten, Rhinoceros oder ſogenannte Zweyhörner (Tweehoorn), geſtreifte Pferde und Eſel (Zebra und Quagga) und verſchiedne Gattungen Böcke, beſonders Hirſchthiere (Harte-Beeſten) oder Gazellen (Capra dorcas) in großen Scharen.

Zuerſt reiſeten wir weiter nach Krakekammavalley, und von da weiter hinunter nach der Küſte, wo wir eine Menge kleiner Büſche und ſelbſt große Wälder antrafen, die mit großen Herden Büffelochſen (Bos caffer) angefüllt waren, welchen dieſe grasreichen Gegenden zur Weide dienten.

An einem Nachmittage, als die ſtärkſte Hitze vorbey war, gingen wir mit einigen Hottentotten auf die Jagd, in der Abſicht etwas zur Sättigung unſers zahlreichen Gefolges zu ſchießen. Als wir dem Walde nahe kamen, wurden wir einen erſtaunlich großen Haufen wilder Büffelochſen gewahr, die während ihres Graſens die Köpfe zur Erde niederhangen hatten, und uns nicht eher anſichtig wurden, als bis wir ihnen dreyhundert Schritt nahe gekommen waren. Mit einemmahl hob die ganze aus fünf bis ſechshundert Stücken großen Viehes beſtehende Herde die Köpfe in die Höhe und ſah uns mit Aufmerkſamkeit an. Der Anblick eines ſo zahlreichen Haufens von Thieren, wovon ſchon ein einziges ſehr ſchrecklich iſt, hätte ſelbſt dem, welcher nicht, wie

ich auf meiner vorigen Reiſe, Gelegenheit gehabt, ſeine Wuth, Gewalt und fürchterliche Stärke zu erfahren, Schrecken und Entſetzen einjagen können. Weil wir aber die Art der Büffel bereits kannten, und wußten, daß ſie auf freyem Felde nicht leicht jemand angreifen, fürchteten wir uns gar nicht, weder vor ihrer Stärke noch Menge. Um ſie indeſſen nicht ſcheu zu machen, blieben wir eine Weile ganz ſtill ſtehen, bis ſie wieder anfingen, die Köpfe zur Erde zu ſtrecken und zu freſſen. Nun näherten wir uns ihnen mit ſchnellen Schritten, bis wir ihnen auf einen Abſtand von funfzig Schritten nahe gekommen waren. Unſrer waren drey Europäer und eben ſo viele im Schießen geübte Hottentotten, die Büchſen bey ſich hatten; die übrigen Hottentotten waren mit ihren Wurfſpießen bewaffnet. Jetzt ſah wieder die ganze Schar Ochſen auf einmahl in die Höhe, wandte ſich gegen uns und ſah uns munter und unerſchrocken an. Wir fanden, daß es Zeit ſey anzulegen, und gaben alle zugleich Feuer. Kaum waren die Schüſſe abgebrannt, als der ganze ſo ſtarke und ſonſt ſo herzhafte Haufe, durch das Feuer und den Knall erſchreckt, umkehrte, davon lief und in den Wald rannte: ein in ſeiner Art unvergleichlicher Anblick. Die verwundeten Büffel trennten ſich von den übrigen, und konnten zum Theil nicht mitkommen, zum Theil nahmen ſie einen andern Weg. Unter dieſen war ein alter Bulle, der gerade nach der Seite zulief, wo wir ſtanden, ſo daß wir gezwungen waren, Reißaus zu nehmen, um ſeiner Wuth zu entgehen. Es iſt zwar nicht möglich, daß ein Menſch, wenn er auch noch ſo geſchwind laufen kann, dieſen Thieren durch laufen entkommt; man kann ſich aber doch hinlänglich vor ihnen retten, ſo lange man offnes und ebnes Feld hat; denn da ſie im Verhältniſſe zu ihrem

großen Kopfe ſehr kleine Augen haben, ſehen ſie nicht viel auf den Seiten, ſondern nur gerade vor ſich hin. Iſt alſo der Büffel etwas nahe gekommen, ſo darf man nur geſchwind auf die Seite ſpringen und ſich auf die Erde werfen; denn da er allezeit in gerader Linie vor ſich hin läuft, wird er den liegenden nicht gewahr, und vermiſſet ſeinen Feind nicht eher, als bis dieſer völlig entflohen iſt. Dies wußten wir. Unſer ſchwer verwundete Büffelſtier kam uns alſo zwar nahe genug, lief aber zur Seite vorbey, um in einen nicht weit davon liegenden Theil des Waldes zu entfliehen, den er aber nicht völlig erreichte, ehe er ſtürzte. Mittlerweile hatten unſre andern Hottentotten eine tödtlich bleſſirte Kuh verfolgt, auch mit ihren Wurfſpießen ein Kalb getödtet. Wir begaben uns ſogleich zu dem niedergefallnen Ochſen, und fanden, daß die Kugel in die Bruſt gegangen, und durch den größten Theil des Körpers gedrungen war, demungeachtet war er mehrere hundert Schritt im Galop gelaufen, ehe er zu Boden geſtürzt war. Er war ziemlich alt, grau von Farbe, und beynahe ohne Haare, welche bey den jungen Thieren ſchwarz ſind. Der Körper dieſer Thiere iſt ſehr dick, die Füße dagegen ſind kurz. Als er auf der Erde lag, war er um den Bauch ſo dick, daß ich nicht hinaufkommen konnte, ohne mit einem Anſatze hinaufzulaufen. Nachdem unſre Fuhrleute ihm das Fell größtentheils abgezogen hatten, ſuchten wir die eßbarſten und fleiſchigſten Stücke aus, ſalzten etwas ein, brateten das übrige, und hielten auf der Stelle eine recht gute Mahlzeit. Ich hatte mir vorgeſtellt, das Fleiſch eines ſo alten Stiers würde grobfaſerig und zäh seyn; zu meiner Verwunderung aber fand ich, daß es mürbe war, und den Geſchmack des Wildprets hatte. Das übrige von dieſem Ochſen, die Kuh

und das Kalb ließen wir den Hottentotten, die dann auch nicht ſäumten, ſogleich ein großes Feuer anzuzünden, und das für ſie beſtimmte Fleiſch zu braten. Das allererſte, welches ſie ausſuchten und aufs Feuer legten, waren die Bein- und Schenkelknochen; das Mark bratete alſo in den Knochen ſelbſt, und wurde von ihnen, als das, worauf ſie am ganzen Thiere den meiſten Werth ſetzen, mit dem größten Appetit verzehrt. Die Därme, Eingeweide, Fleiſch und andre Sachen hingen ſie auf die Zweige und Bäume umher, ſo daß der Platz in kurzer Zeit, wie die Stelle, wo die Schlächter ihr Vieh ſchlachten, ausſah. Sie ſelbſt lagerten ſich rund herum, um zu braten, zu eſſen und zu ſchlafen.

Als der Tag anfing ſich zu neigen, fanden ich und meine Reiſegeſellſchafter für gut, uns wieder zu unſerm Fuhrwerke zu begeben, um das Feſtbinden unſrer Ochſen zu beſorgen, ehe es ganz finſter würde. Unterweges gingen wir in der Entfernung von einigen hundert Schritten fünf Löwen vorbey, die bey unſerm Anblicke ſo höflich waren, wegzugehen und ſich ins Holz zu verfügen. Hierauf banden wir unſer Zugvieh an den Wagen feſt, ſchoſſen ein Paar Schüſſe in die Luft, zündeten rings um unſre Lagerſtelle einige Feuer an, (eine Vorſicht, die ſowohl der Elefanten, als auch hauptſächlich der Löwen wegen ſehr nöthig iſt), legten uns nieder und an jede Seite eine geladne Büchſe, und ſchliefen ſo in Gottes Nahmen ruhig ein. Dieſe Umſtände beobachteten wir ſeit dieſer Zeit immer, wenn wir in der Nothwendigkeit waren, auf freyem Felde in ſolchen Gegenden zu campiren, wo Menſchen am Tage, und wilde Thiere des Nachts, wechſelsweiſe uns in ihrer Gewalt zu haben ſchienen. Die wilden Thiere liegen während der Hitze des Tages meiſtentheils im Schatten der Wäl-

der ſtill. Des Abends und Nachts aber iſt die Zeit, da diejenigen, welche Kräuter, Gras, Laub und dergleichen freſſen, in der Kühlung auf die Weide gehen, und da denn auch die Löwen und andre Raubthiere ſich hervor machen, um von jenen ihre Nahrung zu ſuchen. Der Löwe kann zwar den Büffelochſen nicht mit Gewalt angreifen; aber er bedient ſich aller ſeiner Liſt dazu. Er legt ſich in einen Buſch oder dickes Geſträuch verſteckt auf die Lauer; am liebſten wählt er dieſen Hinterhalt an Bächen, wohin die Büffel kommen, um zu ſaufen. Alsdann ſpringt er ihm mit der gröſsten Behendigkeit auf den Rücken, beiſst ihn mit ſeinen ſchrecklichen Zähnen in den Nacken, und zerfleiſcht ihm die Seiten mit den Klauen, bis er entkräftet wird und zu Boden fällt.

Am folgenden Morgen ging ich zwar aus, um zu ſehen, ob die Baumarten, welche die Waldungen dieſes Landes ausmachen, ſchon Blumen hätten; allein ich fand, daſs es dazu noch nicht Sommer genug war. Auch war der Wald ſo zackig und in einander gewachſen, daſs man faſt gar nicht durchkommen konnte. Ueberdem war es um der wilden Thiere willen gefährlich, tief einzudringen. Meine botaniſche Bemühung war alſo diesmahl vergeblich.

Bey den Waſſerplätzen, ſowohl hier als wo wir ſonſt in dieſer ungeheuren Wildniſs Wälder antrafen, ſahen wir nicht nur friſche Spuren von Büffeln, ſondern auch ſowohl Spuren als Loſung von Elefanten, Rhinoceros und andern Thieren. Auf dem freyen Felde fanden wir geſtreifte Pferde und Eſel (Equus Zebra und Quagga), Hirſchthiere (Capra dorcas), Kudu (Capra ſtrepſiceros) und andre Thiere.

Weil wir hier nichts weiter zu thun hatten, ſchirrten wir zum Aufbruche an, und reiſeten zum Schwarz-

kopfluſſe (Zwartkop-Rivier), und der nicht weit davon liegenden ſogenannten Salzpfanne, wo wir während der ſtärkſten Hitze des Tages ausruheten. Bey der Salzpfanne, (was man hier zu lande darunter verſteht, habe ich im Vorhergehenden erklärt), hatten wir den allerſchönſten Anblick, der einem Auge, das an dergleichen nicht gewöhnt iſt, nicht anders als gleich befremdend und entzückend erſcheinen kann. Sie war gerade jetzt in dem Zuſtande, da ſie am vollkommenſten und auch am ſchönſten iſt. Sie macht ein Thal von einer halben Viertelmeile im Diameter aus, das zu allen Seiten ſo allmählig niedriger wird, daß das Waſſer in der Mitte kaum zwey Ellen tief iſt. In der Entfernung einiger Ellen vom Waſſer iſt dieſes Thal mit einem Ufer oder Rande umgeben, der einige Ellen hoch und mit Gebüſche rund umher bewachſen iſt. Es iſt mehr länglich als rund, und ich hatte Mühe, ob ich gleich ſtark ging, in einer halben Stunde ganz herum zu kommen. Das Erdreich umher iſt ſandig, wiewohl an einigen Stellen oben bleicher und blätter- oder ſcheibenweiſe liegender Schiefer zu ſehen war. Die ganze Salzpfanne, deren Waſſer nicht tief, der ganze Boden aber mit einem ebnen und flachen Sandbette bedeckt war, ſah völlig wie ein zugefrorner mit ſpiegelhellem Eiſe bedeckter See aus: ein Anblick, der mitten im Sommer und unter dieſem heißen Himmelsſtriche eine ſonderbare Wirkung hervorbrachte. Das Waſſer ſelbſt enthält reines Salz, ohne das mindeſte Bittre im Geſchmack. Am Tage während der Sonnenhitze kryſtalliſirt ſich, ſobald das Waſſer auszudunſten anfängt, auf der Oberfläche ein feines Salz, das ſich zuerſt als funkelnde Schuppen zeigt, hernach niederſinkt, und ſich auf dem Boden ſetzt. Der Wind treibt es oft nach einer Seite, und wenn

man alsdann davon nimmt, bekommt man ein ſehr feines und reines Salz. An der Nord-Oſt-Seite hatte die Salzpfanne ſchon angefangen auszutrocknen; am ſüd-weſtlichen Ende, wohin ſie ſich etwas neigte, war ſie voller. Weſtwärts dehnt ſie ſich in einen langen Hals aus. So weit vom Meere und in einer ſo anſehnlichen Höhe über demſelben einen ſo großen und reichhaltigen Salzteich zu finden, erregte mit Recht unſre ganze Verwunderung. Allein das Waſſer, welches dieſes Salz ſetzt, hat mit dem Seewaſſer nicht die mindeſte Gemeinſchaft, ſondern kommt bloß vom Regenwaſſer, das im Frühlinge fällt, und des Sommers ganz wegdunſtet. Der ganze Boden des Landes iſt durch und durch ſalzig. Das Regenwaſſer, welches von den umliegenden höhern Stellen herabläuft, löſet dieſe Salztheilchen auf, führt ſie mit weg, ſammelt ſich in einem ſolchen niedrigen Thale, ſteht da ſtill, verdunſtet nach und nach, und wird währends dieſes Verdunſtens je länger deſto ſalziger. Die im langen Thale (Lange Kloof) und dem ganzen auf dieſer Seite belegenen Lande, wie auch die in Kamdebo, Kanku und da herum wohnenden Koloniſten müſſen ihr Salz von dieſer Pfanne hohlen. Nicht weit hievon ſind noch zwey dergleichen Salzpfannen befindlich; ſie geben aber kein Salz, ehe ſie ausgetrocknet ſind. In dem ſalzigen Waſſer waren verſchiedne Inſekten ertrunken und liegen geblieben. Unter dieſen waren mehrere, die ich während der wenigen Stunden, da ich hier verweilte, auf den Büſchen nicht antraf. Verweilen und im Gebüſche umhergehen, hätte ich eigentlich nicht ſollen, weil dies in Anſehung der Löwen eine ſehr gefährliche Stelle war.

Als wir zurückkamen, fanden wir unſre Hottentotten, die wir zur Bewachung unſrer auf der Weide ge-

henden Zugochſen zurückgelaſſen hatten, von denen jeẓt aber nur noch wenige bey uns waren, in völliger Ruhe und Sorgloſigkeit ſchlafen: ohne Zweifel hatten ſie es gegen die ſtarke Hiẓe nicht aushalten können.

Gegen Abend fuhren wir noch eine Strecke weiter, und kamen nach Kuka. Hier ſtand der Bach ſchon ſtill, und enthielt nur ſalziges Waſſer. Nichts deſto weniger wählten wir dieſen Ort zu unſerm Nachtlager.

Nicht wenig unerwartet war es uns, hier einen armen Bauer aus der Kolonie anzutreffen, der ſich mit Weib und Kindern ganz heimlich hieher begeben, und gelagert hatte, um ſeine kleine Herde Rindvieh hier beſſer zu ernähren und zu vermehren. Noch mehr aber erſchraken dieſe armen Leute, als ſie uns anſichtig wurden, weil ſie befürchteten, wir hätten ſie als ſolche, die ſich außerhalb der feſtgeſeẓten Gränze aufhielten, bey der Regierung angegeben, oder wollten es thun. Der Bauer beſaß weiter nichts, als eine kleine, von Buſchwerk und Laub zuſammengeflochtne Hütte, worin er mit ſeiner ganzen Familie wohnte, und eine noch kleinere dabey ſtehende, die zur Küche diente. Wir beſuchten ſie in ihrer kleinen Wohnung, und wurden auf unſre Bitte mit etwas ſüßer Milch bewirthet. Aber wir hatten nicht lange geſeſſen, als die ganze Milchſchale von einem unglaublichen Schwarme Fliegen, die ſich ihrer bemächtigten, bedeckt und ganz ſchwarz wurde. Dieſe Fliegen fingen in der Hütte mit einemmahl ſo an zu ſchwärmen, daß wir nicht im Stande waren den Mund aufzuthun, um zu ſprechen. In meinem ganzen Leben habe ich nicht in einem ſo kleinen Raume eine ſo entſeẓliche Menge Fliegen beyſammen geſehen.

Wir eilten daher, daß wir wegkamen, begaben uns zu unſerm Fuhrwerke, zündeten unſre Feuer an,

bereiteten nicht ſehr weit von der Hütte unſre Lagerplätze, und konnten die ganze Nacht vor dem Geheul der Wölfe unddem Brüllen der Löwen nicht ſchlafen.

Am folgenden Morgen, den 16. December, ſetzten wir unſre Reiſe zu dem großen Sonntagsfluſſe (Groote Sondags Rivier) fort. Die Ufer dieſes Fluſſes ſind ſehr ſteil. Das Land umher iſt dürr und mager.

Vierter Abſchnitt.

Rückreiſe vom Sonntagsfluſſe nach der Capſtadt.

Unſre große Begleitung von Hottentotten hatte uns nunmehr größtentheils verlaſſen, da ſie unterweges Wildpret genug, um ſich nach Herzensluſt gütlich zu thun, bekommen hatten, und wir mehr und mehr einem Lande uns näherten, wo wir bald nichts als eine vollkommne Wüſteney haben würden, wo kein Wild zu hoffen war, und wo zugleich der größte Mangel an Waſſer uns bevorſtand. Wir waren daher jetzt ſo gut als einſam. Dazu kam, daß die Ochſen meines Reiſegenoſſen, des Engländers, bereits größtentheils von der Klauenkrankheit befallen waren, ſo daß mehrere von ihnen ſtark hinkten, und einige faſt gar nicht mehr vorgeſpannt werden konnten. Aus dieſen Urſachen mußten wir uns mit unſern Fuhrleuten berathſchlagen, und das Reſultat unſrer gemeinſchaftlichen Ueberlegung war der Entſchluß, ſo äußerſt ungern und gezwungen wir es auch thaten, hier das Ende unſrer Reiſe ſeyn zu laſſen, und wieder umzukehren, woher wir gekommen waren. Wir ſahen nur zu deutlich ein, daß wir nicht im Stande ſeyn würden, mit abgemat-

teten, ausgehungerten und kranken Zugochſen durch ein mageres und ödes Land zu den Holländiſchen Koloniſten bey den Schneebergen und in Kamdebo durchzudringen. Denn wir hatten uns bey einigen Gonaquas-Hottentotten nach der Beſchaffenheit der Gegenden, durch die wir hätten reiſen müſſen, nach den daſigen Waſſerplätzen, wilden Thieren und dergleichen genau erkundigt und erfahren, daß das Land jetzt ſchon ſehr ausgetrocknet wäre, und daß wir lange forcirte Reiſen thun müßten, um von einem unter den wenigen auf dieſem Wege befindlichen ſalzartigen Waſſerplätzen zum andern zu kommen. Von den Hottentotten die Wahrheit zu erfahren, iſt übrigens nicht ſo ganz leicht. Will man ſie heraus haben, ſo darf man mit den Fragen ihnen nicht geradezu auf den Leib gehen, ſondern man muß das, was man gern wiſſen möchte, durch Umwege und allerhand Geſpräche allmählig herauslocken. Die Hottentotten ſind an ſich zurückhaltend, und mögen auch ſelbſt vorher gern wiſſen, ob es gute oder böſe Leute ſind, die kommen um ſie zu beſuchen. — Ueber dies alles waren wir auch, da uns die Hottentotten im Stiche gelaſſen hatten, jetzt der nöthigen Dolmetſcher beraubt, deren Hülfe wir uns bedienen mußten, wenn wir unterweges auf Kaffern oder Leute von andern Völkern ſtoßen würden. Die Kaffern ſind zwar an und für ſich ſelbſt keine arge Leute; da ſie aber Mangel an Eiſen haben, ſind ſie bisweilen ſo gierig darnach, daß ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen, Europäer bloß deswegen ums Leben zu bringen, um die Schienen der Wagenräder und anderes Eiſenwerk, das dieſe bey ſich haben, in ihre Hände zu bekommen, das ſie hernach zu Wurfſpießen ſchmieden oder ſchleifen. So hatten ſie aus dieſer Urſache vor einigen Jahren Heupner und einige ſeiner Reiſegefährten ermordet, die ins Land der

Kaffern und der Tambucken reiſeten, um Elefantenzähne an ſich zu tauſchen.

Den Nahmen Schneeberge (Snee-Bergen) führt ein Land, das hoch, und mit andern daneben liegenden Gebirgen gleichſam auf einem Berge liegt; es hat ihn eben von der da herrſchenden Kälte und dem häufigen Schnee, der da fällt, bekommen. Manchmahl bleibt der Schnee auf dieſem Gebirge von einem Jahre zum andern liegen, ohne zu ſchmelzen. Alsdann ſind die daſigen Koloniſten genöthigt, ſich weg und in das ſogenannte Unterland zu begeben. Oſtwärts von den Schneebergen und weiter nach Norden, oberhalb des Kaffernlandes liegt das Land der Tambucken, und an dieſe gränzt ein Volk, das klein von Wuchs, und weißer als die Hottentotten iſt, krauſes Haar hat, und von den Koloniſten die kleinen Chineſer genannt wird. Die Kaffern, deren Land eigentlich beym großen Fiſchfluſſe (Groote Viſſch-Rivier) anfängt, bauen eine Art Erbſen, eine Art Bohnen und eine Art Pferdegras (Holcus), ſind auch ſehr reich an Viehherden.

Als die Hitze des Tages ſich zu vermindern anfing, und wir die hier in Kukekamma befindlichen Gewächſe einigermaßen unterſucht hatten, traten wir die Rückreiſe wieder an. Wir nahmen aber nicht denſelben Weg, welchen wir gekommen waren, ſondern die obere Straße zu dem Vanſtadesfluſſe, und von da zum Seekuhfluſſe, wo wir den 20. December glücklich wieder ankamen.

Um den Vanſtadesfluß ſtehen die ſchönſten Waldungen, die ich im ganzen Lande geſehen hatte. Indeſſen waren noch wenig Bäume in Blüthe. Vorzüglich häufig wachſen hier die Aſſagaybäume (Curtiſia faginea), aus deſſen Holz die Hottentotten und Kaffern die Schafte ihrer Wurfſpieße machen. Um die Gipfel der Bäume

ſahen wir eine Menge Schmetterlinge fliegen, ohne daß wir ſie erreichen konnten; dieſe Inſekten ſind ſonſt in dieſen Ländern ſehr ſelten.

Unterweges bemerkte ich zur Seite des Weges einen von Reiſern und Büſchen zuſammengeworfnen Hügel, auf welchen jeder unſrer Hottentotten im Vorbeygehen einige Zweige warf. Als ich fragte, warum ſie das thäten, antworteten ſie mir, da ſey ein Hottentotte begraben.

Nach unſrer Ankunft brachten wir einige Tage vor dem Weihnachtsfeſte bey unſerm vorigen Wirthe, Jakob Kock zu. Hier hatten wir genug zu thun, die dickblättrigen, ſaftreichen Gewächſe zu trocknen, und in Ordnung zu bringen, die wir bisher im Innern des Landes geſammelt hatten. Mittlerweile konnten unſre Zugthiere ſich etwas wieder erhohlen und zu Kräften kommen. Vom Feſte merkten wir inzwiſchen nichts; denn die Reformirten feyern Weihnachten nicht, ſondern jeder verrichtet in dieſen Tagen ſeine gewöhnliche Arbeit. Der Neujahrstag wird ſo weit als ein Feſttag angeſehen, daß die Nachbaren alsdann einander beſuchen.

Bey Kocks Hofe iſt ein kleiner Weinberg angelegt, deren man auch noch bey einigen andern Höfen am krummen Fluſſe antrifft. Die Trauben werden aber nicht ſonderlich reif. Der Wein, den man hier preßt, iſt daher ſehr ſäuerlich, ja manchmahl ſo ſauer, daß man ihn nicht trinken kann, ſondern nur Branntwein davon brennt, worauf ſich verſchiedne Landbewohner mit Vortheil legen.

Von hier ſetzten wir die Reiſe nach dem krummen Fluſſe und dem langen Thale (Lange Kloof) fort, wo Thomas Freres Hofe ſchräge gegen über ein Fahrweg über den Berg nach Sizikamma geht.

Hier ſah ich, daß die Landleute in Ermangelung von Schubkarren, wozu hier das Holz fehlt, Kalb- und Schaffelle als Säcke gebrauchen, um den Dung in die Gärten zu ſchaffen.

Weiter kamen wir zu Hanne Olofsſons Hofe, und ritten von da rechter Hand über die Berge zu Anders Olofsſon, am Rohrthale (Riet-Valley) im Kamenaſſienlande. Dies Land zwiſchen den Gebirgen iſt ſchmal, und hat verſchiedne einzelne Berge und Anhöhen. Es ſcheint gleiche Höhe mit dem langen Thale zu haben, und iſt ein dürres, mageres Land.

In dieſer Gegend wachſen zwey Arten Doppelblatt (Zygophyllum), ſo wohl die krautartige kriechende (terbacea repens), als die ungeſtielte (ſeſſilifolium). Die Hottentotten nennen dies Gewächs Nenta. Man behauptet, daß die Schafe ſterben, wenn ſie davon freſſen.

Darauf ritten wir zu dem Koloniſten Peter Jordan, der beym Elefantenwarmenbade, und am öſtlichen Elefantenfluſſe wohnt. Die breite Strecke Landes, wodurch der Weg ging, iſt überall Karrofeld, hat wenig Gebüſch, kein Gras und wenig Waſſer.

Hier wächſt ein Strauch, den die Hottentotten Kon nennen, und der im ganzen Lande ſehr berühmt iſt. Es iſt die welke Zaſerblume (Meſembryanthemum emarcidum). Die Hottentotten, nicht nur die, welche in dieſer Gegend, ſondern auch die weit entfernt wohnen, hohlen dieſen Strauch mit Wurzel, Stamm und Blättern, ſtampfen das alles durch einander und drehen es hernach zuſammen, wie geſponnenen Tobak. Das Wort Kon bedeutet Saugbuſch. Die Koloniſten nennen ihn Kannawurzel. Er wächſt nur in den trockenſten Haiden, und wird am meiſten von denjenigen Hottentotten geſammelt, die nicht ſehr weit von dieſen Haiden wohnen.

Dieſe treiben hernach oft weit umher Tauſchhandel damit, und nehmen dafür Vieh und andre Sachen. Hier muß ich anmerken, daß weder Hottentotten noch Kaffern irgend Geld oder etwas ähnliches haben, um ſo viel bequemer Handlung zu treiben, ſondern daß alles, was ſie von Kauf und Handlung haben, in Tauſch, entweder mit Vieh oder andern Sachen beſteht.

Das hieſige warme Bad entſpringt unterhalb der großen Bergſtrecke einige Klafter weit vom Fuße derſelben. Die Steinart am Fuße des Berges beſteht aus ganz ſchwarzem Eiſenſteine, der einige Aehnlichkeit mit Eiſenſchlacken hat. Die Erde umher iſt ganz bräunlich. Der Berg ſelbſt enthält viel weißen Quarz. Das Waſſer iſt ſehr warm, aber nicht ſiedend heiß, und man kann ſelbſt da, wo es aus der Erde kommt, darin ſitzen. Der Quellen des Brunnens ſind drey. Die größte, welche nach Oſten liegt, kommt eigentlich aus ſehr vielen, zum Theil größern, zum Theil kleinern, Quellen zuſammen, und das Becken dieſer Quelle hat über ein Klafter im Durchmeſſer; dieſe iſt es auch, welche am meiſten gebraucht wird. Die zweyte iſt um einige Klafter weiter nach Weſten, und kommt nur aus einem einzigen Loche hervor. Die dritte und kleinſte liegt wieder einige Klafter von dieſer. Oben auf dem Waſſer ſieht man eine blaue, dünne, feine Haut, und an den Zweigen und Steinen im Waſſer ſetzt ſich ſafrangelber Ocker. Der Geſchmack iſt wie von ſchwarzer Tinte; der Geruch iſt gar nicht ſtark. Von Theewaſſer wird das Waſſer bläulich und vom Pulver der Chinarinde etwas ſchwarz, woraus erhellet, daß es eiſenhaltig ſey. Zum Kochen des Eſſens gebraucht man das Waſſer nicht; zum Waſchen aber ſoll es ſehr brauchbar ſeyn, und keine Flecken geben. Die zunächſt um die Quelladern liegende Erde iſt ſehr locker, ſieht bräunlich

aus, und enthält etwas Salz nebſt feinen, glänzenden Eiſentheilen. Die Salztheile ſind ungemein fein, und finden ſich ſo wohl in der lockeren Erde ſelbſt als an den in der Erde liegenden Stücken Holz. An einigen im Waſſer liegenden Stücken Holz haben ſich außer dem Ocker auch noch dünne und dabey ſpröde Schuppen geſetzt, die etwas glänzen, und von den Bauern für Silber gehalten werden, aber in der That aus Eiſentheilen zu beſtehen ſcheinen. Wenn man in dieſem Bade ſitzt, wird der Umlauf des Geblüts ungemein ſtark vermehrt, und man iſt in Gefahr, in Ohnmacht zu fallen. Meiſtentheils bedient man ſich des Waſſers nur zum Baden, einige trinken es aber auch. Das Waſſer wächſt nicht an, wenn es auch noch ſo viel regnet, wohl aber, der Ausſage der Koloniſten zufolge, wenn es donnert. Die Zeit, das Waſſer zu gebrauchen, iſt bey Aufgang der Sonne, oder kurz vorher, wie auch des Abends ſpät, wenn es kühl geworden iſt, weil es am Tage wegen der ſtarken Sonnenhitze zu heiß iſt. Die Patienten ſetzen ſich alsdann gerade über die Quelle ſelbſt, bald mehr, bald weniger tief hinein.

Um das Land auch jenſeits des Gebirges zu beſehen, kletterte ich auf die höchſte Spitze deſſelben. Da ſah ich in nicht weiter Entfernung eine Bergſtrecke, die niedriger als dieſer Berg, war; das dazwiſchen liegende Land iſt ſo breit, als das lange Thal, und beſteht aus Hügeln und Thälern. Hinter jener niedrigen Bergſtrecke liegt ein ebenes, mageres Feld, von der Art, die man hier Karro nennt, das ſo lang, breit und ohne Berge iſt, daß das Auge das Ende nicht abſehen kann. Auf dieſer ganzen weitläuftigen Ebene ſind gar keine Höfe, ſie iſt es aber, wodurch die Bauern von Kamdebo müſſen, wenn ſie nach dem Cap und von da zurückreiſen, wobey der Weg durch

den Hexenfluß geht. Weiterhin liegen wieder Berge, die ſich vom Rockenlande (Rogge-Veld) bis nach den Schneebergen erſtrecken. So ſind alſo hier die letzten Strecken des ungeheuren Gebirges, das vom Houtniquaslande und dem Hartaquasthale, wie auch nördlich vom Rotheſandthale und Cartousthale quer bis nach dem jenſeits des Bocklandes (Bocke-Veld) liegenden Karrolande erſtreckt. Und nicht nur längs dem Fuße dieſer Gebirgskette haben die Koloniſten ihre vornehmſten und beſten Höfe angelegt, ſondern ſie ſind auch zwiſchen die einzelnen Strecken derſelben eingedrungen und haben ſich in allen dazwiſchen liegenden Thälern niedergelaſſen.

Das beynahe unermeßliche dürre Karroland, welches hinter dem genannten großen Gebirge anfängt, und ſich in der Länge vom nord-weſtlichen bis an das ſüd-öſtliche Ende dieſer Spitze von Afrika, in der Breite aber bis an das Rockenland und die Schneeberge erſtreckt, kann wegen Mangels an Waſſer von Menſchen nicht bewohnt werden. Kaum können einige Thiere ſich da aufhalten, ausgenommen auf kurze Zeit während der Regenmonathe oder unmittelbar nach denſelben, da man hie und da in einigen Gründen etwas ſalziges Waſſer antrifft. Daher müſſen auch diejenigen Koloniſten, die jenſeits deſſelben, entweder im Rockenlande oder in der Nähe der Schneeberge wohnen, dieſe Zeit abpaſſen, wenn ſie durch dieſe Wüſte reiſen wollen. Zugleich müſſen ſie ihr Lager alsdann jedesmahl an ſolchen Orten aufſchlagen, wo ein Paar Tropfen Waſſer vorhanden ſind, die aber zum Theil ſo weit von einander entfernt liegen, daß ſie des Nachts ſo geſchwind als möglich eine Reiſe von zehn bis zwölf Stunden zu machen haben, ehe ſie wieder zu einem Waſſerplatze kommen. Aus dieſer Urſache iſt es ſehr wichtig, dieſe Stellen, wo Waſſer iſt, genau zu kennen.

Trifft man auch unterweges Hottentotten, denen die Gegend bekannt iſt, ſo bekommt man von ihnen doch nicht leicht Nachricht. Denn wenn ſie wiſſen, wo ein Ort mit etwas Waſſer vorhanden iſt, ſo halten ſie ihn geheim, um ſich dabey verſteckt aufhalten zu können, wenn ſie es einmahl nöthig finden ſollten, aus dem Dienſte zu laufen. Gras iſt in dieſer Sandwüſte auch faſt gar nicht anzutreffen; die Pferde finden alſo kaum ſo viel, als ſie zur Stillung des Hungers gebrauchen, und die Ochſen müſſen ſalziges Waſſer und die nach Salz ſchmeckenden Blätter der daſigen Sträuche und Gebüſche fürlieb nehmen. Sieht man am Tage, wenn die Sonnenhitze ſtark iſt, auf eine ſolche ebene und dürre Haide hin, ſo glaubt man ein Schwanken oder Beben der Luft zu ſehen, ungefähr ſo, als wenn man die Bewegung einer brennenden Flamme ſieht. Die Hottentotten, welche dieſe trocknen Wüſten öfter, als die Koloniſten, durchwandern, kennen und gebrauchen verſchiedne Mittel, nicht nur den Hunger, ſondern auch hauptſächlich den Durſt zu ſtillen. Außer dem oben ſchon angeführten Gewächſe, das ſie Kon oder Guena nennen, bedienen ſie ſich auch zwey andrer: das eine heißt bey ihnen Kameka oder Barup, das andre Ku; beyde haben große und ſaftige Wurzeln. Ueberhaupt ſind Gewächſe, ſowohl Kräuter als Sträuche, in dieſem Karrolande etwas ſehr ſeltnes. Und von den wenigen, die da noch ſind, iſt es kaum zu begreifen, wie ſie ſich unter dieſem brennenden Himmelsſtriche im bloßen Sande ernähren können, da wenigſtens acht Monathe hindurch nicht ein Tropfen Regen fällt. Ihren Stämmen und Zweigen ſieht man es auch an, daß ſie kümmerlich fortkommen und beynahe ganz vertrocknet ſind; die Blätter hingegen ſind, welches man faſt nicht glauben ſollte, ſehr dick und mit ſalzartigem Safte angefüllt, und

halten ſich das ganze Jahr über grün. Vielleicht ziehen aber dieſe friſchen und ſtets grünen Wipfel und Blätter aus der Luft, welche des Nachts kühl iſt, etwas Feuchtigkeit zu ihrer Nahrung ein. Das Erdreich ſieht ganz verbrannt aus, iſt rothgelb, und beſteht aus Lehm mit Eiſenocker und Kochſalz vermiſcht.

Den 1. Januar 1774 kamen wir nach einem Jan van Stade gehörigen Hofe, darauf Gerd van Royens und van Fors Hof vorbey, zu dem Hofe, den jener van Royen ſelbſt bewohnt.

Hier ließen wir unſre Fuhrleute und Hottentotten mit unſerm Fuhrwerke durch das Hartaquasthal weiter gehen, mit dem Befehle, auf dem Poſten der Compagnie beym Rohrthale (Riet-Valley) unſre Ankunft abzuwarten. Ich ſelbſt und mein Reiſegefährte beſchloſſen, die Reiſe durch das zur Rechten liegende trockne Karro zu Pferde zu machen, und hernach durch das platte Thal (Platte Kloof) herauszukommen. Dieſe Unternehmung lief aber eben nicht glücklich für uns ab. Denn da auf dieſen Ebenen, die ſelten betreten werden, gar keine Spur eines Weges vorhanden iſt, ritten wir bald irre, und verirreten uns je länger je mehr, ſo daß wir endlich weder vorwärts noch rückwärts kamen. Wir ritten ſo geſchwind als unſre Pferde es irgend aushalten konnten, und die Sonne fing ſchon an ſich zu neigen, ehe wir das geringſte Zeichen eines Orts, wo ein Hof ſeyn konnte, gewahr wurden. Als die Sonne endlich untergegangen war, und wir alle Hoffnung aufgegeben hatten, begaben wir uns ein wenig zurück nach einem Orte, wo wir ein Thal fanden, in welchem ein kleiner an beyden Ufern mit Bäumen bewachſener Bach war, der noch einiges Waſſer hatte. Hier fanden wir rathſam, die Nacht zuzubringen. Wir ſattelten unſre Pferde ab, banden ihnen

den Halfterriemen um den einen Fuß, daß ſie nicht weglaufen konnten, und zündeten darauf durch Hülfe unſrer Gewehre ein ſehr großes Feuer von Kannaſtrauch oder blätterleerem Salzkraut (Salſola aphylla) an. Hierauf lagerten wir uns beym Feuer und machten den Sattel zum Kopfkiſſen, konnten aber vor unausſtehlicher Kälte nicht im mindeſten ſchlafen. Die Kälte iſt zwar an ſich ſelbſt nicht ſo ſehr ſtark, aber in Vergleichung mit der brennenden Hitze, die wir am Tage ausgeſtanden hatten, war ſie jetzt für uns ſehr empfindlich, und nöthigte uns einigemahl aufzuſtehen, das Feuer zu ſchüren und auf allen Seiten uns zu wärmen. Unſre Schießgewehre hatten auf dieſer Reiſe für uns nun zwar den Nutzen, daß wir allezeit Feuer bekommen konnten; aber etwas für unſern Magen zu ſchießen, dazu hatten wir in dieſer Wüſte keine Hoffnung. Ich hatte dies vorher beſorgt, und daher die Vorſicht gebraucht, etwas Zwieback und einige Stücke Bruſtzucker in meiner Jagdtäſche mitzunehmen, das uns jetzt ſehr gut zu Statten kam.

Sobald die Morgenröthe ſich zeigte, ſahen wir uns nach unſern Pferden um, und ſiehe, ſie waren verſchwunden. Ein neuer Grund der Beſorgniß für uns in dieſer großen Einöde, wo unſer Schickſal ſo unſicher war. Wir ſuchten im Thale allenthalben nach ihnen, fanden ſie aber nicht. Darauf ſtiegen wir auf die höchſten Hügel, und erblickten endlich jenſeits derſelben unſre Pferde, die ſich los gemacht hatten, und gewiß deswegen ſo weit weggegangen waren, um beßre Weide zu bekommen. Wir ſattelten, und nahmen den Weg ſchräge gegen das Gebirge, wo wir endlich gegen Abend auf einem Bauerhofe ankamen. Zum Unglücke aber war der Beſitzer deſſelben ſo arm, daß er kaum mehr als ein Obdach hatte. Demungeachtet waren wir froh, daß wir bey ihm über-

nachten konnten. Von da langten wir beym Hartaquasthale an, wo wir unſre Leute und unſer Fuhrwerk vorfanden.

Beym Hartaquasthale (Hartaquas-Kloof) fängt eine neue Reihe Berge an, die mit den vorigen zuſammenhängt, und zwiſchen welchen dies Thal gleichſam das Band iſt. Die erſte Bergſtrecke kann man daher beym großen Pferdekraale (Groote Paerde-Kraal) ſehen, wenn man durch die folgende Reihe Berge in das Thal hinein kommt.

Die ganze Strecke Landes von dieſem Hartaquasthale bis hinunter nach dem Camtousfluſſe, die jetzt mit Höfen angefüllt iſt, war vor nicht gar langer Zeit noch wenig bewohnt und bevölkert. Vor drey und zwanzig Jahren fand man da nicht einen einzigen Hof. Im Jahr 1750 ſchickte der Gouverneur Tulbagh eine Caravane nach dieſer Küſte, um Nachrichten von dem Lande und ſeinen Einwohnern einzuziehen. Ueberhaupt war Tulbagh, der in den dankbaren Herzen der Einwohner der Capſtadt und der Kolonie noch lebt, ein Herr, der ſich in einem ſo anſehnlichen Amte und zum Regenten eines weitläuftigen Landes erhoben glaubte, nicht bloß um gut zu leben, ſeinen Stolz zu befriedigen, und Schätze zu ſammeln, ſondern um das Glück und die Wohlfahrt der Koloniſten, und das Beſte des ganzen Landes mit dem Intereſſe der Holländiſchen Compagnie auf eine rechtmäßige Art zu verbinden. Er war alſo eifrig darauf bedacht, das Land von Zeit zu Zeit genauer und in weiterer Entfernung unterſuchen zu laſſen. Hiedurch wurde denn die gedachte Caravane veranlaßt, die aus hundert und funfzig Soldaten aus der Citadelle und zwey Koloniſten beſtand, und einen Officier Nahmens Beutelaer zum Anführer hatte. Auf Koſten der Compagnie ſchickte

man eilf Wagen, eine Menge Zug- und Schlachtochſen, Ammunition und Proviant mit. Die Reiſe ſollte bis ins Land der Kaffern, von da weiter hinauf nach dem Lande der Tambukki, und über das Schneegebirge und durch Kamdebo zurück gehen. Der Stolz und die Verkehrtheit des Anführers aber war Schuld daran, daß wenig ausgerichtet wurde, weswegen dieſer denn auch bey ſeiner Rückkunft ſeine wohl verdiente Strafe empfing und vom Cap weggeſchickt wurde. Als Befehlshaber war er auf der Reiſe ſtrenge und ſtrafte ſcharf. Die Trommel ließ er auf der ganzen Reiſe ſchlagen, und verjagte hiedurch alles Wild, welches zu ſchießen die beyden Bauern beſonders mitgeſchickt waren. Die Leute wurden daher ſehr aufrühriſch. Wenn er des Nachts auf freyem Felde campirte, ließ er die ſämmtlichen Wagen in einen Kreis ſtellen, die Pferde und Ochſen in denſelben einſperren und die Zelte ebenfalls darin aufſchlagen. Als er endlich im Kafferlande ankam, beſchenkte er nicht nur den Kaffern-Capitain Paloo, ſondern auch deſſen Bruder mit einer Grenadiermütze, worüber hernach ein Krieg zwiſchen zwey Parteyen Kaffern entſtanden ſeyn ſoll. Das einzige, was er zum Nutzen der Compagnie ausrichtete, war, daß er beym Hafen an der Mündung des Schwarzkopfsfluſſes das Wapen der Compagnie in einen Stein gehauen aufrichten ließ. Die Reiſe dauerte ganze acht Monathe. Damahls war jenſeits des Hartaquasthals noch nicht ein einziger Hof, und die Wege waren ſo unbekannt und zugleich ungebahnt, daß manchmahl die Leute mit ihren Händen die Wagen durch tiefe oder über hohe Stellen ziehen helfen mußten.

Beym Goldfluſſe (Gouds Rivier) lagen wir einen Tag ſtill, um unſre Ochſen ausruhen zu laſſen, die außerdem von der Klauenkrankheit ſo ſehr beſchwert waren,

daß mein Kamerad einen hier laſſen mußte, der gar nicht mehr fortkommen konnte. Hier hatten wir eine unbeſchreibliche Hitze auszuſtehen, dergleichen ich nie, weder vorher noch nachher je empfunden habe. Die Leute machten Thüren und Fenſter zu, um Schatten und Kühlung im Hauſe zu haben. Die Vögel konnten kaum fliegen, und wenn man Athem hohlte, konnte man recht fühlen, wie heiß die Luft war. Die Hitze ging gewiß weit über hundert Grad nach Fahrenheitſchem Thermometer.

An den folgenden Tagen ſetzten wir die Reiſe nach Rietvalley fort, wo wir einige Tage verweilten, um auszuruhen, und beſonders um den Großvaterwald (Grootvaaders-Boſch) noch einmahl zu beſuchen, und zu ſehen, ob die Bäume nunmehr in Blüthe ſtänden, weil es nun ſchon über die Hälfte des Januars, alſo der Sommer weit näher als die vorigenmahle, da wir dieſen Wald beſucht hatten. Wir waren aber diesmahl nicht viel glücklicher, denn faſt gar keine Bäume blüheten, noch weniger hatten ſie Frucht. Auf einigen fanden wir indeſſen doch Knospen, wiewohl noch nicht aufgebrochen. Jetzt hielten ſich hier zwey Holzhauer auf, die für Rechnung der Compagnie Holz fällten, und nach ſolchen Stellen ſchafften, wo es auf Wagen geladen werden konnte. Dies geſchah meiſtens durch Ochſen, die die abgehauenen Bäume an Stricken wegziehen mußten. Da ich keine Hoffnung hatte, dieſe Stelle je wieder zu beſuchen, wandte ich ſo viel mehr Sorgfalt an, von allen Arten Bäumen Zweige mit Blättern zu ſammeln, und mich nach dem Nutzen und Gebrauche jedes Baumes und jeder Holzart genau zu erkundigen. Was man mir davon erzählte, will ich hier meinen Leſern mittheilen. Das ſchwarze Eiſenholz (Zwarte Yzer-Hout), oder die Rothmannſche Gardenie (Gardenia Rothman-

nia), iſt hart und ſtark, und wird zu Achſen und Rungen an Wagen gebraucht. Das Gelbholz (Geelhout), oder die ſafranfarbne Stechpalme (Ilex crocea), ſieht beynahe wie Buchsbaumholz aus, iſt dicht und ſchön; man gebraucht es zu Planken, Balken, Tiſchen, Schränken, Thüren und Fenſterrahmen, auch zu Butterfäſſern. Das Kamaſſienholz (Camaſſie-Hout) iſt nur ein Strauch, und giebt daher nur kleine Stücke, die zu Leiſten an Meublen, zum Auslegen, zu Hobeln und andern feinen Werkzeugen gebraucht werden; dies iſt eine der feinſten und ſchwerſten Holzarten. Das rothe Birnbaumholz (Roode Peer) wird zu Wagenkörben und Wagengeſtellen gebraucht. Das Buckuholz (Bucku Hout), oder der Capſche Oehlbaum (Olea Capenſis), iſt das beſte Holz zu Wagenrädern. Das rothe Ellernholz (Roode-Elſe), oder die Capſche Kunonie (Cunonia Capenſis), iſt ebenfalls zu Wagenrädern, Radnaben und Stühlen ſehr brauchbar. Das Eſchenholz (Eſſen-Hout, Eſſen Boom), oder die Houtniquaseſche (Houtniquas Eſſe), Capſche Ekebergie (Ekebergia Capenſis), iſt hart und dicht, und wird zu allerhand Geräth und Werkzeugen gebraucht; der Baum iſt hoch. Vom Stinkholze (Stink Hout) giebt es zwey Arten, eine weiße und eine braune. Die braune iſt eine der ſchönſten Holzarten, dunkelfarbig und geflammt; es ſieht wie Nußbaum aus, und man verfertigt Schränke, Pulte, Stühle, Tiſche und andre feine Meublen daraus; wenn es friſch gehauen iſt, ſtinkt es, (wovon es auch den Nahmen hat); mit der Zeit aber, wenn es in freyer Luft gelegen hat, vergeht der üble Geruch. Das Holz vom Olivenbaume (Olive-Hout), oder dem Europäiſchen Oehlbaume (Olea Europaea), iſt ſehr ſchwer und ſieht braun aus; die Landleute machen

Stühle davon, die aber ungemein ſchwer zu handhaben ſind; man braucht es ſeiner Stärke wegen auch zu Mühlen. Die Thunbergſche Gardenie (Gardenia Thunbergia, hier wilde Katjepiring genannt), giebt ſtarkes und hartes Holz, und wird daher zu Keulen und dergleichen gebraucht. Die weiße Eſche (Witte-Eſſe), gebraucht man zu Planken, Seiten- und Unterbretern bey Wagen, Bretern für Schuſter und andre, um Leder darauf zu ſchneiden, bisweilen auch wohl zu Schränken. Aus dem Schwarzrindenholze (Zwart-Baſt) oder der rauhen Royene (Royena villoſa), werden Wagenkörbe, und Joche für die Zugochſen gemacht. Aus dem Keurholze (Keur-Hout), oder der Capſchen Sophore (Sophora Capenſis), verfertigt man ebenfalls Wagenkörbe und Räder. Der Mandelbaum (Amandel-Hout) wird von den Schuſtern zu Hacken unter die Schuh und zu Leiſten gebraucht. Aus dem Haſſagaybaume (Haſſaguay-Boom), oder der büchenartigen Kurtiſie (Curtiſia faginea), macht man Wagendeichſeln, und die Hottentotten gebrauchen es zu den Schaften ihrer Wurfſpieße. Das Dornholz (Dorn-Hout), oder die Aegyptiſche Sinnpflanze (Mimoſa Nilotica), wird zu Hemmſchuhen und zu Querhölzern an Ochſenjochen gebraucht, auch werden Kohlen daraus gebrannt. Kohlen brennt man auch aus dem Holze des Wagenbaums (Waage-Boom), das man auch ſonſt zur Feurung gebraucht. Der Rinde vom Krüppelbaume (Kreupel-Boom), oder dem prächtigen Silberbaume (Protea ſpecioſa), bedienen ſich die Gärber zum Bereiten und Gärben des Leders. Aus dem Löffelbaume (Leepel-Boom), werden Löffel und hölzerne Teller und Näpfe gemacht. — In Anſehung der Größe ſind unter den Bäumen, ſowohl in dieſem, als andern Afrikaniſchen Wäldern, folgende die vor-

vorzüglichſten: das Gelbholz, der Bucku, der Pelzſame (Tarchonanthus), ſowohl der kampferartige (camphoratus), als der baumartige (arboreus), die rothe Eller, die weiße Eller, der Stinkholzbaum, der Haſſagaybaum, die wilde Kaſtanie (wilde Caſtanie) oder der ſternblättrige Scepterbaum (Brabejum ſtellatum), der wilde Feigenbaum (wilde Vyge-Boom, Ficus Capenſis), der Keurebaum, die Aegyptiſche Sinnpflanze und die Eſche. — Auf den Hügeln in der Gegend des Großvaterwaldes wächſt häufig die hohe Vogelmilch (Ornithogalum altiſſimum), die jetzt in ſchönſter Blüthe ſtand, und mit ihren Blumen, welche in Menge um einen langen Stengel ſitzen, einen vortrefflichen Anblick gab.

Vom Großvaterwalde reiſeten wir über Zwellendam zu Steins Hofe, weiter über die Fähre, da wo der breite Fluß (Breede Rivier) und der Fluß Ohnende (Zonder-End) zuſammenfließen, durch das Heſſaquasthal (Heſſaquas-Kloof), Güllenhuyſens Hof vorbey zu dem Koloniſten Vollenhofen. Beym Zuſammenfluſſe jener beyden Flüſſe endigt ſich das von Rotheſand auslaufende Gebirge, und ſchräge gegen über formiren die Zwellendamſchen Berge eine Ecke.

Ferner kamen wir Melks Hof vorbey zu dem Poſten der Compagnie, Tigerberg (Tiger-Hoek). Hier wird eine Menge Kühe gehalten, und die Butter für Rechnung der Compagnie verkauft. Auch läßt die Compagnie in den umliegenden Waldungen eine Menge Holz zu allerley Gebrauch fällen, wiewohl nicht zum Verkauf, ſondern zu eigenem Gebrauch. Die Arbeitsleute haben auch die Erlaubniß, hier etwas Holz für ſich zu fällen, und zu verkaufen; die Koloniſten aber dürfen gar nichts hauen. Im Houtniquas und

einigen andern Wäldern haben ſie dieſe Erlaubniß zwar; in manchen aber nicht ohne beſondre Einwilligung der Compagnie und einer Abgabe von fünf Thalern.

In dieſer Gegend halten ſich die ſogenannten blauen oder aſchgrauen Böcke (Blaauwe Bokken, Capra leucophaca) auf, die unter die ſeltneren Arten hier zu lande gehören. Sie ſind weiß mit untergemiſchten ſchwarzen Haaren. Man ſagt von ihnen, daß ſie ihre neugebohrnen Jungen ſehr verwahrloſen, und oft ſo wenig in Acht nehmen, daß ſie von wilden Thieren aufgefreſſen werden. Dies ſoll auch die Urſache ſeyn, warum es von dieſer Art Böcke ſo wenig giebt. Ihr Fleiſch ſcheint ſchmackhafter, als das von andern Gattungen zu ſeyn.

Auch trifft man hier eine Menge Afrikaniſcher geſtreifter Pferde (Equus Zebra) an. Niemand aber darf bey funfzig Thaler Strafe eins ſchießen, und bekommt man eins lebendig, ſo muß man es dem Gouverneur ſchicken. Alt werden ſie ſehr ſelten gefangen, und niemahls zahm. Die Jungen bleiben in der Gefangenſchaft ſelten am leben; ſie laſſen ſich zwar dem Anſcheine nach zahm machen, man kann ſich aber nie auf ſie verlaſſen.

Weiter reiſeten wir Jürgen lindes Hof vorbey zum Poſten der Compagnie beym Süßmilchsthale (Zoete-Melks-Valley), wo ein Sergeant mit vier und zwanzig Mann ſteht, die aber bloß zum Holzhauen in den umliegenden Waldungen gebraucht werden. Von hier bekommt die Compagnie das meiſte Holz zum Schiffsbau ſo wohl als zum Hausbau, wovon alle Monathe drey ſtarke Fuhren nach der Stadt gehen. Die Arbeiter dürfen hier auch für ihre eigne Rechnung etwas hauen und verkaufen. Große Bäume und Balken werden von Ochſen aus dem Walde geſchleift, welches unglaublich mühſam iſt. Das kleinere Holz wird da erſt zu Geräth-

ſchaften und Werkzeugen, als Keilen, Beilheften, Flintenſchäften, Rädern, Axen und dergleichen zurecht gehauen, und ſo herausgetragen. Große Bäume läßt man erſt eine Zeit lang liegen, damit ſie berſten; hernach werden ſie geſpalten und zugehauen.

Die Dächer der Gebäude deckt man hier mit Weitzenſtroh. Um es dazu brauchbar zu erhalten, bedient man ſich einer beſondern Art zu dreſchen. Man ſchlägt die Garben mit den Aehren gegen einen Kloß, ſo daß nicht nur die Körner ausfallen, ſondern zugleich die Aehren abfliegen. Dieſe Methode des Dreſchens iſt zwar viel langſamer, als die, da man das Korn durch Pferde austreten läßt, aber das Stroh bleibt auch ganz heil und gerade.

Nunmehr kamen wir zu dem kleinen Poſten der Compagnie, der den Nahmen Krankenhaus (Zieken-Huys) führt, nur mit zwey Mann beſetzt iſt, und von dem oben angeführten abhängt; von da zu dem Koloniſten Groenewall, und ferner nach Güllenhuyſens Hofe am ſchwarzen Fluſſe (Zwarte Rivier). Bey jenem fangen die ſchwarzen Berge, welche nicht ſehr hoch ſind, an, und bey dieſem hören ſie ſchon auf.

Weiter langten wir bey den Koloniſten Badenhorſt und Baier am Butterfluſſe (Boter Rivier) an. Die Bergſtrecke, welche wir beym Haſſaquasthale zu Ende gehen ſahen, fängt hier an der Seite des kleinen Holzberges (Kleyne Hout-Hoek) jenſeits des Franzöſiſchen Berges (Franſche Hoek) an. Vom großen Holzberge (Groote Hout-Hoek) geht ebenfalls eine Reihe Berge ab, und längs der Küſte hinunter beynahe bis zur Muſchelbay. Von dieſer läuft wiederum ein Bergrücken ab, der ſich auf die andre Seite erſtreckt, und in der Mitte eine hohe Spitze hat, die der babyloni-

ſche Thurm heißt. Mit den übrigen Gebirgen hangen dieſe beyden Bergſtrecken nicht zuſammen, ſondern ſie laſſen beym Butterfluſſe eine Oeffnung.

In dieſer Gegend ſchoß ich ein ſchwarz geflecktes Frett (Viverra). Das Fell roch ſo ſtark nach Muſcus, daß ich des unleidlichen Geſtanks wegen nicht aushalten konnte, als ich es auf meinen Karren aufgehängt hatte, um es zu trocknen. Dieſer Geruch macht indeſſen, daß die Hunde nicht gern darauf losgehen. Hier nennt man dieſe Thiere Katzen.

Weiter ging der Weg über den großen Holzberg und durch den Palmitfluß (Palmit-Rivier), und den Steinbrachſenfluß (Steenbraaſen - Rivier) nach den Hottentottiſch-Holländiſchen Bergen, auf welchen verſchiedne Höfe liegen.

Auf dieſem Gebirge fanden wir Paviane, große und bösartige Thiere. Der Schwanz reicht bey ihnen nicht weiter, als die Lenden ſelbſt. Sie wachſen lange, werden alt und beynahe ſo groß als Bluthunde. Alsdann iſt es ſchwer ſie angeſchloſſen zu behalten, weil ſie außer eiſernen Ketten alles entzwey beißen. Mehrere Hunde zuſammen können wohl einen Pavian fangen, einer oder zwey aber ſind dazu machmahl nicht im Stande. Denn wenn der Pavian, welcher unbeſchreiblich behende und geſchwind iſt, den Hund bey den Hinterbeinen packt, ſchleudert er ihn ſo lange rund herum, bis er ganz irre und wüſt im Kopfe wird, als wenn er betrunken wäre. Er beißt mit ſeinen großen Zähnen recht grimmig, und wehrt ſich hartnäckig.

Am Ende des Januars trafen wir nach einer fünfmonathlichen Reiſe in der Capſtadt wieder ein.

Zweyte Abtheilung.

Aufenthalt zu Cap bis zur dritten großen Afrikaniſchen Reiſe

vom 26. Januar bis den 29. September 1774.

Da ich in der Stadt ſo ſpät wieder angekommen war, mußte ich eilen, um mit den zu Anfange dieſes Jahrs 1774 nach Europa zurückſegelnden Schiffen nach Amſterdam, Leiden und Leuwaarden für die daſigen botaniſchen Gärten die für dieſelben beſtimmten Zwiebeln, Samen, trockne Kräuter und lebendige Gewächſe, welche eine ziemliche Menge ausmachten, und für meine dortigen Gönner und Freunde auch die für ſie zum Geſchenk geſammelten Inſekten, ausgeſtopften Vögel und andre ſeltne Thiere, Sämereyen und Zwiebeln abgehen zu laſſen. Mit den aus Europa angekommenen Schiffen hatte ich Briefe aus Amſterdam erhalten, mit der Nachricht, daß die im vorigen Jahre an meine daſigen Gönner abgeſchickten botaniſchen Merkwürdigkeiten bey ihnen wohlbehalten angelangt waren. Dieſe Nachricht freute mich ſehr, und zwar um ſo viel mehr, da eine Summe Dukaten beygefügt war, um mich in den Stand zu ſetzen, einen Theil der in zwey Jahren gemachten Schulden zu bezahlen.

Die vier erſten Monathe des Jahrs ſind es, da zu Cap das meiſte Verkehr iſt, und nicht nur die Holländiſchen, ſondern auch die fremden Schiffe aus Oſtindien zurückkommen, und die Schiffe aus Europa anlangen. Nicht ſelten zählt man in dieſer Zeit auf der Capſchen

Rhede zwanzig bis dreyßig Schiffe. Jetzt lag auch die erſte nach Europa zurückgehende Holländiſche Flotte ſegelfertig. Mit dieſer ſchickte ich einen Theil meiner Sammlungen ab, ſo viel ich davon in Ordnung gebracht hatte. Das übrige mußte ich noch zurückbehalten, um es erſt in Ordnung zu bringen, und hernach mit andrer Schiffsgelegenheit abzuſenden.

Unter den von Holland angekommenen Schiffen war eins, das eine unglückliche und langwierige Fahrt gehabt hatte. Durch die Unwiſſenheit des Capitains war es in ſo ſchlechten Zuſtand gerathen, und von den rechten Winden ſo weit abgekommen, daß es zu Angola anlegen mußte, nachdem es vorher, und zwar nur mit neun Geſunden, in der Wallfiſchbay angekommen war. Auf dieſer langen Reiſe war die Mannſchaft theils durch Krankheit, theils durch Skorbut, theils durch häufiges und ſtarkes Aderlaſſen ſo mitgenommen, daß der größte Theil der Beſatzung ausgeſtorben war. Bald nach ihrer Ankunft wurde der erſte Wundarzt und der Capitain angeklagt, daß ſie ihre Sache nicht verſtanden hätten. Der erſte war auf der Reiſe geſtorben, der andre empfing ſeine wohlverdiente Strafe. Nicht zu gedenken, daß die Kranken auf eine völlig verkehrte Art mit undienlichen Arzneymitteln verſehen waren, hatte man ſie auch in andern Rückſichten ſehr nachläſſig behandelt. Man erzählte, einmahl wären des Morgens vier Todte angegeben, wovon der eine, als er in die Matte genähet werden ſollen, vom Segelmacher noch lebendig befunden worden, wiewohl er bald hernach doch geſtorben ſey. An einem andern Morgen habe man fünf Todte angegeben, man habe ſie alle in die Matten genähet, und zwey ſchon über Bord geworfen; als der dritte auf das Bret gekommen ſey, habe er gerufen: Herr

Bootsmann, ich lebe noch; darauf habe der Bootsmann den ſehr unzeitigen Spaß angebracht: was lebſt du? weißt du es beſſer, als der Feldſcher? Uebrigens muß der Capitain für jeden Kranken, der vom Schiffe ins Hoſpital kommt, zwey Schillinge bezahlen, wogegen er deſſen Ranzion auf dem Schiffe behalten kann. Mit der Erbauung des neuen Hoſpitalgebäudes war man während meiner Abweſenheit eben nicht weit fortgerückt. Man hatte auch nicht wohl weiter kommen können; denn von den dazu beorderten neunzig Mann arbeiteten wenige, und viele von ihnen gingen auf Paß oder Urlaub, oder wurden auf Rechnung des Hoſpitals zu andrer Arbeit gebraucht.

Von England war, um weiter nach Bengalen zu ſegeln, lady Monſon zu Cap angekommen. Eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe hatte dieſe Dame unternommen, nicht nur um ihrem Manne, der als Oberſter eines Regiments nach Oſtindien ging, Geſellſchaft zu leiſten, ſondern auch aus liebe zur Naturgeſchichte. Während der Zeit, da ſie ſich hier aufhielt, machte ſie verſchiedne vorzüglich gute Sammlungen von Natur-Merkwürdigkeiten, beſonders aus dem Thierreiche. Da ich ſehr oft das Vergnügen hatte, nebſt Herrn Maſſon ſie zu den umher liegenden Höfen zu begleiten, und zur Vermehrung ihrer Sammlungen viel beyzutragen, ſo hatte ſie vor ihrer Abreiſe die Gütigkeit, mir einen prächtigen und koſtbaren Ring zum Andenken an ſie und die von ihr mir bewieſene Freundſchaft, zu ſchenken. Dieſe gelehrte Dame war ungefähr ſechzig Jahr alt, und verſtand außer verſchiednen andern Sprachen auch die lateiniſche. Sie hatte einen Zeichenmeiſter bey ſich, den ſie allein unterhielt, und der ihr beym Sammeln und Abzeichnen ſeltner Naturalien behülflich ſeyn ſollte.

Mit den angekommenen Schiffen war auch die Nachricht angelangt, daß der Baron van Plettenberg zum Gouverneur ernannt ſey, der auch bald hernach in ſein Amt eingeſeßt wurde.

Nun will ich einige zerſtreute Nachrichten und Bemerkungen mittheilen, die ich während meines jeßigen Aufenthalts zu Cap theils einzuziehen, theils zu machen Gelegenheit hatte. Voran mögen die ſtehen, welche die hieſigen politiſchen und gerichtlichen Einrichtungen, und die Geſchichte dieſer merkwürdigen Holländiſchen Kolonie betreffen.

Der hieſige Gouverneur hat außer einem, innerhalb des Gartens der Compagnie in der Stadt angelegten Gebäude, ein ſehr ſchönes Haus, Rondeboſch, und ein anderes, Nieuwland, beyde außerhalb der Stadt, zu ſeinem Vergnügen. Jeßt ſollte noch ein drittes an der falſchen Bay, zu ſeiner Bequemlichkeit, wenn er ſich da aufhielte, gebauet werden. Sowohl zu Rondeboſch als zu Nieuwland hat die Compagnie ſchöne und vortreffliche Gärten, woraus die Schiffe und das Hoſpital mit den nöthigen Gartengewächſen verſehen werden.

Vor dieſem beſaßen auch die Gouverneure nicht nur, ſondern ebenfalls andre Beamte der Compagnie, Landgüter und Höfe. Da aber der Gouverneur van der Stell nebſt einigen andern Compagnie-Bedienten einen großen und den beſten Theil des Landes zu ihrem Eigenthume gemacht hatten, und daraus mancherley Beeinträchtigungen und Nachtheile für die Bürger und Koloniſten erwachſen waren, wurde ihnen mit einemmahl verbothen, dergleichen zu beſißen und an ſich zu kaufen, und die ſie beſaßen, mußten ſie verkaufen. Zum Erſaß dafür wurden ihnen, außer ihrer monathlich beſtimmten Beſoldung, gewiſſe Sporteln und Neben-Einkünfte bewilliget,

zum Exempel dem Diſpenſeur fünf von den einkommenden Waaren, und eben ſo viel von ausgehenden, als Getreide, Butter und dergleichen; dem Caſſeur drittehalb Procent von dem Gelde; dem Packhausmeiſter vier Procent; dem Hoſpital-Commiſſarius fünf Procent, und dem Auctions-Meiſter fünf Procent von allen Waaren, die durch öffentliche Verſteigerung verkauft werden. Daher beſitzt jetzt nur noch einer und anderer von den höhern Beamten nahe bey der Stadt kleine Landhäuſer, die aber bloß zum Vergnügen dienen, und wovon nichts verkauft wird.

Der hieſige Gouverneur hat in Gemeinſchaft mit ſieben Polizey-Räthen den höchſten Befehl ſowohl über alles, was die hieſige Handlung der Compagnie betrifft, als auch über die innere Einrichtung und die ökonomiſchen Angelegenheiten der Kolonie, ohne unter der Regierung zu Batavia zu ſtehen, welche ſonſt über die in Indien vorhandnen Handels-Comtoire die oberſte Befehlshaberſchaft hat. Alle Criminalſachen gehören vor den Juſtiz-Rath. In dieſem hat der Commandant der Garniſon den Vorſitz, und der Gouverneur hat nichts darin zu ſagen, außer daß er die Todesurtheile unterſchreibt. Uebrigens ſind in der Kolonie noch zwey andre Jurisdictionen: die eine zu Stellenboſch, unter welcher vier Kirchſpiele, deren jedes ſeine eigne Kirche hat, ſtehen, nämlich Stellenboſch, Drakenſtein, Zwartland und Rotheſand; die andre zu Zwellendam, welche ſich nur über ein einziges, aber ſehr weitläuftiges Kirchſpiel, das gleichwohl bis jetzt weder eigne Kirche noch Prediger hat, erſtreckt.

Wenn ein Sklave einem Einwohner zu Cap, oder einem Koloniſten Schaden oder Leides zufügt, ſo muß gemeiniglich der Herr, dem er gehört, den Schaden erſetzen und Strafe bezahlen, oft halb ſo viel, als der

Sklave werth iſt, obgleich der Sklave ſelbſt dafür auch Leibesſtrafe empfängt. Wenn jemand von geringen Leuten, der im Dienſte der Compagnie ſteht, etwas verbricht, bekommt er gemeiniglich Schläge oder andre körperliche Strafe. Ein Bürger aber wird mit Geldſtrafe belegt, wenn er ein Verbrechen begeht. Jenes dient zur Beſſerung, oder doch zum Beyſpiel; dieſes zur Bereicherung des Fiskals. Die Ehegeſetze ſind hier in verſchiednen Hinſichten ganz anders als in andern Ländern. Eheſcheidung wird manchmahl um ſonderbarer Urſachen willen und auf ſonderbare Art erkannt. Vor nicht gar langer Zeit wurde die Frau eines Mannes, der ſiebzehn Jahr Soldat geweſen war, und jetzt einen Krug hielt, durch zweyer Zeugen Ausſage überführt, daß ſie die Hure eines Trommelſchlägers ſey. Der Mann, welcher ſie deshalb anklagte, erreichte zwar ſeine Abſicht, von ihr geſchieden zu werden; das Weib aber wurde von aller Strafe freygeſprochen, da der Mann hingegen Prügel bekam und nach Batavia geſchickt wurde, ohne das mindeſte von ſeinem Eigenthume mitnehmen zu dürfen. — Ein Hutmacher in der Stadt, der unverheirathet war, hatte mit zwey ſeiner Sklavinnen Kinder gezeuget. Für die Kinder der einen verlangte er als Vater die Taufe; dieſe wurden auch getauft und dadurch frey; die Kinder der andern blieben Sklaven und ungetauft.

Nachdem das Vorgebirge der guten Hoffnung vor dreyhundert Jahren von den Portugieſen zuerſt entdeckt war, wurde es ſowohl von dieſen hundert Jahre hindurch, als auch hernach ebenfalls von den Schiffen der Holländiſchen Compagnie ein halbes Jahrhundert hindurch beſucht, ehe ein Fleck dieſes Landes in Beſitz genommen, und der geringſte Anbau verſucht wurde. Daher ſteigt das Alter der gan-

zen Kolonie noch nicht über hundert und zwanzig Jahre. Denn als im Jahr 1650 die Holländiſchen Schiffe von Oſtindien zurückkamen und hier durch Tauſch mit den Hottentotten allerley Erfriſchungen einnahmen, wurde das Land zum erſtenmahl mit einiger Aufmerkſamkeit von einem zur Flotte gehörigen Feldſcher, Nahmens Jan van Riebeek, der einige botaniſche Kenntniſſe beſaß, beſehen. Da er nun ſo wohl das Klima, als den Boden, zum Bau verſchiedner Gartengewächſe und Obſtbäume zuträglich fand, that er nach ſeiner Zurückkunft den Directeuren den Vorſchlag, hier eine Kolonie anlegen zu laſſen. Nach reiflicher Ueberlegung beſchloß man es zu thun, und Jan van Riebeek wurde als Admiral und Befehlshaber mit vier Schiffen, die mit Bau-Materialien, Zimmerleuten und allerhand Arten Samen reichlich verſehen waren, dahin geſchickt. Sogleich nach ſeiner Ankunft ließ er ſich mit den Hottentotten in Unterhandlung wegen Abtretung eines Stücks Landes ein, und erhielt es von ihnen. Auf dieſem Platze legte man eine Feſtung, ein Packhaus und ein Siechenhaus an, und legte dadurch den erſten Grund zu dieſer ſo großen und blühenden Kolonie. Die Summe, wofür das erſte Stück Land gekauft iſt, wird, ſo wie die Größe deſſelben, ſehr verſchieden angegeben. Gewöhnlich behauptet man, die Summe habe in Waaren an funfzigtauſend Holländiſche Gulden betragen, wozu hernach bey Erneuerung des Kaufs noch dreyßigtauſend gekommen ſeyn ſollen. In den Rechnungsbüchern der Compagnie iſt ſie ohne allen Zweifel ſo groß aufgeführt; daß aber die Hottentotten jemahls einen beträchtlichen Theil davon bekommen haben, kommt mir ſehr unglaublich vor. Das gekaufte Land ſoll ſich bis an die Muſchelbay erſtrecken. Dies iſt aber um ſo viel weniger wahr oder möglich, da

während der Zeit, als van Riebeek Gouverneur war, ſeine weitſten Entdeckungen nicht weiter hinaus gingen, als bis an den Berg, welcher von ihm den Nahmen Riebeek-Caſtel bekommen hat, und eine gute Strecke disſeits der langen Bergkette liegt. Meiner Meinung nach iſt das gekaufte Land anfangs nicht größer geweſen, als der Strich zwiſchen dem Tafelberge und dem Salzfluſſe (Zout Rivier), und von hieraus hat man hernach die Kolonie immer mehr und mehr erweitert, auf eben die Art als dies noch täglich geſchieht. Die Citadelle wurde anfänglich von Holz und Erde gebauet; erſt im Jahr 1664 legte man ſie von Steinen an, und umgab ſie mit Gräben und Bollwerken. Am Salzfluſſe wurde zugleich eine kleine Schanze angelegt, die man Kehrdiekuh oder Kuhwende (Keer de Koe) nannte, und welche dazu dienen ſollte, das Vieh der Compagnie, welches disſeits derſelben weidete, zu ſchützen, und zugleich zu hindern, ſowohl durch den Fluß in das Land der Hottentotten zu gehen, als auch von denſelben geraubt zu werden. Zu dieſem Ende wurde bey der Schanze auch ein Stall für funfzig Pferde gebauet, um den Hottentotten, die ſehr ſchnell laufen und entkommen konnten, nachſetzen zu können. Dies iſt vermuthlich der erſte und geringe Anfang der ganzen Kolonie, und des van Riebeek angelegten Hofes Conſtantia. Und gewiß hatte man bey dieſem Anfange wohl nicht die Abſicht, ſie ſo weit auszudehnen, als hernach geſchehen iſt, ſondern nur, daß ſo viel gebauet würde, als die ankommenden Schiffe zu ihrer Erfriſchung etwa bedürfen würden. Als man aber das milde Clima, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schwäche der Einwohner genauer kennen lernte, beſchloß man, hier eine anſehnliche Kolonie anzulegen. In dieſer Abſicht überredete man

verſchiedne Leute in Europa, dahin zu gehen, ſich da niederzulaſſen, und beträchtliche Diſtrikte anzubauen, die ihnen und ihren Nachkommen zum ewigen Eigenthum gegeben wurden. Bald nachher wurden auch erwachſene Mädchen aus den Waiſenhäuſern dahin geſchickt, um dieſe Kolonie noch mehr zu bevölkern. Die Einwohner bekamen anfangs die zum Anbau des Landes nöthigen Geräthſchaften auf Credit. Hierauf breiteten ſie ſich bis Stellenboſch, und hernach bis Drakenſtein, wo man die meiſte Verſtärkung der Kolonie durch die Franzöſiſchen reformirten Flüchtlinge bekam, und endlich jenſeits der Gebirge bis Rotheſand aus. Nach einiger Zeit wurde auch das ganze Schwarzland bevölkert, ſo ſandig und mager es auch war. Zuletzt hat die Kolonie in den letzten dreyßig Jahren den geſchwindeſten und beträchtlichſten Zuwachs bekommen, ſo daß das Land nicht nur von Rotheſand und den Hottentottiſch-Holländiſchen Bergen bis nach Zwellendam, ſondern auch in der Muſchelbay, dem Houtniquaslande, dem langen Thale, und jenſeits am krummen Fluſſe bis an den Camtousfluß, wie auch das Bockland, das Rockenland, Kambebo und die Schneeberge eingenommen und bewohnt ſind. — Man nimmt eigentlich drey beſondre Kolonien an: Cap, Stellenboſch und Drakenſtein. Die Capſche Kolonie begreift alſo die Stadt, welche ein Kirchſpiel ausmacht und eine Kirche hat, Paerl mit dem dazu gehörigen Kirchſpiele und einer Kirche, die Tigerberge und ſo weiter, und erſtreckt ſich bis an den Muſchelbankfluß und die falſche Bay. Die Kolonie Stellenboſch iſt vom Gouverneur Simon van der Stell 1670 angelegt; ſie begreift Stellenboſch ſelbſt, das wie ein Dorf oder Flecken iſt, ein eignes Rathhaus und eine Kirche hat, und acht Meilen von der Capſtadt liegt, und erſtreckt ſich

von den Tigerbergen bis an das Hottentottiſche Holland und die falſche Bay, nördlich aber bis Paerl und die Muſchelbank. Drakenſtein iſt auch 1670 angelegt, hat eine ſehr kleine Kirche, und liegt Stellenboſch ſo nahe, daß es in allem Betrachte eins damit ausmachen könnte; es wurde aber auch, wiewohl mehr aus Schmeicheley, als aus Nothwendigkeit, wie eine beſondre Kolonie angeſehen. Alles übrige, als Rotheſand, Schwarzland, Zwellendam und was noch weiter hinaus liegt, wird weder als eine, noch als mehrere, einzelne Kolonien betrachtet.

Krüge und Wirthshäuſer, noch mehr aber Weinhäuſer, ſind in dieſem Lande, wo faſt jeder ſich in ſeinem Hauſe mit dem nöthigen Weine für ſich und gute Freunde ſelbſt verſorgt, ungemein ſelten. Man findet deren faſt gar nicht. Nur für die geringen Leute giebt es hie und da einen ſogenannten Krug. Dieſe Krüge ſind aber etwas ganz anders, als was man in Europa ſo nennt. Sie ſind nicht ſo wohl zum Trinken und Saufen angelegt und eingerichtet, als vielmehr zum Vergnügen und zur Beluſtigung. Daher ſind ſie zugleich Tanzhäuſer, wo ſich jeden Abend Muſikanten einfinden, und die Gäſte, welche nur Wein bekommen können, dieſen aber ſehr theuer bezahlen müſſen, Gelegenheit haben zu tanzen. Kartenſpiel wird nicht geduldet. Der Tanz währt auch nur bis zu einer gewiſſen Stunde in der Nacht, da jeder ruhig und ſtill zu Hauſe geht, ohne Lärmen zu machen, oder andre zu erſchrecken. Wenn jemand des Nachts Unruhe machte, ſo würde er von der Nachtwache bald daran gehindert, oder von der Obrigkeit beſtraft werden.

Von dem erſtaunlichen Unterſchiede zwiſchen dem, was die Compagnie für das, was ſie kauft, bezahlt,

und dem, was die Einwohner zu Cap bezahlen müſſen, (wovon ich im erſten Theile dieſer Reiſebeſchreibung bereits Exempel angeführt habe), muß ich hier noch ein ſehr auffallendes Beyſpiel anführen. Die Compagnie bezahlte jetzt für ein lebendiges Schaf nur vier Holländiſche Schillinge, und die Bürger in der Stadt bezahlten einen Schilling für zwölf Pfund Schaffleiſch.

Kohlen ſind zu Cap eine ſehr theure Waare, und werden meiſtentheils aus Europa hingebracht. Für einen Korb Kohlen, der ſechs und dreyßig Scheffel halten ſoll, aber wenn man kauft, nur zwey und dreyßig hält, bezahlen die Schmiede achtzehn Thaler, und für hundert Pfund Eiſen acht Thaler.

Im Garten der Compagnie zu Cap war ein ſehr ſchöner bedeckter Gang von Kaſtanienbäumen angelegt, die ſchon ſehr dick und groß waren. Dieſer wurde jetzt auf Befehl des Gouverneurs ganz und gar abgehauen, weil er ſich aus dem vortrefflichen Holze verſchiedne Meublen machen laſſen wollte. Dagegen wurde der Platz zu einem Eichenkampe umgegraben, welcher aber dem Garten eben ſo wenig jenen herrlichen Schmuck wiedergeben wird, als die ſeltnen Thiere jemahls wieder hineinkommen werden, die der verehrungswürdige Tulbagh aus den inneren Gegenden in dieſen Garten hatte zuſammenbringen, ſein anders denkender Nachfolger aber zum Raube andrer wilden Thiere wieder ins freye Feld laufen laſſen *).

*) Das hier über den Herrn van Plettenberg gefällte Urtheil dürfte doch wohl einiger Milderung fähig ſeyn, zumahl wenn man das Zeugniß des großen Camper hört, der dieſem Herrn viele wichtige Bereicherungen ſeines unſchätzbaren Cabinetts verdankte. Auch hatte man ſich bey Cooks zweyter und dritter Weltumſchiffung ſeiner Gefälligkeit in Rückſicht der von den Reiſenden anzuſtellenden wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen gar ſehr zu rühmen. S.

Nun etwas zur Botanik gehöriges. Die Zwiebelgewächſe ruhen hier ohne Zweifel bisweilen aus, weil man ſie nicht alle Jahre in gleicher Menge ſieht. An einigen Stellen findet man ſie das eine Jahr in der größten Menge, und das folgende Jahr faſt gar nicht.

Die Frucht der Zaſerblume (Meſembryanthemum) wird bisweilen als eine Seltenheit nach der Stadt gebracht, und hier Roſe von Jericho genannt. Wenn man ſie ins Waſſer legt, öffnet ſie nach und nach alle ihre Samenbehältniſſe, und ſieht völlig wie eine Sonne aus; wenn ſie wieder trocken wird, zieht ſie ſich allmählig zuſammen. Eine ſonderbare, aber auch ſehr nöthige Eigenſchaft, die von einer weiſen Einrichtung des Schöpfers zeugt. Denn dies Gewächs, das in den dürreſten Ebenen wächſt, ſchließt ſeine Samenkörner während der heißen trocknen Zeit ſorgfältig ein, wenn aber die Regenzeit eintritt, und der Same aufgehen kann, öffnet es ſeine Behältniſſe, und läßt den Samen herausfallen, damit er vom Winde umher geſtreuet werden kann. Das Waſſer, worin eine ſolche Frucht gelegen hat, giebt man bisweilen ſchwangern Frauen, die ihre Niederkunft erwarten, weil man glaubt, es erleichtre ihnen die Entbindung.

Granatäpfel wachſen zwar in verſchiednen Gärten, werden aber nicht verkauft, in der Stadt auch eben nicht häufig gegeſſen. Deſto häufiger werden ächte Kaſtanien (Aeſculus pavia) zum Verkauf gebracht. Man ißt ſie theils als Frucht bey Tiſche, theils gebraten und geſchält mit etwas Butter.

Bey dem Rathsherrn Berg ſah ich einen ſehr ſonderbaren Schwamm, der ihm als eine merkwürdige Seltenheit von einem im Innern des Landes wohnenden Koloniſten zugeſchickt war. Dieſer Schwamm, welcher

cher hier Jackhalskoſt heißt, und in Anſehung der die Blume ausmachenden und die Befruchtung bewirkenden Theile das ſonderbarſte aller bisher bekannten Gewächſe iſt, machte meinen Entſchluß, die nördlich vom Cap liegenden Gegenden zu beſuchen, noch feſter, um dieſes und andre Gewächſe in ihrem eignen, obgleich ſehr dürren und magern, Vaterlande ſelbſt genauer kennen zu lernen.

Der Winter war dies Jahr in den Monathen Junius, Julius und Auguſt ſehr kalt, und zugleich war vieler Regen. Beſonders waren den 6. Julius der Teufelsberg und der Tafelberg ganz weiß, und mit Schnee und Hagel bedeckt. An verſchiednen Orten hatten ſo gar die Weinſtöcke und verſchiedne andre Gewächſe durch den Froſt vielen Schaden gelitten.

Wenn ich in der Nachbarſchaft der Capſtadt bey müßigen Stunden die Berge, Aenger und Felder beſuchte, pflegte ich gemeiniglich einen gemietheten Sklaven mitzunehmen, der ein Buch und andre nöthige Sachen, um Kräuter und Samen hinein zu legen, tragen mußte. In der letzten Zeit aber bekam ich durch Vorſorge des Wundarztes zu dieſem Behufe einen Mann aus dem Hoſpitale, der durch ein ſonderbares Schickſal in dieſe fernen Gegenden verſchlagen war. Er war in Deutſchland gebohren, und hatte mit gewiſſen Arzneymitteln und einigen chymiſchen Präparaten einen kleinen Handel getrieben, hatte auch zu dieſem Ende in Holland, Frankreich und England, wo er zuletzt gewohnt hatte, theils viele Reiſen gemacht, theils ſich verſchiedentlich aufgehalten. Auf ſeiner letzten Reiſe von England nach Frankreich wurde er von einem Sturme nach der Holländiſchen Küſte getrieben, wo er Schiffbruch litt, und zwar alles Seinige verlohr, aber doch lebendig an Land

kam. Hier verkaufte er ſeine Knieſchnallen, und begab ſich durch Hülfe des dafür bekommenen wenigen Geldes nach Amſterdam. Hier traf er einen alten Freund an, der ſich erboth, ſich ſeiner anzunehmen, aber unter dem falſchen Verſprechen ihm Herberge zu verſchaffen, ihn zu einem Zettelverkäufer oder ſo genannten Seelenverkäufer brachte. In dieſem Hauſe bewirthete ihn ſein Freund ſogleich mit Branntwein, einer Mahlzeit und Wein, und beyde ließen es ſich wohl ſchmecken. Endlich nahm jener Abſchied von ihm, und ging weg. Der Fremde bemerkte, daß der Wirth ihm beym Weggehen aus dem Hauſe zwey Dukaten gab. Hierauf wollte man ihn nicht frey umher oder ausgehen laſſen. Da er nicht nur das Holländiſche gut ſprechen konnte, ſondern auch nur zu gut merkte, in was für Hände er gerathen ſey, drohete er dem Seelenverkäufer, ihn anzugeben, wofern er ihn nicht ſogleich in Freyheit ſetzte. Dieſer erkundigte ſich nach ſeiner Perſon, und ſagte darauf, er wolle ihn gehen laſſen, ſo bald er die Zeche bezahlt haben würde. Dieſe konnte der arme Mann nicht bezahlen, und daß er ſich darauf berief, nicht er, ſondern ſein Freund habe das, was ſie verzehrt, gefordert, half ihm auch nichts. Er mußte da bleiben, und wurde einige Zeit hernach an Bord gebracht, wiewohl ohne auf dem Oſtindiſchen Hauſe vorher vorgeſtellt und angenommen zu ſeyn. Bey der Muſterung beſchwerte er ſich zwar über das erlittne Verfahren. Weil er aber das, was der Seelenverkäufer zu ſeinem Unterhalte und zu ſeiner Equipirung von der Compagnie bekommen hatte, nicht bezahlen konnte, mußte er es ſich gefallen laſſen, mit nach dem Cap zu gehen, wo er krank ankam, und ins Lazaret gebracht wurde. Einigemahl leiſtete er mir auf meinen Excurſionen Geſellſchaft, ſetzte ſich aber

bald wieder in Freyheit, rettete ſich heimlich auf ein Engliſches Schiff, das auf der Rhede lag, und entkam glücklich ſeiner Sklaverey.

Aus meiner dritten Afrikaniſchen Reiſe wäre beynahe nichts geworden. Die hieſige Regierung hatte beſchloſſen, in dieſem Jahre einen Huker nach Madagaskar zu ſchicken, um Sklaven einzutauſchen. Der Gouverneur Baron Plettenberg trug mir die Stelle des erſten Wundarzts auf dieſem Schiffe an, wenn ich Luſt hätte mitzugehen. Gern hätte ich zwar dieſe große und merkwürdige Inſel beſucht; weit ſtärker aber war und blieb doch bey mir der Wunſch, eine Reiſe in die nördlichen Gegenden der Spitze von Afrika zu machen. Ich lehnte daher den Antrag ab, und ſchlug einen meiner Freunde und Landsleute, Herrn Oldenburg, zu jener Stelle vor, der in meiner Geſellſchaft zwey Jahre hindurch botaniſche Excurſionen gemacht hatte. Dieſer bekam ſie auch, langte zwar glücklich auf Madagaskar an, ſammelte da auch viele dortige Kräuter, kam aber nicht wieder zurück, ſondern büßte unter dem ungeſunden und brennend heißen Himmelsſtriche dieſer Inſel ſein Leben ein.

Dritte Abtheilung.

Dritte große Afrikaniſche Reiſe, nämlich nördlich ins Rockenland und bis zu den Namaquas

vom 29. September bis den 29. December 1774.

Erſter Abſchnitt.

Reiſe von Cap nach dem Bocklande.

Im September rüſtete ich mich auf gleiche Art, als zu meinen vorigen Reiſen, zur dritten Reiſe ins Innere der ſüdlichen Afrikaniſchen Länder. Auch diesmahl wurde der Engliſche Gärtner Maſſon mein Reiſegefährte, wiewohl nach langem Zureden, weil er anfangs gar nicht geneigt war, dergleichen Mühſeligkeiten wieder zu übernehmen.

Den 29. September 1774 machten wir uns auf den Weg. Dieſer ging zuerſt durch den Salzfluß (Zout-Rivier) und den Muſchelbankfluß (Moſſelbank-Rivier) nach Fiſchersberg (Viſſchers-Hoek), einem der Compagnie gehörigen großen Ackerhofe, welchen aber der Gouverneur allein benutzt, und wo man dies Jahr achtzig Tonnen Getreide ausgeſäet hatte.

Hier graſſirte jetzt die Harnkrankheit unter dem Hornviehe; man ſchrieb ſie der ginſterartigen Euphorbie (Euphorbia geniſtoides) zu. Die hieſigen Landleute ge-

brauchen gegen dieſe Krankheit ein hier ſehr berühmtes Mittel: ſie geben dem Vieh eine Theetaſſe voll pulveriſirter Straußeyerſchalen mit Eſſig vermiſcht, ein. Bisweilen bringen ſie den Gries von dem Harze der Euphorbie, der ſich in der Harnröhre feſtgeſetzt hat, in der Länge eines halben Fingers heraus: er ſieht ganz weiß aus.

Von Fiſchersberg ritten wir Engelaers Hof vorbey zu Matthias Gräf am Muſchelbankfluſſe.

In den Gebüſchen auf den hieſigen flachen Sandebenen findet man Haſen in ſehr großer Menge, und man kann ihrer ſo viel ſchießen, als man will. Die Einwohner ſetzen aber auf dies trockne Wildpret gar keinen Werth. — Auch wächſt hier eine große ſaftige Wurzel ſehr häufig, welche die Hottentotten Ku nennen, und die ſie zu Mehl mahlen und Brot daraus backen. Die Koloniſten haben ihr den Nahmen Hottentottiſche Waſſermelone gegeben.

Weiter ritten wir durch den Muſchelbankfluß, und kamen zuerſt zu Jürgen Kutſe, und hernach zu Abraham Bosmann zu Perlberg (Paerls-Berg).

Der Berg Paerl (Perle) iſt weder hoch noch lang, aber an Waſſer ſo ergiebig, daß er alle zu beyden Seiten umher liegenden Höfe ſo wohl, als eine unten angelegte ziemlich große Mühle hinlänglich mit Waſſer verſorgen kann. Auf der Oſt-Seite ſteht die Kirche, in welche die umliegende Gegend eingepfarrt iſt. Wir blieben einige Tage zu Paerlsberg, um den Berg genau zu beſehen. Als wir den öſtlichen Gipfel beſtiegen hatten, fanden wir die Stelle, welche man den Keller der Compagnie nennt. Hier iſt ein großes, etwas hohles Felſenſtück auf ein anderes ſich dagegen neigendes Felſenſtück gefallen, wodurch gleichſam ein gewölbter Keller

gebildet wird, der an beyden Enden offen, und wo es ſehr angenehm kühl iſt. Zwey zur Seite liegende ſehr große, nackte, ſteile und beynahe kegelförmige Berge, die unten von ſo weitem Umfange ſind, daß man eine Stunde Zeit bedarf, um herum zu kommen, führen den Nahmen der Perldemanten (Paerls-Diamanten).

Die Höfe in dieſer Gegend haben wenig Ackerland und Viehzucht, ſondern man bauet da faſt nichts als Wein. Die Weinſtöcke in den hieſigen Weinbergen werden oft funfzig Jahr alt, und geben guten und delicaten Wein. Weitzen bauet man nur zur Nothdurft. Auf Obſt wird auch wenig geſehen.

Vom Perlberge kamen wir zu Hans van Aarde am Pferdeberge (Paerde-Berg). Dieſer Berg iſt etwas höher als jener, liegt allein, und hat ſeinen Nahmen von den Zebra oder wilden Capſchen Pferden, die ſich hier vor Zeiten in Menge aufhielten, jetzt aber ſo ſelten ſind, daß wir nur ein Dutzend derſelben antrafen, die gar nicht ſcheu waren, und welche zu ſchießen die Regierung verbothen hatte.

Anders Lospers, Peter Lospers und Johann Walthers Höfe vorbey, reiſeten wir zu dem Koloniſten Dreyer bey Riebeekkaſtel. Dies iſt ein großer, hoher, rund umher ſteiler Berg, der ſeine Benennung von dem Stifter und erſten Gouverneur dieſer Kolonie, van Riebeek hat. Wir kletterten zu der höchſten Spitze deſſelben hinauf, während wir unſre Jochochſen ausgeſpannt hatten, und an der Seite weiden ließen. Wir gingen an einem Ende hinauf, und mußten beynahe einen ganzen Zirkel beſchreiben, ehe wir die Spitze erreichen konnten. Als wir oben waren, ſahen wir unſer Fuhrwerk unten ſtehen, waren aber auf dieſer Seite durch ſo ſteile Abſchüſſe davon getrennt, daß es uns unmöglich ſchien,

hier hinunter zu kommen, ſondern wir genöthigt waren, den vorigen Weg, der aber den Umweg von faſt einer Meile ausmachte, zurückzugehen. Inzwiſchen traf ich, indem wir hier einige ſeltne Gewächſe aufſuchten, einen zwar ſehr nahen, aber zugleich ungemein gefährlichen Weg, um zu der andern Seite der ſteilen und faſt ſenkrechten Wand des Berges zu kommen. Dieſer beſtand in einer Ritze oder Borſte, die einige Faden lang, aber ſo ſchmal war, daß ſie nur einen mittelmäßig dicken Menſchen faſſen konnte. Ich wagte es auf Händen und Füßen hindurch zu kriechen, und kam glücklich zur andern Seite hinüber, von wo ich nur noch einen guten Büchſenſchuß weit von unſern Wagen entfernt war. Mein Reiſegefährte und deſſen Hund ſtanden ganz beſtürzt über mein kühnes Unternehmen, der eine heulte, und der andre weinte beynahe und grämte ſich, daß er allein einen weiten Umweg machen, und es nicht von ſich erhalten konnte, ein gleiches als ich zu wagen. Meine Dreiſtigkeit wurde außerdem noch mit einem ſehr kleinen Kraute belohnt, das ich in der Ritze des Berges fand, und hernach an vielen Orten vergeblich geſucht habe.

Von Riebeekkaſtel ging der Weg über den Fledermausfluß (Vleermuys-Drift), über welchen man auf einer Fähre geſetzt wird, Lombarts und Owerholſens Höfe und den Honigberg (Honing-Berg), der nur klein und niedrig iſt, zu Wilhelm Bürgers Viehhofe am Mattenfluſſe (Maatjes-Rivier), wo die Wagen in einem Bote übergeführt wurden, und die Ochſen durchſchwimmen mußten.

Unterweges bemerkte ich einen ſehr bleichen, nur ganz matte Farben zeigenden Regenbogen, der aber nicht durch Regen, ſondern bloß durch aufſteigenden Nebel formirt wurde.

Ferner kamen wir zu dem Koloniſten Hanekamp, am Piketberge. Dieſer erſtreckt ſich hier von Norden nach Süden, hat aber an der Oſt-Seite gegen Norden Buchten, deren Rücken ſüd-öſtliche Richtung haben. Nördlich geht er beynahe bis an die lange Reihe Berge, von welcher beſondre Bergſtrecken abgehen, die bis an das Meeresufer reichen. Hieraus ſcheint freylich, der Piketberg habe eine andre Direction, als alle andre hieſige Berge. Allein nur auf der Oſt-Seite deſſelben erſtreckt ſich ein ſolcher Bergrücken, und am nördlichen Ende geht der Berg noch weit fort, und zwar von Süd-Oſt nach Nord-Weſt. Er iſt höher als Riebeekkaſtel, und hat auf der Oſt- und Nord-Seite viele ſteile und unzugängliche Koppen.

In dieſen Gegenden wächſt ein Strauch, den man Sandolive (Zand-Olywe) nennt. Es iſt die ſchmalblättrige Dodonäe (Dodonaea anguſtifolia). Das Holz dieſes Strauchs iſt ſehr hart. Man trocknet es, und der Decoct davon wird als ein purgirendes Mittel bey Fiebern gebraucht.

In den Gebüſchen, die auf dieſen Sandhaiden ſtehen, halten ſich häufig Tiger auf. Ich ſah verſchiedne Perſonen, die von ihnen gebiſſen und übel zugerichtet waren. Doch weiß man kein Beyſpiel, daß jemand von einem Tiger getödtet ſey. Man behauptet hier durchgängig, daß die Tiger lieber wilde Böcke als Schafe freſſen, und hält die Tiger für falſcher, tückiſcher und weniger großmüthig als die Löwen. Selten unterläßt ein Tiger, auf einen Menſchen, der einen Buſch, worin er liegt, vorbeygeht, loszuſtürzen, und, wie man mich verſichert, kann er die Worte Sa, Sa, durchaus nicht rufen hören, ohne anzugreifen. Vor nicht ſehr langer Zeit war ein Madagaskarſcher Sklave, als er hin-

ter einen Buſch beyſeit gegangen, von einem Tiger angefallen und ſo ſchlimm verwundet worden, daß er durch Verblutung in Ohnmacht gefallen war, wobey er aber zugleich den Tiger bey der Kehle gefaßt und völlig erwürgt hatte, ſo daß der Tiger todt und der Sklave neben ihm ohnmächtig angetroffen worden. Der Capſche Tiger iſt klein, ungefähr ſo groß als ein Hund.

Elefanten trifft man in dieſen Bezirken, wo ſie ehemahls ſehr häufig waren, gar nicht mehr an, ſondern ſie ſind alle ausgerottet. Die ſicherſte Art, dieſen ungeheuren Thieren, deren Höhe bis achtzehn Fuß ſteigt, zu entgehen, ſoll ſeyn, daß man entweder zu Waſſer, oder zu einer engen Kluft eines Berges ſeine Zuflucht nimmt.

In der Gegend des Piketberges ſchoſſen wir zuerſt rothe Turteltauben (Roode Turtelduyv) oder die Senegalſche Taube (Columba Senegalenſis). Man findet ſie ſonſt nur in den entlegenern Gegenden dieſes Landes, und nur erſt ſeit ungefähr ſieben Jahren haben ſie ſich in der Nachbarſchaft des Cap ſehen laſſen.

Die fleiſchfarbige Stapelie (Stapelia incarnata), ein dickzweigiges Gewächs ohne Blätter, ſteht in einiger Anzahl in der Nähe der hieſigen Berge. Die Hottentotten ſchälen das Aeußere nebſt den Stacheln ab, und eſſen das Inwendige.

Neben dem Piketberge nordwärts liegen der Capitainthalberg (Capten - Kloofs - Berg), weiterhin der Dreyquellenberg (Drie - Fountain - Berg), und hinter dieſen der Pavianberg (Babians - Berg), der mit ſeinen verſchiednen Enden bis an den Strand geht. Unterhalb der Berge, Paerl gegen über, iſt der große Vogelſumpf (Vogel - Valley), der von Seevögeln und Schnepfen häufig beſucht wird.

Nun kamen wir weiter zu Karrelſpecks Hofe, der unter dem Piketberge liegt, von da zu Gerdt Schmidt, ferner zu Dirk Kutſe, wo der verlohrne Sumpf (Verlooren Valley) anfängt, und endlich zu Anders Grefe.

Die Wege in dieſen Gegenden, ſo wie um die Saldanhabay, ſind durchgängig ſandig und ſchwer zu fahren. Die hieſigen Höfe haben Weinberge, Ackerland und ſchöne Gärten. Ich ſah hier eine Citrone, die eine andre, mit wirklicher Schale verſehene, Citrone in ſich ſchloß; aber keine von beyden hatte Kerne, und die Schale der inneren ſchmeckte auch ſäuerlich. Auch zeigte man mir ein Gänſeey, in welchem ein anderes Gänſeey förmlich eingeſchloſſen war, das äußere hatte förmlichen Dotter, das innere aber gar keinen.

Strauße ſind hier überall ſehr häufig. Sie thun den Landwirthen auf dem Felde oft anſehnlichen Schaden, indem ſie haufenweiſe ankommen, und die Aehren vom Weitzen abfreſſen, ſo daß die Halme allein ſtehen bleiben. An Höhe übertreffen ſie das Korn nicht, und wenn ſie die Aehren abpflücken, bücken ſie ſich mit ihrem langen Halſe nieder, ſo daß man ſie in der Ferne nicht entdecken kann. Sobald ſie aber das geringſte Geräuſch merken, heben ſie den Kopf an dem langen Halſe empor, und können daher die Gefahr früh gewahr werden, und entfliehen, ehe man ihnen auf den Schuß nahe kommen kann. Wenn der Strauß läuft, hat er ein majeſtätiſches Anſehen. Er ſcheint auch nicht ſehr zu eilen, ob er gleich in kurzer Zeit ſehr weit fortkommt, zumahl wenn er vor dem Winde läuft. Wenn der Wind auch nur wenig wehet, bewegt er die Flügel hin und her, und hilft ſich, wenn er geſchwind entlaufen will, damit fort. Alsdann iſt es auch ſchlechterdings unmöglich, ihn ſelbſt mit dem ſchnellſten Pferde einzuhohlen; dies kann man nur alsdann

thun, wenn es ſehr heiß und dabey ganz ſtill iſt, oder wenn ihm die Flügel abgeſchoſſen ſind. Unterwegs ritt ich einmahl des Morgens bey einer Stelle, wo ein Weibchen auf dem Neſte ſaß, dicht vorbey. Der Strauß ſprang auf, um mich zu verfolgen, in der Abſicht zu verhindern, daß ich die Eyer oder die Jungen nicht gewahr werden ſollte. Jedesmahl da ich mich mit dem Pferde gegen ihn kehrte, ging er zwar weg, und ließ mich zehn bis zwölf Schritt voraus jagen; ſo bald ich aber weiter ritt, kam er mir ſogleich wieder nach. Auch hier verſicherten die Koloniſten, daß in den Straußeyern bisweilen ein oder zwey Steine angetroffen werden, die hart, weiß, etwas flach und glatt, und ſo groß als eine kleine Bohne ſind; man ſchleift ſie und faßt ſie zu Knöpfen ein; ich bin aber nie ſo glücklich geweſen, einen ſolchen Stein zu ſehen.

Rebhühner oder Berghühner (Tetrao) findet man ſo wohl hier als an andern Orten im Ueberfluß. Wenn man im Trabe ihnen nachreitet, fliegen ſie nicht ſogleich auf, ſondern laufen ſo geſchwind längs dem Wege hin, daß man ſie kaum erreichen kann. Endlich aber fliegen ſie unter gewaltigem Geſchrey plötzlich zur Seite auf, und entkommen völlig.

Oben erwähnte ich des verlohrnen Sumpfes oder Thals (Verlooren Valley). Dies iſt eigentlich ein tiefer, großer Sumpf, oder ſich langſam fortbewegender, und faſt ſtill zu ſtehen ſcheinender Fluß, der vom Gebirge ſein Waſſer bekommt, und ins Meer fließt. Das Ufer iſt an den meiſten Stellen mit Rietgras, Schilf und Binſen (Carex, Arundo) bewachſen, und zwar nicht ſelten ſo hoch, daß man gar kein Waſſer ſehen kann. In ſolchem hohen Schilfe hat eine unzählbare Menge Vögel Aufenthalt und Zuflucht, unter andern verſchiedne Arten Reiger, als die blauen und die großen (Ardea

caerulea und maior), Enten, Waſſerhühner (Fulices) und andre. An verſchiednen Stellen iſt dieſer große Waſſerſumpf nur ſchmal, an andern aber breit; beſonders erweitert er ſich immer mehr, je näher er dem Strande kommt. Hie und da hat er auch große Löcher und ſehr tiefe Stellen, die ganz voll Waſſer ſtehen. Er fließt auf der Nord-Seite ins Meer, und da er hier ſeicht iſt, ſcheint die Mündung ganz trocken und von aufgeworfnem Sande völlig zugedämmt zu ſeyn, ſo daß man ihn für ganz ſtillſtehendes Waſſer halten ſollte. Je näher der See, deſto tiefer wird er in der Mitte, und deſto weniger Schilf hat er. Während ſeines Laufs krümmt er ſich in vielen Beugungen, und fließt zwiſchen zwey eben nicht hohen Bergſtrecken hin. Das Waſſer iſt ſüß und geſund, in der Nähe des Strandes aber wird es, beſonders in der trocknen Jahrszeit, von dem aus der See ſich hinein miſchenden Waſſer etwas ſalzig.

Längs dieſem Waſſer, vom Anfange bis zum Ausfluſſe ins Meer, campirten wir mehrere Tage unter freyem Himmel; denn in dieſen ſandigen und magern Gegenden wohnen keine Koloniſten, ſondern es ſind da nur einige wenige Viehſtellen, die meiſtentheils Hottentotten zur Aufſicht und Hüthung anvertrauet werden. In der Nähe eines ſolchen Viehhofes, wo ſich nur Hottentotten befanden, hatten wir den Verdruß, mit Ungeziefer beſetzt zu werden. Zwar lagerten wir uns eine gute Strecke von ihren Wohnungen; allein vor unſrer Ankunft hatten ſie auf der Erde rund umher ihre von Läuſen ganz wimmelnden Schaffelle ausgebreitet, und hievon waren unſre Kopfkiſſen, auf denen wir im Schatten unſrer Karren zu ſitzen pflegten, ſogleich bevölkert, ſo daß wir dieſe hungrigen und plagenden Gäſte mit aller Mühe und Arbeit kaum in zwey Tagen los werden konnten.

An Schlangen haben dieſe ſandigen, mit kleinem Gebüſch bewachſenen Ebenen einen reichen Segen. Kein Tag verging, da wir nicht ihrer mehrere fingen, die wir denn in Fäſſern voll Branntwein verwahrten. Während wir auf der Erde ſaßen und aßen, liefen ſie uns zum öftern über die Beine, ohne einen von uns zu beißen. Einmahl ſchlang eine Schlange ſich mir um das linke Bein, ließ ſich aber, ohne zu beißen, ganz ſacht abſchütteln. Eine andre kroch mir, als ich auf der Erde lag, unter dem Leibe hin, und hernach einem von der Geſellſchaft, der bey mir ſaß, über das bloße Bein, daß er es wie Eis kalt fühlte; aber keinem von uns that ſie etwas Leides. Hieraus ſcheint deutlich zu folgen, daß die Schlangen nicht gern beißen, wenn ſie nicht getreten oder ſonſt beleidigt und genöthigt werden, ſich zu vertheidigen. Mehrmahls liefen Schlangen quer über den Weg, und nicht ſelten den Pferden zwiſchen den Beinen durch, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun.

Eben ſo voll ſind dieſe Gegenden von Maulwurfshaufen, worin die Sandmaulwürfe ihren Aufenthalt haben. Das Reiten iſt hier daher ſehr unbequem und gefährlich, weil die Pferde tief hineinfallen und oft ſtürzen.

Beym Anfange des verlohrnen Sumpfes, dem Ende des Piketgebirges ſchräge gegen über, geht eine Bergſtrecke ab, die bis an das Meeresufer, wo jener Sumpf zu Ende geht, fortläuft, und die Anhöhen auf der einen Seite deſſelben ausmacht. Von den Piketbergen gehen auch einige Bergrücken ab, welche ſich jenſeits des verlohrnen Sumpfes endigen. Die große und lange Reihe Berge, welche ganz vom Cap Falſo beym Hottentottiſchen Holland an, quer durch das ganze Land fortgegangen iſt, ſchließt ſich hier in zerſtreueten und abgeriſſnen

Bergen und Hügeln, und man hat nicht, wie bey Rothe-ſand und dem Pikeniergrunde, nöthig, an dieſem Norder-Ende jene Reihe Berge zu paſſiren.

Von jenem Sumpfe oder vielmehr tiefen und faſt gar nicht fließenden Fluſſe kamen wir hernach zum langen Sumpfe (Lange Valley), einem ähnlichen, aber viel kleinern Waſſer, als das vorige. Von hier an hatten wir ein ſehr langes und dürres Karroland zu durchreiſen, ehe wir wieder zu den Bergen hinauf, und zu einem Orte kamen, der den Nahmen Herrenherberge (Heeren-Logement) führt. Dieſe dürre Strecke Landes iſt voll Sandhügel und Dünen, und hat nur einige wenige Viehhöfe, wo aber die Bauern nicht ſelbſt wohnen, ſondern nur einige gemiethete Hottentotten halten, um die Herden zu hüthen. Viehzucht kann hier auch nur allein getrieben werden, weil wegen Dürre und Magerkeit des Bodens weder Getreide, noch Gartengewächſe, noch Fruchtbäume wachſen können.

Gegen das Ende dieſes Karrofeldes kamen wir durch verſchiedne kleine, gar nicht tiefe Thäler, die von der Sommerhitze jetzt ganz ausgetrocknet waren. Dieſe Thäler geben bey dieſer Jahrszeit einen gar beſondern Anblick. Denn die Lehmerde, welche während der Regenzeit weich und im Waſſer gleichſam ganz herumgerührt wird, ſetzt ſich hernach lagenweiſe, und formirt verſchiedne Schichten von ungleicher Feinheit, welche endlich von der Hitze ſpringen und ganz deutlich zu ſehen ſind. Die unterſte Lage iſt die gröbſte, und enthält eine Menge fremder Partikeln, die vermöge ihrer Schwere zuerſt zu Boden geſunken ſind. Die oberſte Rinde iſt nicht nur die reinſte, ſondern auch die feinſte, und dabey ſo trocken, daß ſie, wie eine neue irdene Tobakspfeife, an der Zunge und an den Lippen feſt klebt. Proben, ſo wohl von dieſen

Erdarten, als von den meiſten Steinarten dieſes Landes habe ich mit nach Schweden gebracht, und dem akademiſchen Mineralien Cabinette zu Upſala einverleibt.

Auch fand ich auf dieſem Wege ein ſeltnes Gewächs, wonach ich ſchon lange geſucht hatte, nämlich den Royeniſchen Kodon (Codon Royeni), und doch ſah ich nur einen einzigen Buſch davon, den ich aber niemahls werde vergeſſen können. Der Tag war einer der heißeſten, und die Hitze ſo unerträglich, daß wir beſorgten, unſer Vieh möchte ganz verſchmachten und ſterben. Von dieſer unausſtehlichen und quälenden Hitze waren unſre Körper gleichſam ganz aufgeſchwollen, und die Schweißlöcher in höchſtem Grade geöffnet. Der Buſch, welchen wir antrafen, war überall mit weißen, zerbrechlichen und durchſichtigen Stacheln bedeckt, woran ich und mein Reiſegefährte, als wir hinzu liefen, und wetteiferten, mit bloßen Händen, die meiſten Blumen abzupflücken, uns die Hände ſo verwundeten, daß wir mehrere Tage Schmerz und Unbequemlichkeit davon hatten.

Endlich kamen wir denn ganz abgemattet auf der Herrenherberge an. Dieſe beſteht aus einem Thale zwiſchen Bergen mit einer ziemlich hohen Anhöhe, über welche man fahren muß, um in eine andere Gegend zu kommen, die ebenfalls nicht ſehr fruchtbar iſt. Es iſt wirklich ein ſehr angenehmer Ort, mit etwas Holzung und einem Bache ſüßen Waſſers. Den Nahmen hat dieſe Stelle davon, daß auf der einen Seite des Berges beynahe ganz zur linken eine ſehr große Vertiefung, wie ein Saal iſt, der durch zwey verwitterte und ausgefallne Felsſtücken gebildet worden. Ich kletterte hinauf und fand an den Seitenwänden die Nahmen verſchiedner Reiſenden. Neben dieſer Höhle iſt eine andre gewölbte, aber etwas kleinere Vertiefung. In jener größern iſt eine

kleine Ritze, worin ein Baum, dem Anſcheine nach von der Gattung des Eiſenholzes (Sideroxylon) ſeine Wurzeln befeſtiget hatte, der vollkommen friſch und im beſten Gedeihen, und über vier Ellen hoch war, ob er gleich zu ſeinem Wachsthum und Nahrung nicht mehr Waſſer, als das wenige, das während der Regenzeit in der Ritze ſtehen bleibt, haben konnte.

Die Berge hier und rund umher haben übrigens ein dürres, mageres, kümmerliches Anſehen; ſie ſehen wie verbrannt aus, und ſind mit einer Menge großer, nackter und loſer Steine bedeckt.

Unterdeſſen daß wir uns hier erfriſchten, und auch unſre abgematteten Zugochſen ſich erquicken ließen, kam vom Elefantenfluſſe (Olifants - Rivier) ein Landmann zu Pferde an, der uns erzählte, daß da, wo unſer Weg durchging, ſich ein Löwe aufhielte, den man noch neulich am Wege geſehen, und der einem Hottentotten nachgeſetzt hätte. Wir konnten gleichwohl nicht umhin, dieſe gefährliche Straße zu reiſen, ſondern brachen bereits am folgenden Tage dahin auf. Um deſto beſſer auf unſerer Huth zu ſeyn, ritten wir den ganzen Tag mit ſcharf geladner Büchſe, und zwar den Hahn geſpannt, im Arme, bis wir Abends ſpät zu Peter van Seele am Elefantenfluſſe anlangten. Hier verweilten wir einige Tage und es gefiel uns bey dieſen freundſchaftlichen und gaſtfreyen Leuten ſehr wohl.

Der Weg war gröſtentheils ſandig, und die Anhöhen, welche wir zu paſſiren hatten, zeigten auf ihren kahlen Oberflächen rothen Sandſtein mit darin ſitzenden Kieſelſteinen, welche letztere vermuthlich in den Sandſtein hinein gekommen und von demſelben umſchloſſen waren, ehe er ſo hart geworden, daß er einen feſten Berg ausgemacht. Eben ſo ſcheint ihre glatte Oberfläche davon her-

herzurühren, daß ſie von den Meereswellen abgeſchliffen worden, ehe ſie ſich in den Sandſtein feſtgeſetzt haben. Verſchiedne der hieſigen Berge ſind oben platt, wie der Tafelberg. Sie endigen ſich jenſeits des Elefantenfluſſes, ehe ſie das Ufer der See erreichen; zwiſchen ihnen und dem Ufer ſoll eine Ebene von der Breite einer ganzen Tagreiſe ſeyn. Die im Bocklande befindlichen Berge endigen ſich ebenfalls gegen das Meeresufer jenſeits des Elefantenfluſſes, neigen ſich aber nicht allmählig, ſondern behalten bis gegen das Ende eine anſehnliche Höhe.

Die ſo genannte Waſſermelone der Hottentotten, welche eigentlich eine große, vielen Saft enthaltende Wurzel iſt, hat hier in der Sprache dieſer Leute den Nahmen Kamerup. Eine andre Wurzel, aus dem Geſchlecht der Lobelie (Lobelia), welche ſie ebenfalls eſſen, nennen ſie Karup. Aus der Wurzel und dem Honig eines gewiſſen Doldengewächſes, das man hier Möhren (Moor-Wortel) nennt, bereiten die Hottentotten vermittelſt Gährung einen berauſchenden Trank.

Auf dem großen Elefantenfluſſe hielt ſich ganz nahe beym Hofe eine wilde Gans von der Gattung der Aegyptiſchen Gans Anas Aegyptiaca) auf, und richtete auf den Weitzenfeldern großen Schaden an. Sie war vorher ſchon mit Hagel verwundet, aber mit dem Leben davon gekommen. Dies machte, daß ſie ziemlich ſcheu und ſo vorſichtig war, daß ſie beym geringſten Anblicke der Leute vom Hofe nach der andern Seite des Fluſſes ihre Zuflucht nahm, und niemand ihr auf den Schuß nahe kommen konnte. Vor mir als einem Fremden ſchien ſie ſich weniger zu fürchten, und daher konnte ich einmahl auf ihre Ankunft diſſeits des Fluſſes lauern, und ſie endlich, zu großer Freude meiner Wirthsleute, ſchießen.

Von nun an hatten wir dürre und öde Gegenden zu durchwandern. Wir verſäumten deswegen nicht, uns hier mit Proviant, als Zwieback, Brot, Butter und friſchem Fleiſche zu verſorgen, welches alles unſre brave Wirthin mit vielem Vergnügen für uns herbeyſchaffte. Darauf ließen wir uns nebſt unſerm Gepäcke in einem kleinen Bote über den ziemlich breiten und an mehreren Stellen ſehr tiefen Elefantenfluß ſetzen; unſre Ochſen aber ließen wir nebſt dem Fuhrwerke ſchwimmend übertreiben. Das Ufer dieſes Fluſſes ſchmückt zu beyden Seiten ein ſchöner Wald von verſchiednen Arten Bäumen, hauptſächlich von der Nilſinnpflanze (Mimoſa Nilotica). Hernach ritten wir unterhalb des Endes des Gebirges weg, deſſen erſte und größte etwas auslaufende Ecke die Windecke oder der Windberg (Wind-Hoek), und die andre Maskamma heißt.

Darauf kamen wir zu einem, dem Koloniſten Ras gehörigen Viehhofe, der den Nahmen Trutru führt. Hier fand ich auf kleinen Hügeln die ſo genannte Waſſermelone der Hottentotten, nach der ich mich lange vergeblich umgeſehen hatte. Dieſe Wurzel iſt beynahe kugelrund, etwas gelblich und von der gewöhnlichen Härte einer Rübe. Sie hält über eine Viertelelle im Durchmeſſer, ſchmeckt angenehm und löſcht den Durſt. Die Hottentotten eſſen ſie gern. Die Blume war noch nicht weit aufgebrochen; ſo viel ich aber ſehen konnte, gehört das Gewächs zu der Ordnung der ſo genannten Contortae, nahmentlich zu dem Geſchlechte des Leuchters (Ceropegia) oder der Schlingen (Periploca).

Waſſer fanden wir zwar wohl hie und da in den Klüften und Gründen der Berge, bisweilen auch unten an den Bergen; das Land ſelbſt aber iſt hier durchgängig ſo mager und dürr, daß man gar keine Güter und

Höfe hat anlegen können. Die Berge des Bocklandes ſahen wir vor uns liegen: ſie erſtrecken ſich weit nach der Seeſeite, und verſchiedene hervorſtehende Ecken, die wie eben ſo viele Bergſtrecken ausſehen, gehen von ihnen ab. Je weiter wir in dieſer Wüſte fortreiſeten, (der Weg durch dieſelbe betrug wenigſtens drey Tagreiſen), deſto dürrer wurde ſie. Auf dieſem ganzen Wege trafen wir nicht mehr als drey Stellen an, die jetzt noch etwas ſalziges Waſſer enthielten. Dieſe kleinen Waſſerſtellen waren noch dazu ſehr ſchwer aufzufinden, weil ſie nicht am Wege, ſondern eine Strecke davon liegen. Ein Fremder reiſet ſie leicht vorbey, und läuft dadurch für ſich und ſeine Pferde oder Ochſen Gefahr, vor Durſt umzukommen. Glücklicher Weiſe trafen wir einen Landsmann, der von Cap kam und dieſe Straße reiſete, dem wir aber mit unſern ſchwachen Thieren nicht nachkommen konnten. Wir baten ihn daher, einen Stock mit einem Lappen Leinewand an den Stellen des Weges aufzurichten, wo wir ausruhen, und in deren Nähe wir dieſes Waſſer ſuchen müßten. Den einen Abend waren wir ſo glücklich, die rechte Waſſerſtelle zu treffen, welche den Nahmen Einzelner Dornbaumsfluß (Enkel de Doornbooms Rivier) führt; den andern Abend waren wir nicht ſo glücklich, und unſre Pferde und Ochſen waren im Begriff vor Hitze und Durſt zu ſterben, ehe wir am dritten Abend, nachdem wir bey einem Orte, dem man den Nahmen Löwentanz oder Löwenjagd (Leeuwe-Dans, Leeuwe-Jagt) gegeben hat, unterhalb der Bocklandberge ankamen, wo wir die Nacht zubrachten, weil wir da einen kleinen Bach friſchen Waſſers, Nahmens Dornfluß (Doorn-Rivier) antrafen.

Die Gegend, wo wir jetzt waren, iſt des Winters, da es regnet, die allertauglichſte zur Schafzucht, nicht

ſo gut aber zur Hornviehzucht. Daher ziehen auch die Bauern zu dieſer Jahrszeit mit ihrem Vieh dahin. Die Schafe werden auch auf dieſen magern Fluren oft ſo fett, daß man ihr Fleiſch vor Fett nicht eſſen kann, und zum Schlachten allezeit die magerſten ausſucht. Wenn die Schlächter hier eine Partey Schafe aufgekauft und vierzig bis funfzig Meilen weit nach der Capſtadt getrieben haben, haben dieſe gerade ſo viel abgenommen, daß ſie zum Schlachten nicht zu fett ſind.

Die Richtung aller hieſigen Gebirge iſt nach der See hin nord-nord-öſtlich, und ins Land hinein, wo ſie zugleich ſehr flach ſind, als wenn ſie oben abgeſchnitten wären, ſüd-ſüd-weſtlich. Linker Hand ſieht man eine Reihe Berge anfangen, die ſich in der Länge nach der Meeresküſte erſtreckt, und eben nicht hoch iſt.

Uebrigens traf ich in dieſen Karro-Ebenen die meiſten und merkwürdigſten Zaſerblumen (Meſembryanthemum), und dagegen wenige Euphorbien (Euphorbias), nebſt Dickblatt (Craſſula) und Nabelkraut (Cotyledon) an.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſe durchs Bockland und ins Rockenland.

Den 2. November ritten wir das Bocklandgebirge hinan. Der höfliche Landwirth, welcher uns vorbey gefahren war, gab uns ein Spann Ochſen zu Hülfe, weil unſer Zugvieh ganz abgemattet und kraftlos, der Berg hingegen ſo ſteil war, daß mehrere Hottentotten das Fuhrwerk mit Stricken feſthalten mußten, um zu verhüten, daß es nicht umfiel. Dieſer Berg iſt außerdem auch noch ſehr uneben, und hat viele Erhöhungen von

Schiefer; oben hat er einen ſteilen, aber dabey flachen Rücken. Oben iſt die Luft ziemlich kalt, und der Boden mit vielem Graſe bewachſen.

Das Bockland liegt zwiſchen dem 30. und 31. Grade ſüdlicher Breite.

Nicht weit vom Wege am Berge fanden wir die zweytheilige Aloe (Aloe dichotoma), deren Stamm, wenn er die hinlängliche Dicke erreicht hat, von den Hottentotten ausgehöhlt und zu Köchern gebraucht wird.

Eben ſo müde als vergnügt kamen wir hierauf zu Klas Lospers Hofe, wohin wir im vorigen Jahre ſchon gewollt hatten, durch einen widrigen Vorfall aber gehindert worden waren. An dieſem Manne hatten wir jetzt einige Tage hindurch, da wir bey ihm ausruheten, einen eben ſo gütigen Wirth, als wir vorher an ihm einen treuen Wegweiſer und liebreichen Helfer gehabt hatten. Er war dermahlen der reichſte Hirt, wenn ich ihn ſo nennen kann, im ganzen Lande; denn er beſaß wenigſtens zwölftauſend Schafe, über ſechshundert Stück großen Hornviehes und eine Herde von ungefähr zweyhundert Kälbern.

Linker Hand hatten wir jetzt einen der Küſte näher liegenden Strich Landes, der von zwey zahlreichen und wohlhabenden Völkern, den großen und den kleinen Namaquas, bewohnt iſt. Dieſe Leute treiben Viehzucht; ihr Hornvieh ſchien mir aber von ganz andrer Art, als das Vieh der Kaffern und der Koloniſten zu ſeyn, meiſtentheils war es ſehr hochbeinig, groß und ohne Höcker auf dem Rücken.

Das Bockland, wo wir nun angelangt waren, iſt nichts anders, als ein etwas hohes Gebirge, das oben flach iſt, und mit verſchiednen Ecken nach der Meeresküſte hin ſich erſtreckt. Es beſteht aus verſchiednen

Schichten: die oberſte iſt Sandſtein, in dem viele runde geſchliffne Kieſel ſtecken, der aber auch häufig ſchieferartig iſt, und vom Regen von einander gelöſet wird.

Weil die ganze Strecke Landes ſehr unfruchtbar, und daher von den Koloniſten wenig beſetzt iſt, findet man hie und da noch verſchiedne kleine Hottentottiſche Dörfer, deren Einwohner kleine Hornviehherden haben, zum Theil auch bey den wenigen hier wohnenden Bauern im Dienſte ſind, von denen ſie Vieh und einige Kleinigkeiten zum Lohn bekommen.

Mit dieſen ſo wohl, als mit den tiefer ins Rockenland hinein wohnenden Hottentotten, die vor dieſem viel zahlreicher und begüterter waren, trieb die Holländiſche Compagnie ehemahls Tauſchhandel, der jetzt aber größtentheils aufgehört hat. Daß er nicht mehr fortdauert, daran iſt Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit Schuld, welche die zu Betreibung deſſelben dahin geſchickten Leute dabey ausübten, und wobey die Gouverneure, deren Sache es nicht zu ſeyn ſcheint, die Rechte der Menſchheit, ſondern vielmehr nur das Intereſſe der Compagnie und ihr eignes geltend zu machen, faſt immer durch die Finger ſahen. Wenn der Gouverneur einen Poſtirungs-Corporal mit einigen Mann hinſchickte, um gegen Arrak, Glaskorallen, Eiſen und etwas Tobak, Ochſen von den Hottentotten einzutauſchen, nahm dieſer nicht nur ihre Schlachtochſen, ſondern auch Kühe, Kälber und Schafe. Und dieſer Tauſch geſchah nicht allezeit mit dem guten Willen der Hottentotten, ſondern auch mit Zwang und oft mit Gewalt, und man nahm nicht nur das Vieh der zu Hauſe ſich befindenden, ſondern auch der abweſenden, ohne ſie einmahl fragen zu laſſen. Ueberdem war man ſo niederträchtig, daß man Waſſer unter den mitgenommenen Arrak goß, und ihn dadurch

verſchlechterte. Es iſt noch nicht lange, daß ein gewiſſer Corporal auf dieſe Weiſe fünfhundert Stück Ochſen erhandelte, von denen er nur funfzig im Schlachthauſe der Compagnie ablieferte, mit den übrigen ſich ſelbſt bereicherte. Daher bekamen denn die Hottentotten allmählig einen ſolchen Widerwillen gegen dieſen Tauſchhandel, daß ſie zum Theil auf Vermehrung ihrer Herden nicht weiter dachten, theils dieſe Gegend ganz verließen, davon liefen, und hernach nicht ſelten den Koloniſten, welche ſich des Landes nach und nach bemächtigten, Vieh ſtahlen. Auf ſolche Art hat dieſer Tauſchhandel, wodurch die Compagnie wenig gewann, der für die Hottentotten aber unbillig und grauſam war, jetzt ſo wohl auf dieſer nord-weſtlichen, als auf der ſüd-öſtlichen Seite dieſes Landes aufgehört, beſonders ſeitdem daſſelbe völlig bewohnt iſt, und die an Vieh reichen Koloniſten ſo viel davon liefern können, als je gebraucht wird. Wollte man dergleichen Handel wieder einführen, ſo müßte es mit den Kaffern und den Namaquas geſchehen, die viel Vieh beſitzen, und bisher in ihrem Lande von den Koloniſten noch keine Beeinträchtigung erlitten haben.

Im Bocklande ſahen wir die im Rockenlande liegenden Berge gegen Oſten, die Hantumsberge in nicht ſo weiter Entfernung gegen Norden, und weiter nördlich eine Reihe Berge, hinter welchen eine Ebene von faſt endloſer Länge liegen ſoll, die gar keine Berge, aber verſchiedne ſo genannte Salzpfannen hat, und von Buſchmännern oder Buſchhottentotten (Boſchis-Mannen) bewohnt iſt. Alle jetzt genannte Berge liegen hoch, und gleichſam über den Bocklandbergen.

Die Buſchhottentotten haben den ſchlechteren, magerern, kahlern und kältern Theil der ſüdlichen Spitze von Afrika inne, und wohnen nördlich und öſtlich vom Lande

der Namaquas, quer über dem Rockenlande und ganz bis nach den Schneebergen hin. Dies Volk iſt auch unter allen das ärmſte und elendeſte. Selten oder nie beſitzen ſie Vieh; oft haben ſie nicht einmahl einen gewiſſen Wohnort, ſondern ſchwärmen im Lande umher, leben von Rauben und Stehlen, und halten ſich des Nachts in Höhlen auf. Viele gehen auch ganz nackt. Verſchiedne glaubwürdige Leute haben mir erzählt, daß ſie, wenn ſie des Nachts in Löcher unter der Erde kriechen, manchmahl ſich ſo viele von ihnen auf einander legen, bis das Loch voll iſt, und daß alsdann der, welcher oben zu liegen kommt, ſich mit dem Felle eines hier ſo genannten Dachſes (Das), das iſt eines Capſchen Kavia (Cavia Capenſis) gegen Wind und Kälte zudeckt. Von Farbe ſind ſie gelbbraun, und etwas kleiner als Hottentotten, und haben ſehr kleine und ſchmächtige Glieder. Der Bauch, welcher bey ihnen ſehr weit hervorſteht, macht beynahe den ganzen Menſchen aus.

Dieſe Buſchhottentotten hatten mehrere Jahre hindurch die ſich hier ausbreitenden Koloniſten, wie auch die im Rockenlande und bey den Schneebergen, beunruhigt, ihnen ihr Vieh weggeſtohlen, verſchiedne von ihnen ſelbſt ermordet, und ihre Höfe in Brand geſteckt. Deswegen hatte man von Zeit zu Zeit eine Menge Leute detaſchirt, um ſie zu verjagen, und beſonders hatte man im vorigen Jahre, nach drey verſchiednen Gegenden, drey große Commando's abgeſchickt. Ein ſolches Commando, das hundert Mann ſtark war, und nur aus zwey und dreyßig Chriſten, übrigens aus dienenden Hottentotten beſtand, war gegen die Namaquas Buſchmänner ausgeſchickt, und begegnete uns jetzt, indem es von ſeiner Expedition zurückkam. Sie hatten auf dieſem Heerzuge ungefähr hundert dieſer wilden Leute getödtet und zwanzig zu

Gefangenen gemacht, die aber meiſtentheils kleine Kinder waren, und zum Theil mitgeführt wurden. Im Jahr 1765 ſollen ſie bey einer ähnlichen Expedition hundert und ſechs und achtzig todtgeſchoſſen haben. Von den jezt dorther zurückkommenden Chriſten hatte keiner das Leben verlohren.

Die Hottentotten werden wie Bundesgenoſſen angeſehen, und dürfen daher nicht zu Sklaven gemacht werden. Diejenigen von ihnen aber, welche im Kriege gefangen genommen werden, beſonders junge Leute, werden auf einige Zeit Leibeigene, und müſſen ohne Lohn dienen, dürfen aber nicht an andre verkauft werden. Wenn ein Koloniſt ein älternloſes Hottentottiſches Kind zu ſich nimmt, um es groß zu ziehen, ſo muß es zwar bis in ſein fünf und zwanzigſtes Jahr umſonſt dienen; alsdann aber hat es Freyheit, entweder davon zu gehen, oder noch länger, jedoch für beſtimmten jährlichen Lohn, zu dienen.

Die Buſchmänner fügen indeſſen nicht nur den Koloniſten Schaden zu, ſondern beſtehlen und berauben auch die hier wohnenden andern Hottentotten, welche auch von jenen durch die unter ihnen ausgeübten Gewaltthätigkeiten und Plünderungen größtentheils wirklich ruinirt ſind, und ſich daher in Menge bey den Koloniſten in Dienſt gegeben haben.

Die Buſchhottentotten gebrauchen bisweilen Wurfſpieße, die aber dickere und kürzere Schafte haben, als die Aſſagayen der Kaffern. Sie bedienen ſich ihrer nicht nur zum Werfen, ſondern auch das geſtohlne Vieh damit todt zu ſtechen. Ihr eigentliches Gewehr aber, womit ſie Krieg führen und ſich vertheidigen, ſind Bogen und giftige Pfeile, womit ſie ſehr gut umzugehen wiſſen. Der Pfeil iſt mit einem dreyeckigen dünnen

Eiſen beſchlagen, das an einem Knochen feſt gebunden iſt, der einen Finger lang, und an deſſen Ende ein Rohr befeſtiget iſt. Dies Eiſen ſo wohl, als die Schnur oder das Strick, womit es an den Knochen gebunden iſt, beſtreichen ſie hernach mit zubereitetem Schlangengifte. Die Buſchmänner ſind die geübteſten Schützen unter allen Hottentotten, und man ſagt, daß ſie ihre Pfeile zweyhundert und achtzig Schritt weit ſchießen können. Eben ſo gut wiſſen ſie auch, wie die Paviane, wenn man mit Steinen nach ihnen wirft, mit der größten Geſchwindigkeit und Behendigkeit den auf ſie geſchoßnen Pfeilen auszuweichen; und wenn ſie die Flintenkugeln der Europäer nur ſehen könnten, würden ſie es ſich zutrauen, auch dieſen auszuweichen. Im Laufen haben ſie ſolche Fertigkeit, daß ſie von niemand darin übertroffen werden, ſondern es beynahe länger als ein Pferd aushalten können. Auf ebenem Felde kann man ſie zu Pferde wohl einhohlen; kaum aber, wenn der Weg ſteinig iſt, und niemahls an bergigen Orten.

Hunger können die Buſchhottentotten ebenfalls ſehr lange aushalten. Dagegen ſind ſie aber auch im Stande, wenn ſo viel da iſt, unglaublich viel zu eſſen, und eben dadurch wird ihnen der Unterleib ſo erſtaunlich ausgedehnt. Wenn ſie Hunger leiden müſſen, binden ſie einen Riemen um den Leib, und ſchnüren ſich denſelben nach und nach ſo zu, daß der Nabel endlich gegen den Rückgrad zu ſitzen kommt.

Wenn ein Buſchmann eine Schlange gefangen und getödtet hat, ſchneidet er ihr den Kopf nicht ab, ſondern beißt ihn mit den Zähnen ab, ſchneidet darauf die Giftblaſe heraus, und trocknet das Gift ein wenig an der Sonne, bis es zähe wird. Hernach thut er den Saft irgend eines giftigen Baums, gewöhnlich vom gif-

tigen Hammerſtrauche (Ceſtrum venenatum), hinzu, welches macht, daß das Gift am Pfeile beſſer feſt ſitzt. Uebrigens ſagt man, daß die Hottentotten und Buſchmänner ſich gegen die Wirkung giftiger Pfeile und des Biſſes giftiger Thiere dadurch abhärten, daß ſie ſich von Zeit zu Zeit von giftigen Schlangen, Skorpionen und dergleichen beißen laſſen, bis ſie daran gewöhnt ſind. Einige ſollen aber doch durch dergleichen Verſuche das Leben einbüßen. Auch giebt man den Urin eines auf dieſe Art präparirten Hottentotten für ein gutes Gegengift aus, ſo daß er deswegen von ſolchen, die von Schlangen gebiſſen ſind, getrunken wird.

Wenn es donnert, ſind die Buſchhottentotten ſehr böſe und fluchen, weil ſie glauben, der Donner ſey die Wirkung eines böſen Weſens.

Um das Eigenthum der Koloniſten vor den Anfällen der Hottentotten zu ſichern, hat die Compagnie oſtwärts von Zeit zu Zeit ſo genannte Poſten, oder Plätze, die mit einigen Soldaten beſetzt ſind, anlegen laſſen. Auf der Weſt-Seite aber jenſeits der Berge findet ſich nicht ein einziger dergleichen, und doch wären ſie gerade hier am nöthigſten. Die Bauern in dieſer Gegend müſſen daher gegen die umherſtreifenden Buſchmänner zu ihrer Vertheidigung ſich ſelbſt bewaffnen, und die reicheren unter ihnen müſſen die andern gewöhnlich mit Kugeln, Pulver, Pferden und Mannſchaft verſehen. Zum Feld-Corpora beſtellt man gewöhnlich einen von den Bauern, der alsdann von anderm Bürgerdienſte frey iſt. Soll ein etwas großes Commando ausgerüſtet werden, ſo pflegt die Regierung auf Koſten der Compagnie Branntwein, Kugeln, Pulver und Handfeſſeln mitzuſchicken.

Wenn Fremde auf einem Bauerhofe ankommen, pflegen die da befindlichen Hottentotten allezeit jeden von

ihnen einen beſondern, auf ſein Ausſehen, ſeine Handthierung oder eine andre Eigenſchaft paſſenden, Nahmen zu geben. Auch mit mir und meiner Reiſegeſellſchaft machten ſie es an verſchiednen Orten ſo.

Wenn wir uns, welches ſehr oft geſchah, unter bloßem Himmel gelagert hatten, und vergaßen, uns mit dem Schießgewehr Feuer zu verſchaffen, ſo bedienten die Hottentotten ſich einer andern Methode, die eben ſo artig als ſicher iſt. Sie gebrauchen dazu zwey Stücke harten Holzes, wovon das eine länglich gerůndet, und das andere flach und mit einem Loche durchbohrt iſt. Das platte Stück legen ſie auf die Erde, und treten mit dem Fuße auf das eine Ende, um es feſt zu halten. Darauf legen ſie trocknes Gras rund um das Loch, ſtecken das länglich runde Holz hinein, und drillen es mit den Händen ſo geſchwind darin herum, daß das Gras von dem ſtarken Reiben Feuer fängt.

Wenn wir im freyen Felde unſer Fleiſch in unſerm Topfe kochten, ſo kamen bisweilen Hottentotten herbey, die, nachdem wir das Fleiſch herausgenommen hatten, mit dem im Topfe zurückgebliebnen Fette, zuerſt ſich überall ſchmierten, und hernach den Ruß am Topfe über den ganzen Leib ſtrichen.

Unter den Gewächſen, die wir in dieſem Diſtrikte antrafen, bemerkte ich beſonders gewiſſe giftige Zwiebeln (Gift-Bolles) von der Gattung der zweyzeiligen Amaryllis (Amaryllis diſticha), die an verſchiednen Orten ſehr häufig wachſen. Sie haben große Blumenſträuße. Die Wurzel iſt beynahe ſo groß, als eine geballte Fauſt, und dabey giftig. Die Hottentotten gebrauchen ſie meiſtens dazu, ihre Pfeile damit zu vergiften, mit denen ſie hernach das kleinere Wild, als die Springböcke, und dergleichen ſchießen. Die Zwiebeln haben, wie man

glaubt, ſtärkeres Gift, wenn ſie im Schatten, als wenn ſie im Sonnenſcheine wachſen.

Dieſer Theil des Bocklandes, welcher auch das unterſte Bockland heißt, liegt zwar ſehr hoch; demungeachtet verſichert man, daß nur ungemein ſelten Schnee da falle.

An den folgenden Tagen ſetzten wir unſre Reiſe längs dem Bocklande nach dem ſo genannten Hantumlande fort. Das Land wird hier allmählig niedriger. Der Diſtrikt Hantum fängt mit zerſtreut liegenden Bergrücken an; weiterhin liegt ein hoher Berg, der eigentlich den Nahmen Hantumsberg hat, und zwiſchen welchem ein Grund oder offnes Thal hingeht, wodurch wir ritten. Oben iſt dieſer Berg eben, und mit dem Rockenlande ſcheint er gleiche Höhe zu haben. So bald das Bockland zu Ende geht, wird das Land je länger deſto trockner, und ein völliges Karro. Es hat aber anſehnliche Flüſſe, die jetzt noch Waſſer, das ſalzig ſchmeckte, enthielten, im Sommer aber ganz austrocknen.

In Hantum ritten wir van Rhens Viehhof am Rohrbrunnen (Riet-Fountain), und hernach Heinrich Laus Viehhof vorbey zu dem Koloniſten Abraham van Wyk. Dieſer Mann war ſo dick und fett, als ich ihrer wenige geſehen habe. Als die Hunde durch ihr Bellen die Ankunft Fremder ankündigten, trat er in ſeine Stubenthür, um ſeine Gäſte zu empfangen. Mein Gefährt ſo wohl als ich verwunderten uns nicht wenig, in einem Striche Landes, der ſo unbeſchreiblich mager war, und worin wir verſchiedne Tage lang gereiſet waren, ohne irgend ein lebendiges Geſchöpf anſichtig zu werden, einen ſo wohl beleibten, ſtarken und fetten Mann anzutreffen.

In dieſer Gegend fanden wir auch den merkwürdigen Afrikaniſchen Stechſchwamm (Hydnora Africana),

den ich ſchon ſeit langer Zeit kennen zu lernen gewünſcht und aufgeſucht hatte. Er gehört unſtreitig zu den allerſonderbarſten Gewächſen, die in neuern Zeiten bekannt geworden ſind. Er wächſt allezeit unter den Büſchen und auf den Wurzeln der Malabariſchen Euphorbie (Euphorbia Tirucalli). Der unterſte Theil deſſelben, welcher die Frucht iſt, wird nicht nur von den Hottentotten gegeſſen, ſondern dient auch den Fretten (Viverra), Füchſen und andern Thieren zur Nahrung.

Weiter kamen wir zu Chriſtian Bocks Hofe, und von da zum Rhinocerosfluſſe (Rhonnoſter Rivier), wo wir genöthigt waren, auszuſpannen und zu übernachten, obgleich hier ein Löwe vor zwey Tagen ein Zebra getödtet und noch nicht völlig verzehrt hatte.

Ueberhaupt haben hier die Löwen in den Gebirgen ihren Aufenthalt, und ſind für die Herden der Landleute eben ſo unangenehme Nachbaren, als die Buſchmänner. Unter den hieſigen Einwohnern ſind auch viele, die in Gefahr geweſen ſind, von dieſen ſchrecklichen Raubthieren umgebracht zu werden. Unter andern erzählte man mir von einem Koloniſten Nahmens Korf, der nicht weit von dem erwähnten Fluſſe wohnt. Ein Löwe hatte ſich in dem dicht bey ſeinem Hofe fließenden Bache ins Schilf gelegt, ſo daß von ſeinen Leuten niemand vor Furcht es wagte, Waſſer zu hohlen oder mit den Kühen auf die Weide zu gehen. Der Bauer ſelbſt war daher in der Nothwendigkeit, ihn anzugreifen, und zu verſuchen, ob er ihn wegjagen könnte. Er nahm zu dieſem Ende einige Hottentotten mit, denen aber auch ſehr bange war. Da aber der Löwe im dicken Schilfe verſteckt lag, konnte er ihn nicht ſehen, folglich auch nicht treffen, ſondern er mußte verſchiedne Schüſſe aufs Gerathewohl ins Schilf thun. Der Löwe, hiedurch gereizt, ſtürzt auf ihn los.

Dieſer kann ſich nicht vertheidigen, weil er ſein Gewehr abgeſchoſſen hat und keine andre Waffen bey ſich führt, auch die Hottentotten ihn im Stiche gelaſſen haben, und davon gelaufen ſind. Der Löwe greift ihn an und packt ihn um den Leib. In dieſem Augenblicke faßt jener den Muth, die eine Hand dem Löwen in den Rachen zu ſtecken, und hindert ihn dadurch ihn zu zerreißen. Endlich aber verblutet er ſich ſo ſehr, daß er in die ſtärkſte Ohnmacht ſinkt. Der Löwe hält ihn in dieſem Zuſtande für todt, läßt ihn los, geht davon und begiebt ſich wieder ins Schilf, wo er darauf einige Tage liegen blieb. Als der Bauer wieder zu ſich ſelbſt kam, fand er, daß er von den Klauen des Thiers in beyden Seiten ſchlimme Wunden bekommen hatte, und ſeine Hand ſo zerbiſſen war, daß er keine Hoffnung haben konnte, daß ſie je geheilt und wieder brauchbar werden würde. Kaum war er zu Hauſe gekommen, ſo nahm er ſelbſt — welch ein Muth! — das Beil in die andre Hand, legte die verwundete Hand auf einen Block, ſetzte das Beil darauf, befahl ſeinem Knechte, mit einer Keule zuzuſchlagen, und hieb ſich ſo die Hand ſelbſt ab. Hierauf ließ er die Stelle mit Kuhmiſt und einer darüber gelegten Blaſe gehörig verbinden, und die Wunde durch den Gebrauch der gewöhnlichen aus dem Decocte wohlriechender Kräuter, etwas Schmalz und Wachs bereiteten Salbe, wieder zuheilen. — Eine andre Geſchichte hatte ſich erſt vor einiger Zeit zugetragen. Sie iſt dieſe. Ein alter Landmann ging mit ſeinem Sohne aus, um einen Löwen von ſeinem Hofe zu verjagen. Dieſer ſprang dem alten Manne in Geſchwindigkeit auf den Rücken. Der Sohn aber ließ ihm nicht Zeit, ihn zu tödten, ſondern ſchoß ihn in dieſer Stellung todt, ohne ſeinen Vater zu verſehren. — Von einer Wittwe in der Gegend der Schneeberge erzählt man auch

eine merkwürdige und dabey ſchreckliche Begebenheit. Dieſe ging aufs Feld, und wollte einen Löwen, der ihrem Vieh viel Schaden gethan hatte, und jetzt in der Nachbarſchaft deſſelben ſich aufhielt, vertreiben. Allein der Löwe kam auf ſie zugerannt, biß ihr ſogleich einen Arm ab und fraß ihn auf. Hierauf fiel ſie in eine Ohnmacht, und da fraß er ihr ſo gar den Kopf auf. Eine Hottentottiſche Dienſtmagd wollte ihr zu Hülfe kommen, wurde aber auch von ihm aufgefreſſen. Die Kinder im Hauſe ſahen durch die Ritzen der Hausthür dem entſetzlichen Schauſpiele zu, gruben ſich darauf durch die Erde unter der Wand hinten im Hauſe, und liefen zu dem nächſten Hofe.

Von dieſem gefährlichen Platze begaben wir uns nach Daunis, wo die Buſchmänner die Wohnung verbrannt, und die ganze Kolonie zerſtöhrt haben, ſo daß der Beſitzer mit ſeinen Leuten ſich anderswohin begeben müſſen.

Das Land iſt hier eben und hat verſchiedne nach Nord-Oſt und Süd-Weſt fortlaufende Berge. Vor uns lagen jetzt die Rockenlandberge.

Auch hier beſchrieb man uns die ſo genannte Möhre (Moorwortel) als eine Wurzel, woraus mit einem Zuſatze von Waſſer und Honig die Hottentotten ſich einen berauſchenden Trank bereiten. Die Zeit, dieſelbe zu ſammeln, iſt beſonders im November und December.

Ferner ritten wir längs dem trocknen Fluſſe (Drooge-Rivier) hinauf, wo zwey Bauern, die uns nachkamen, erzählten, ſie hätten geſehen, daß geſtern ein Löwe uns den ganzen Weg auf dem Fuße nachgegangen, endlich aber bey dem Anblick einer Herde Schafe umgekehrt und auf dieſe zugerannt ſey.

Hierauf ging unſre Reiſe oberhalb der Rockenlandberge und längs derſelben fort; von da weiter durch ein

Thal,

Thal, das von dieſen Bergen gebildet wird, und das Thor (Poort) heißt, und endlich die Berge ſelbſt hinauf zu Wilhelm Steenkamps Hofe. Hier heißt das Land das unterſte Rockenland (Onderſte Rogge-Veld), aber nicht deswegen, weil es eine niedrigere Lage, als die andern Theile des Rockenlandes hat, ſondern weil es vom Cap am weitſten entfernt liegt. Der Nahme Rockenland kommt von einer Art wild wachſenden Rockens her, der daſelbſt an den Büſchen und Sträuchen in Menge gefunden wird.

Im Winter iſt es in dieſen Gegenden ſehr kalt; es friert und ſchneiet alsdann. Daher kann in dieſer Jahrszeit ſich hier kein Vieh aufhalten, ſondern es wird in das Karroland hinunter getrieben. Die Koloniſten im unterſten Rockenlande, die mit guten Häuſern verſehen ſind, bleiben bisweilen für ihre Perſonen da; die aber im mittelſten Rockenlande, ziehen insgeſammt weg.

Das ganze Land iſt ohne Wald, und hat nur die Zaſerblume (Meſembryanthemum), den Federträger (Pteronia), die Stöbe (Stoebe), die Othonne (Othonna) und einige andre, die aber ſämmtlich auch nur in kleinen Sträuchen wachſen.

Ferner beſteht das ganze Rockenland eigentlich aus Einem großen, weiten Berge, aber doch ſo, daß es Höhen und Thäler enthält, und keine beſonders hohe Bergrücken hat, und deswegen nicht eben, ſondern ſehr uneben iſt. Die oberſte Schicht des Berges iſt harter Sandſtein, der in großen Stücken bricht, und zum Bau der Häuſer und Kraale ſehr brauchbar iſt. Die mittelſte Lage beſteht aus Schiefer, wie man in den Klüften und Ritzen ſehen kann; ſie iſt tiefer als die oberſte. Die unterſte enthält rothen Sand und Lehm, mit darin eingeſchloßnen, theils größern, theils kleinern, runden Feldſteinen.

Das Rockenland iſt nun beynahe ſeit dreyßig Jahren von Koloniſten bewohnt. Die Höfe liegen aber nicht weit ins Land hinein, ſondern nahe am Berge und längs demſelben, ſo daß der bewohnte Theil noch ziemlich ſchmal und klein iſt. Das Erdreich im unterſten Rockenlande beſteht meiſtentheils aus ſchwarzbrauner, mit etwas Lehm vermiſchter Erde, die locker iſt, und leicht Borſten bekommt. Im ganzen Rockenlande, ſo wie auch in Kamdebo, regnet es des Winters nicht, ſondern nur im Frühlinge und Sommer, und alsdann allezeit mit Gewitter.

Weiter kamen wir zu Jakob Laue, Adrian Laue und Gerd van Wyk. Die Höfe dieſer Koloniſten liegen alle in Thälern zwiſchen Bergen. Auf einem der in dieſer Gegend liegenden Berge ſahen wir das unten liegende Karro, ferner den Windberg (Wind-Hoek), Maskamma, den Tafelberg am Elefantenfluſſe, das kalte Bockland und den Winterberg in Rotheſand (Roode-Zands Winter-Hoek), welches alles in Einer Strecke liegt. Die Berge im Bocklande und in Rotheſand ſind niedriger, als das Rockenland. Das Karro liegt zwiſchen beyden, und zwar höher, als dasjenige Karroland, durch welches wir zwiſchen dem Elefantenfluſſe und dem Bocklande gekommen waren, beynahe ſo hoch, als Maskamma und die Berge im Bocklande.

Obgleich der Sommer herannahete, war es doch noch beträchtlich kalt, und des Nachts fror es. Des Nachmittags war auch der Wind allezeit kalt.

Nunmehr führte unſer Weg uns zu Thomas Nels und von da zu Adrian van Wyks Hofe. Dieſer letztere liegt da, wo das Land am höchſten iſt, und ein entſetzlich tiefes Thal geht von hier nach dem Karrolande hinab. Auch iſt hier ein Weg nach dem Karro und nach dem Senfberge (Moſtards-Hoek). Im Rockenlande iſt

der Weg allenthalben ſteinig, ja man kann wohl ſagen, mit runden und eckigen Steinen ganz angefüllt.

Hier hatte ich wieder Gelegenheit, einige die Hottentotten betreffende Bemerkungen zu machen. Sie haben in dieſer Gegend die Gewohnheit, ihre Todten in Bergklüften zu begraben. Die in ſtarke Ohnmacht fallen, haben das harte Schickſal, ſogleich begraben zu werden. — Darüber, daß die bey den Bauern dienenden und beynahe nackt gehenden, Hottentotten die Kälte ſo gut vertragen können, verwunderte ich mich ſehr. Sie haben nur über den Rücken ein Schaffell, deſſen rauhe Seite ſie des Winters inwendig, und des Sommers auswendig kehren. Beine und Füße ſind gemeiniglich bloß. Bisweilen frieren aber doch einige todt. — Ein Hottentottiſches Mädchen ſah ich hier, deren linker Arm beym Elnbogen ſchon aufhörte. Sie war ſo gebohren. Bey der Geburt hatte die Mutter das Kind ums leben bringen wollen; denn die Mütter pflegen es bey den Hottentotten ſo zu machen, wenn ſie Krüppel gebähren. Ein Koloniſt aber war ſo mitleidig geweſen, es zu retten.

Die Koloquintengurke (Cucumis colocynthis) nennt man hier wilde Gurke. Die Hottentotten eſſen ſie; bisweilen kommt ſie, mit Eſſig eingemacht, ſo gar auf den Tiſch der Koloniſten, ob ſie gleich ungemein bitter und herbe ſchmeckt. Man ſagt, daß auch die Schafe ſie gern freſſen. — Die gegliederte kriechende Stapelie (Stapelia articulata repens), ein dickes Gewächs ohne Blätter, wird ebenfalls, ſo wohl von den Hottentotten als den Koloniſten eben ſo wie Gurken mit Eſſig eingemacht, gegeſſen.

Karreholz nennt man hier den Sumach (Rhus), eine Holzart, woraus die Hottentotten in dieſen Gegenden ihre Bogen machen.

Aus den innern Theilen des Landes kommen oft Springböcke hieher. Sie ziehen ſo gar ins Bockland und wohl noch etwas weiter. Dergleichen Wanderungen, die man mit den Zügen der Bergmäuſe im Schwediſchen Lappland vergleichen kann, geſchehen von ihnen nach Verlauf gewiſſer Jahre. Sie kommen alsdann zu vielen Tauſenden, gehen nach einander in einer Reihe und freſſen da, wo ſie durchkommen, alles Gras, das ſich nur findet, ab. Auf dieſem Zuge laſſen ſie ſich ſchlechterdings durch nichts hindern. Bekommt eine Ziege unterwegs Junge, ſo läßt ſie dieſe liegen. Wenn die Bauern auch unter ſie ſchießen, ſo ſetzen ſie demungeachtet ihren Weg ununterbrochen fort. Nicht einmahl durch Löwen und andre Raubthiere, die dem Haufen nachfolgen, und viel Verwüſtung darunter anrichten, laſſen ſie ſich abſchrecken. Kommen ſie in der Nähe eines Hofes vorbey, ſo bleibt auf dem Felde faſt nichts für das Vieh des Eigenthümers zu freſſen übrig, ja nicht einmahl Waſſer zum Saufen. Die Saatfelder müſſen die Landleute alsdann Tag und Nacht bewachen laſſen, ſonſt freſſen ſie ihnen das Korn ſo weg, daß ſie faſt nichts übrig behalten.

Weiter kamen wir zu einer Quelle auf ebenem Felde, wo wir die Nacht zubrachten, und darauf über einen Berg zu Paul Kerſte beym Kreuzbrunnen (Kruys-Fountain). Hier fängt das mittelſte Rockenland an, das von dem vorhergehenden nur durch einige Bergrücken abgeſondert iſt.

Als wir Nachmittags fertig waren, von hier aufzubrechen, und unſre Pferde geſattelt hatten, begegnete mir der äußerſt unangenehme Vorfall, daß eine Schlange mein Pferd, da es im Fluſſe unterhalb des Hofes getränkt wurde, unten in die Bruſt biß. Anfangs achtete ich dies zwar nicht, ſondern ich ſetzte mich auf. Nicht lange

hernach aber wurde ihm der ganze Fuß ſteif, und der Geſchwulſt nahm in Geſchwindigkeit ſo zu, daß, ehe ich einen Steinwurf weit vom Hofe war, das Pferd nicht mehr fort konnte, ſondern auf der Stelle zurück bleiben mußte. Man ſagte mir, daß ſich hier eine Art kleiner, kaum eine Viertelelle langer, aber ſehr giftiger Schlangen in Menge aufhalten; von dieſen mußte eine es ſeyn, die den Biß gethan hatte.

In dem Hauſe unſers folgenden Wirths, Kornelis Kutſee, war der Sohn vor einiger Zeit auch von einer giftigen Schlange in die Hand gebiſſen. Man hatte die Hand ſcarificirt, und einen Schröpfkopf aufgeſetzt, um das Gift herauszuziehen. Hierauf hatte man die Hand in Vitriolwaſſer geſteckt, das davon ganz ſchwarz geworden war, hernach eine gewiſſe Zwiebel und zuletzt getrocknetes Schildkrötenblut aufgelegt. Von dieſem behauptet man, daß es, wenn es auf der Wunde liegt, wieder aufweicht, flüſſig wird und gährt. Sollte etwa Schlangengift mehr Attraction gegen Schildkrötenblut als gegen Menſchenblut äußern, und daher auch von Schildkrötenblute angezogen und eingeſogen werden?

Jeder Landbewohner, der aus dem Rockenfelde über Muſtaertshoek nach Cap und zurück reiſet, muß jährlich etwas Gewiſſes zur Wegebeſſerung erlegen. Die Landleute in den entferntern Gegenden ſind meiſtens arm, und müſſen doch mehr Abgaben, als die andern entrichten.

Wir trafen hier wieder ein Commando an, das die Buſchhottentotten bis ins Rockenland verfolgt hatte. Es beſtand aus ſieben und vierzig Chriſten und überhaupt aus einigen und neunzig Mann. Dieſe hatten ungefähr zweyhundert und dreyßig Buſchmänner theils getödtet, theils gefangen genommen. Einer von den Koloniſten war bey dieſer Gelegenheit mit einem Pfeile ins Knie geſchoſſen,

und an dieſer Wunde geſtorben. Das dritte Commando, welches nach der Gegend der Schneeberge marſchirt war, hatte vierhundert Buſchhottentotten getödtet, und ſieben Mann waren durch Pfeile bleſſirt, aber keiner hatte das Leben verlohren.

Manchmahl trägt es ſich zu, daß die Buſchmänner nicht nur mit einemmahl die ganze Herde eines Landeigenthümers wegnehmen, wenn ſie auf die Weide getrieben wird, ſondern auch die Leute, welche das Vieh hüthen, ums Leben bringen. Sie treiben alsdann ſo geſchwind ſie können, Nacht und Tag, das geraubte Vieh ſo weit fort, bis ſie in Sicherheit zu ſeyn glauben. Was nicht mit kann, ſtechen ſie mit ihren Wurfſpießen todt. Während der Flucht ſtellen ſie auf den Bergen Wächter hin, die abgelöſet werden, und genau Acht geben und anzeigen müſſen, ob ihnen auch von den Koloniſten nachgeſetzt wird. In dieſem Falle verbergen ſie ſich, wenn es thunlich iſt, in den Gebirgen. Auf ihrem Rückzuge ſchlachten, braten und eſſen ſie. Haben ſie nun auf dieſe Art eine Menge Rindvieh weggeführt, und in weiter Entfernung in einige Sicherheit gebracht, ſo lagern ſie ſich damit, bauen ſich Hütten oder Kraale entweder von Zaſerblumenſtrauch oder von Matten, und leben denn da bey einander, ſo lange der Raub ihnen Nahrung giebt. Die von der Expedition zurückkommende Mannſchaft erzählte, ſie hätten einen ſolchen Kraal oder Lagerplatz geſehen, der wie ein Dorf in zwey Reihen mit Hütten bebauet geweſen wäre, und wo ſie an der einen Seite über funfzig Hütten gezählt hätten, aus welchen aber alle Buſchmänner bereits weggezogen geweſen. Allein hier im Rockenlande haben dieſe Buſchhottentotten während der beyden letzten Jahre mehr als zehntauſend Schafe, und eine Menge Ochſen geraubt, und zugleich viele Koloniſten mit ihren

Sklaven und Hottentotten ermordet. Wenn dieſen Leuten von den Koloniſten zu Pferde nachgeſetzt wird, ſo entfliehn ſie in die Gebirge, wo ſie wie Paviane die Gipfel und andre unzugängliche Stellen einnehmen. Bisweilen kriechen ſie auch in die Spalten und Klüfte der Berge, und ſchießen aus dieſen Verſchanzungen mit ihren Pfeilen. Vor dem ebenen Felde ſcheuen ſie ſich ſehr. Wenn ſie ſich gegen ihre Feinde vertheidigen, geſchieht es allezeit mit Bogen und vergifteten Pfeilen. Die Koloniſten bewaffnen ſich dagegen ſo, daß ſie ein Fell ſich vorhalten laſſen, worin die Pfeile ſtecken bleiben, die bisweilen wie ein Regenſchauer ankommen. Sehen die Buſchmänner alsdann, daß ihre Pfeile nicht durchgehen, ſo ſchießen ſie nicht mehr, als eine Salve. Wird einer von ihnen mit einer Kugel verwundet, ſo ſieht man ihn nie weinen oder im geringſten klagen. Dies Volk ſchmiert ſich durchgängig mit fetten Sachen, und darüber mit einer rothen Kreide. Im Nothfall lebt es von Schlangen, Eidechſen, dem Fleiſche von Zebra, Löwen und Pavianen, auch von Zwiebeln, Ameiſeneyern und verſchiednen andern Dingen. Die Zaſerblume (Meſembryanthemum) kauen ſie erſt, und hernach rauchen ſie ſie.

Nun ritten wir weiter längs dem Fiſchfluſſe (Viſch-Rivier) Oliviers-Hof vorbey zu Jakob Theron, und kamen den 3. December zu Eſterhuyſens Hof. Hier mußten wir einige Tage verweilen, weil ein entſetzliches Ungewitter mit Sturm, Kälte, Regen, Hagel und Schnee einfiel und vier und zwanzig Stunden unaufhörlich anhielt. Wir waren genöthigt, uns nicht nur in der Stube zu halten, ſondern auch unſre Oberröcke anzuziehen, um uns gegen dieſe ungewöhnliche und unvermuthete Kälte zu ſchützen. Dieſe Kälte rührte übrigens

theils von der Höhe des Gebirges, theils von der Heftigkeit des Nord- und Nord-Weſt-Windes her. Ueberhaupt iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, die Kälte in dieſem Rockenlande des Winters ſehr ſtreng, und es fällt Schnee bey ſtarkem Froſte. Die Bauern wohnen hier deswegen nur einige Monathe im Jahr, nämlich vom October bis May, bauen hier ihre Häuſer und ſäen ihren Weitzen. So wohl Saat als Wohnung müſſen ſie während der Zeit, da ſie ſich in dem unten liegenden Karrolande aufhalten, den Buſchhottentotten Preis geben. In dieſen niedrigen Gegenden regnet es gewiſſe Monathe im Jahr, ſo daß ſie da mit ihrem Vieh eine Zeit lang bleiben können, bis die herannahende Dürre ſie zwingt, wieder aufs Gebirge ins Rockenland zu ziehen. — Der Berg iſt hier in Vergleichung mit dem unterwärts liegenden Karrolande wenigſtens ſo hoch, als der Tafelberg am Cap. Ein Fahrweg geht von hier nach dem Karrolande.

Auf dem Wege hieher war mir ein Unfall zugeſtoßen, der mich ſehr verdrießlich machte, und den ich auf ebenem Wege am wenigſten vermuthen konnte. Durch die Unvorſichtigkeit meiner Hottentotten, die gegen einen an der Seite liegenden Stein fuhren, fiel mein Karren um, das Zelt, womit er bedeckt war, zerriß, und ein großer Theil meiner Kiſten und Kräuterpacke wurde ſo ruinirt, daß ich vieles wegwerfen mußte.

Uebrigens ſah ich hier Schnüre Geſchmeide, welche die Hottentotten aus Straußeyern gemacht hatten. Dieſe ſchleifen ſie zu kleinen, runden Ringen, die ſie zuſammenreihen. Dieſer Schmuck ſieht nicht übel aus.

Dritter Abſchnitt.

Rückreiſe aus dem Rockenlande nach Cap.

Gern hätten wir unſre Reiſe noch weiter ins Rockenland hinauf fortgeſetzt. Allein weil unſre Ochſen theils zu mager waren, theils ihnen die Füße ſo weh thaten, daß ſie auf dieſen ſteinigen und ſcharfen Bergen nicht länger gehen konnten, waren wir gezwungen, auf die Erfüllung dieſes Wunſches Verzicht zu thun. Den 3. December früh begaben wir uns daher von jenem kalten Orte wieder weg und den Berg hinab. Bey unſrer Abreiſe lag noch Eis von der Dicke eines Speciesthalers. So lange wir noch auf dem Berge waren, hatten wir ſtrenge Kälte und Wind. Je weiter wir aber hinunter kamen, deſto ſtiller und wärmer wurde es, bis wir nach einer Zeit von drey Stunden das unten liegende Karro erreichten, da denn die Hitze wieder anfing unerträglich zu werden.

Der Weg den Berg hinab ging über verſchiedne jähe Höhen und Abſätze. Deswegen mußten wir nicht nur beyde Hinterräder mit eiſernen Ketten hemmen, ſondern auch den Wagen von den Hottentotten mit Stricken feſthalten laſſen, damit er weder umfallen, noch auf die Ochſen hinabſtürzen möchte. Der oberſte Abſatz war der ſteilſte. Er heißt Uytkyk (Ausſicht), weil man da ungemein weit umherſieht. Der andere hat den Nahmen Moritzhöhe (Maurits-Hoogt).

In dem trocknen und magern Karrolande hatten wir jetzt eine ſehr weite Strecke zu durchreiſen, ehe wir hoffen konnten, nach einem bewohnten Orte zu gelangen. Aus dieſer Urſache hatten wir uns auf dem letzten Bauer-

Hofe im Rockenlande mit ſo viel Zehrung verſorgt, als wir auf einige Tage nöthig zu haben glaubten. Und ſo ſahen wir uns im Stande, unſre Reiſe, durch eine brennende Wüſte fortzuſetzen, eine Wüſte, die an Waſſer ſo arm, daß kein Sperling da leben kann, und von lebendigen Geſchöpfen ſo ſehr entblößt iſt, daß ſich nur hie und da in löchern einige Mäuſe aufhalten, denen dem Anſcheine nach die ſaftigen Blätter der Sträuche ſo viel verſchaffen, als nöthig iſt, um zugleich den Hunger zu ſtillen und den Durſt zu löſchen. Der Aufgang der Sonne lockt dieſe Erdmäuſe jeden Morgen hervor. Ihre Wohnungen gehen allezeit ſchief hinunter, und haben die Oeffnung nach Oſten. Wir verſuchten zwar, einige davon, die mit dem Kopfe in die Höhe kamen, zu ſchießen; fanden aber ſo wohl zu unſrer Verwunderung, als zu unſerm Verdruſſe, daß ſie ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit in ihre löcher zurückzogen, ſo bald ſie das Feuer anſichtig wurden. Verſchiednemahl gab ich mir alle Mühe, mit der vortrefflichſten Büchſe eine zu treffen, ſchoß aber jedesmahl fehl. Endlich verfiel ich darauf, etwas Papier los auf die Zündpfanne zu legen, ſo daß ſie den Blitz des Zündpulvers nicht ſehen konnten, und da ertappte ich einige.

Doch ich muß unſre Reiſe näher beſchreiben. Von dem zuletzt genannten Hofe im Rockenlande kamen wir zu dem Koloniſten Meyburg, deſſen Hof am Fuße des Berges liegt, von da zu der Goldblumbergſtraße (Goudblooms-Kloof), und endlich am dritten Tage durch kleine Gründe und Thäler zum Unglücksfluſſe (Ongelyks-Rivier), welcher ſeinen Nahmen davon hat, daß ein Koloniſt nahe bey demſelben von einem löwen ganz und gar aufgefreſſen iſt. Hier machten wir zwey Tage Halt, um die Ankunft eines landmanns abzuwarten, der nach

der Capſtadt reiſen wollte, und verſprochen hatte, uns mit ſeinen Zugochſen durch das vor uns liegende äußerſt dürre Karro zu helfen. Da er aber ausblieb, und dieſer Lagerplatz von der Beſchaffenheit war, daß wir ſo wohl als unſre Thiere Gefahr liefen, nicht nur zu verhungern, ſondern auch vor Durſt umzukommen, ſahen wir uns in der Nothwendigkeit uns anzugreifen, und von eilf Uhr des Nachts bis den andern Morgen zu reiſen, da wir zu einem kleinen Bache kamen, in deſſen Nähe ein kleiner einzelner Berg liegt, welcher den Nahmen Pferdeberg (Paerde-Berg) führt.

Die jetzt von uns zurückgelegte Strecke Landes iſt mit kleinen Bergen und in die länge fortgehenden Anhöhen angefüllt, die zum Theil von einander abgeſondert ſind, zum Theil zuſammenhangen, und in weſt-nord-weſtlicher Richtung gegen die Berge im Rockenlande und Bocklande hinlaufen. Das wenige Waſſer, welches ſich hier an einigen wenigen Stellen und in kleinen Löchern findet, iſt nicht nur ſalzig, ſondern auch von Lehmerde und andrer Unreinlichkeit ſo dick und trübe, daß wir ein Schnupftuch darüber legen, und dadurch ein wenig mit dem Munde einſaugen mußten. Es giebt zwar noch einen andern Weg, etwas weiter unterwärts, der weniger Berge hat, auch ebener, zugleich aber noch ärmer an Waſſer iſt.

Nun kamen wir zum Dornfluſſe (Doorn-Rivier). Faſt ganz bis hieher ſenkt das Karroland ſich allmählig von den Bergen im Rockenlande nach denen im Bocklande, und iſt beynahe ganz ohne Büſche.

Weiter ging die Reiſe durch ein, von den zwiſchen dem Karro und dem Bocklande liegenden Bergen gebildetes Thal zu einem der Wittwe van der Merwel gehörigen Hofe, wo wir uns zwey Tage aufhielten.

Bey dieſer Frau, die uns eine ſehr gute Haushälterin zu ſeyn ſchien, ſah ich eine artige Methode, Linſen von darunter befindlichem Weitzen zu reinigen. Sie ſchüttete die Linſen, wie ſie waren, ihren Hühnern hin, welche die Weitzenkörner ganz ſauber herauslaſen, daß auch nicht eins darunter blieb, die Linſen aber nicht anrührten.

In dieſer Gegend kocht man die Blätter des baumartigen Indigo (Indigofera arborea), und hält das Decoct davon für ein gutes Mittel gegen den Stein.

Die Gebirgslagen neigen ſich hier ſehr, und ſind dabey auch ungemein unregelmäßig. Die Bergſtrecken krümmen ſich hier auch anſehnlich nach Oſten.

Nachdem wir hier einen Hammel gekauft, geſchlachtet und in ſeinem eignen Felle eingeſalzen hatten, reiſeten wir weiter, bis wir zu dem ſo genannten verkehrten Thale (Verkeerde Valley) kamen. Dies iſt eine der ſchönſten Stellen, die ich im ganzen Lande geſehen habe. Das Thal iſt auf beyden Seiten mit Bergen umgeben, iſt ſehr grasreich, und hat einen Moraſt, der ſo viel Waſſer enthält, daß man ihn mit einem kleinen Landſee vergleichen könnte. Uns reizte dieſer angenehme Ort, ob er gleich unbewohnt war, da einige Tage auszuruhen, unſer eingepökeltes Hammelfleiſch in ſtiller Einſamkeit zu verzehren, und unſre ſeit einiger Zeit zuſammengebrachten Sammlungen durchzuſehen, und in Ordnung zu bringen. Auch hatten unſre Pferde und Ochſen nöthig, einmahl auszuruhen und ſich zu erhohlen.

Den 14. December kamen wir durch ein im Gebirge belegenes Thal, das man die Straße (Straet) nennt, zu dem Koloniſten de Voß am Hexenfluſſe (Hex-Rivier). Nun langten wir alſo, um ſo zu ſagen, wieder in der Chriſtenheit an, das nenne ich in ſolchen Ge-

genden, wo die Höfe der Koloniſten dichter bey einander liegen. Sehr angenehm mußte dies uns seyn, weil wir nunmehr verſchiedne Wochen lang in Wüſteneyen und Einöden umhergeirret, die meiſten Nächte unter freyem Himmel und an den gefährlichſten Oertern zugebracht und mehrmahls an Eſſen und Trinken Mangel gelitten hatten.

Nicht weit vom Hofe zwiſchen Bergen fängt ein Arm des Hexenfluſſes an, der ſich unten im Thale mit dem Hauptarme, welcher ebenfalls in dem hieſigen Gebirge entſpringt, vereinigt.

Von hier reiſeten wir zu den Koloniſten Jordan und van der Merwel und weiter durch das Hexenflußthal (Hex - Riviers - Kloof) nach Rotheſand. Jenes hat gar keine Hügel oder Anhöhen, ſondern iſt ganz eben, und den Fluß muß man mehreremahl paſſiren. Auf den Spitzen der zu beyden Seiten liegenden Berge lag noch viel Schnee oder Hagel. Die Gebirgslagen oder Schichten laufen hier bisweilen unregelmäßig, bisweilen neigen ſie ſich. Die Höhe, über welche wir vom Karrolande bis zum Ausfluſſe des Hexenfluſſes bey Rotheſand gereiſet waren, iſt ſehr breit, und hat ſo wohl in die Länge als in die Quere verſchiedne kleine Thäler.

In den hieſigen Gebirgen hält ſich in den Ritzen kahler Felſen, eine Art Springratzen (Gerboa Capenſis) auf, welche die Bauern für eine Gattung Haſen anſehen, und Berghaſe oder Springhaſe (Berg - Haas, Spring-Haas) nennen. Dies Thier hat ein ſonderbares Anſehen. Die Vorderbeine ſind ſehr kurz, die Hinterbeine aber dagegen beynahe ſo lang als der ganze Körper, und das Thier verrichtet damit die wunderbarſten und ſchönſten Sprünge. — Auch findet man hier eine Art Luchſe, die ſich durch die ſchwarze Farbe des äußerſten Endes des Schwanzes und einen langen Zopf Haare an den

Spitzen der Ohren von andern unterſcheiden. Bey Pennant heißen ſie die Perſiſche Katze, und bey Büffon Karakal. Die hieſigen Landleute nennen ſie rothe Katzen. Das Fell dieſer Thiere rühmt man hier als ein ſehr dienſames und vertheilendes Mittel, wenn man Glieder, die durch Erkältung mit Flüſſen oder ſonſt mit Gicht behaftet ſind, damit umwindet.

Von Rotheſand nahmen wir den gewöhnlichen Weg durch die ſchmale Paſſage deſſelben, die Roode-Zands-Kloof heißt, und an einer Stelle eine anſehnliche Höhe hat, über welche der Weg geht; hernach reiſeten wir an der Seite des Berges hin.

Rotheſand iſt gleichſam der Schlüſſel zum ganzen Lande. Es liegt jenſeits der quer durch die ganze ſüdliche Spitze von Afrika fortlaufenden Reihe Berge. Hier fahren daher die meiſten Landbewohner auf ihrer jährlichen Reiſe nach Cap vorbey, außer die, welche den Weg durch das Hottentottiſche Holland nehmen. In Rotheſand hat ſich daher ein Feldſcher zum Dienſte der Kranken niedergelaſſen, und zugleich eine kleine Apotheke angelegt, wodurch er ſich artiges Geld verdient hat. Er läßt ſich alle Arzneymittel ſehr theuer bezahlen; ein einziges Laxirpulver koſtet einen halben Thaler. Bisweilen bringen die Koloniſten auch Kranke mit hieher, ſo wohl von den Ihrigen als Sklaven, und laſſen ſie unter Pflege und Wartung des Feldſchers da, bis ſie bey der Rückreiſe wieder vorbeykommen. Verſchiedne Koloniſten in dieſer Gegend ſuchten mich zu überreden, daß ich mich hier niederlaſſen möchte; ſie meinten es auch recht gut. Allein die Liebe zur Botanik und zu meinem Vaterlande zog mich von hier nicht nur nach Indien, ſondern auch zu dem mir ſo lieben und unter Guſtavs weiſer und milder Regierung ſo glücklichen Schweden.

Zu Rotheſand ſieht man das Riebeckkaſtel auf der Süd-Oſt-Seite weit in die länge hinauslaufen, und immer niedriger werden.

Hierauf reiſeten wir den Pferdeberg (Paerde-Berg) vorbey durch den Kaufmannsfluß (Koopmann-Rivier), einen Bach, der ein Arm des Bergfluſſes (Berg-Rivier) iſt; ferner durch den Bürgerfluß (Burgers-Drift), über den Bergfluß und Elſiskraal vorbey nach der Capſtadt. Hier kam ich alſo den 29. December 1774 glücklich, wohlbehalten und vergnügt wieder an, und dankte der Vorſehung, die mich auf meiner dreyjährigen Reiſe in dieſem unſchlachtigen lande und bey ſo manchen Gefahren und Beſchwerlichkeiten am leben und bey erwünſchtem Wohlbefinden erhalten, und mein Bemühen, meine Kenntniſſe zu erweitern, und den Wiſſenſchaften Nutzen zu ſchaffen, gefördert hatte.

Vierte Abtheilung.

Aufenthalt zu Cap nach der dritten Afrikaniſchen Reiſe

vom 29. December 1774 bis den 2. März 1775.

Nach meiner Gewohnheit war mein erſtes und vornehmſtes Geſchäfft, nachdem ich in der Stadt wieder angelangt war, die während der letzten Reiſe gemachten Sammlungen in Ordnung zu bringen, und zu Schiffe nach Europa zu ſchicken.

Während meiner Abweſenheit war das im vorigen Jahre, um zum Behufe der Compagnie eine Menge Sklaven aufzukaufen, nach Madagaskar abgegangene Schiff wieder angekommen. Unter andern Sachen, die verſchiedne von der Beſatzung mitgebracht hatten, war beſonders eine große Menge Tigerporcellane (Cypraea tigris), eine Schneckenart, die ſehr hübſch ausſieht und zu Schnupftobaksdoſen gut gebraucht werden kann; ferner viele rothe Sturmhauben (Buccinum rufum), welche zu dem Geſchlechte des Kinkhorns gehören, und ſo genannte Madagaskarſche Katzen, oder Geſpenſtthiere (Lemur catta). In Anſehung dieſer letzteren ließ ich es mir angelegen ſeyn, zuzuſehen, ob die Augen ſo beſchaffen wären, als an demjenigen dieſer Thiere, das Linné beſchrieben hat, nämlich daß das eine Auge einen länglichen und das andre einen runden Augapfel hat. An dieſem waren beyde Augäpfel rund und am Tage ſehr klein, völlig eben ſo, als bey andern Thieren. Dieſe Art Geſpenſtthiere hat in Rückſicht auf ihren langen und

mit

mit abwechſelnden ſchwarzen und weißen Ringen bezeichneten Schwanz, einige Aehnlichkeit mit den Katzen. Es iſt ganz angenehm, ein ſolches Thier mit einer langen Kette an einer Stange angebunden zu haben, denn es läuft durch Hülfe ſeiner vier Füße oder Hände mit unglaublicher Leichtigkeit und Geſchwindigkeit daran auf und nieder.

Schon ſeit einigen Jahren hatte ein reicher Landmann, Nahmens Melk, an einem, draußen vor der Stadt am Strande, unterhalb des ſo genannten Löwenſchwanzes angelegten ſteinernen Gebäude bauen laſſen, mit dem Vorgeben, es zu einem Packhauſe für ſeine Waaren zu machen. Allein als es nunmehr fertig geworden war, ſchenkte er es der hieſigen lutheriſchen Gemeine, daß ſie es zur Kirche gebrauchen ſollte; ließ es auch mit dazu paſſenden Fenſtern verſehen. Glücklich wäre dieſe ſehr zahlreiche Gemeine, wenn ſie auch ihren eignen lutheriſchen Prediger bekommen, und in dieſem zur Kirche eingerichteten Gebäude ihren Gottesdienſt verrichten könnte.

Einen Theil der Zeit meines jetzigen hieſigen Aufenthalts brachte ich damit zu, noch verſchiednes von dem, was ich von dieſem Lande und deſſen uralten Einwohnern, den Hottentotten, theils ſelbſt bemerkt, theils von zuverläſſigen Leuten erfahren hatte, aufzuſchreiben. Das Merkwürdigſte davon will ich hier zum Schluſſe meinen Leſern mittheilen.

Zuerſt alſo die Nachleſe von dem, was die Hottentotten betrifft. Hottentotten heißen alle diejenigen Völker, welche die ſüdliche Ecke von Afrika bewohnen, und zu beyden Seiten des Vorgebirges der guten Hoffnung ſich ausgebreitet haben. Wie weit ihr Land eigentlich ſich erſtreckt, iſt nicht genau bekannt. Dieſer Völker

ſind zwar ſehr viele, und ſie ſind in mehreren Betrachtungen von einander unterſchieden. Man kann aber doch deutlich ſehen, daß ſie alle von einem gemeinſchaftlichen Stamme entſproſſen, und von den, andre Afrikaniſche Küſten bewohnenden Negern und Mohren ſehr unterſchieden ſind. Die patriarchaliſche Regierung, oder da jeder Stamm unter ſeinem Oberhaupte ſteht, hat ſich bey ihnen am längſten erhalten, und erhält ſich bey manchen von ihnen noch jetzt. Und dies iſt es eben, was die vielen theils kleineren theils größeren Völkerſchaften und Familien, worin ſie vor dieſem eingetheilt waren, und, ſo viele ihrer noch exiſtiren, noch jetzt eingetheilt ſind, hervorgebracht hat. Dergleichen kleine Hottentottiſche Völker waren ehemahls die Gunjemans, Kokoquas, Suſſaquas, Odiquas, Chirigriquas, Kopmans, Heſſaquas, Sonquas, Dunquas, Damaquas, Gauris, Attaquas, Heykoms, Hautniquas und Camtours-Hottentotten, von welchen heutiges Tages wenige mehr übrig ſind. Jetzt hat man noch die kleinen und die großen Namaquas, die Gonaquas-Kaffern, die Buſchmänner und andre. Von dieſen ſcheinen verſchiedne in ehemahligen Zeiten wieder in beſondre kleinere Zweige oder Geſchlechter abgetheilt geweſen zu ſeyn.

Alle, außer den Buſchmännern, ſind Hirten, und beſitzen zum Theil anſehnliche Herden. Vor andern ſind die Viehherden der Kaffern und Namaquas, von deren Ländern die Europäer noch nichts in Beſitz genommen haben, beträchtlich. Sie leben auch hauptſächlich von ihren Herden. Außerdem aber leben ſie auch von der Jagd; ſie jagen verſchiedne wilde Thiere, beſonders Büffelochſen und wilde Böcke von verſchiednen, meiſtentheils von den größten Gattungen, ſo genannte Seekühe und Elefanten. Imgleichen nähren ſie ſich von unter-

ſchiedlichen Arten Wurzeln, als von der Schwertlilie (Iris), Ixie (Ixia), Moräe (Moraea), Siegwurz (Gladiolus), auch von den Bohnen des Afrikaniſchen Pockenholzes (Guajacum Afrum) und dergleichen. Die Männer genießen auch Kuhmilch, die ſie ſelbſt melken, und die Weiber Schafmilch. Um den Durſt zu löſchen, trinken ſie gewöhnlich Waſſer, auch wohl Waſſer und Milch zuſammen, und im Nothfalle ſaugen ſie, wenn ſie nichts anders haben, den Durſt zu ſtillen, Zaſerblumen (Meſembryanthemum), Stiftblumen (Albuca) und andre ſaftige Gewächſe aus. Das Geſchäfft der Mannsperſonen iſt Krieg zu führen, auf die Jagd zu gehen, zu melken, zu ſchlachten, und Waffen und Kriegsgeräth zu verfertigen. Die Weibsleute hingegen warten die Kinder, hohlen Holz, graben Zwiebeln, und bereiten das Eſſen. Das Fleiſch eſſen ſie bald gekocht, bald gebraten, gemeiniglich aber noch halb roh, und dabey ohne Salz, Gewürz und Brot. Feuer bringen ſie hervor, indem ſie zwey Stücke hartes Holz ſtark und geſchwind an einander reiben. Ackerbau treiben die Hottentotten überall nicht, ausgenommen die Kaffern, aber auch nur ſehr wenig; was dieſe bauen, beſteht bloß in Pferdgras oder ſo genanntem Kaffernkorn (Holcus), Bohnen, Hanf und dergleichen. Unter den übrigen findet man nur hie und da einen, der eine Hand voll Hanf ſäet. — Auf die Jagd gehen ſie entweder gemeinſchaftlich, oder jeder für ſich. In dieſem letztern Falle jagt ein jeder was und ſo viel er will und gebraucht. Allgemeine Jagden aber werden von der ganzen Dorfſchaft angeſtellt, entweder gegen ganze große Herden Wild, als Büffel und dergleichen; oder wenn ſie ſich und ihre Herden gegen den Anfall benachbarter böſer wilder Thiere ſichern wollen. Eben ſo machen ſie es gegen

gemeinſchaftliche Feinde; da bewaffnen ſie ſich alle und ziehen zuſammen in den Streit. Ihre Waffen und Gewehr, ſo wohl auf der Jagd als im Kriege, beſtehen in zugeſpitzten Wurfſtäben (Kirris), Wurfſpießen (Aſſaguay) und Bogen und giftigen Pfeilen.

In Wiſſenſchaften und Künſten aller Art ſind die Hottentotten eben ſo roh und unwiſſend, als in allen andern Dingen. Einige beſitzen ſchlechterdings nichts eignes, weder Haus noch Hof, noch einen gewiſſen Ort des Aufenthalts. Ihr Handel iſt ſehr eingeſchränkt; weit hin erſtreckt er ſich nicht, auch beſteht er bloß im Tauſche gewiſſer Waaren gegen andre. Geld oder Münze beſitzen ſie daher eben ſo wenig, als ſie deſſen bedürfen. Doch wiſſen die Namaquas, welche in ihrem Lande Berge haben, die Kupferkies und ſo gar Eiſenſtein enthalten, auf die ungekünſtelteſte und einfachſte Art aus dieſen Erzen Kupfer und Eiſen zu ſchmelzen, das ſie hernach ſchmieden und gebrauchen.

Ihre Hütten bauen die Hottentotten von hölzernen Sproſſen, die ſie in die Erde ſtecken und oben in Bogen zuſammenbiegen, ſo daß ſie eine runde Geſtalt geben und eine Höhe von ungefähr zwey Ellen behalten. Dieſe bedecken ſie hernach mit Matten, die aus Schilf geflochten ſind. An der einen Seite laſſen ſie nach unten eine Oeffnung, von der Höhe einer Elle zum Eingange für die Menſchen und zum Ausgange für den Rauch vom Herde, welcher ſogleich vorn beym Eingange iſt. Dergleichen Hütten, in einen bald größern bald kleinern Kreis zuſammengeſtellt, machen ein Dorf aus. Innerhalb des runden Bezirks eines ſolchen Dorfs wird das Vieh, wenigſtens die Schafe, des Nachts eingenommen und vor wilden Thieren geſichert. So lange in einer Gegend für das Vieh Weide genug iſt, wohnen

ſie da auf dieſe Art ungeſtört bey einander. Gebrichts aber an Nahrung für ihr Vieh, oder ſtirbt jemand von ihnen, ſo zieht die ganze Dorfſchaft anders wohin. So ſind demnach die Hottentotten, eben ſo wie die Lappen und Araber, herumziehende Hirten. In einer Hütte wohnen einige zuſammen, die denn freylich keinen andern Platz haben, als daß ſie an der Wand herum ganz zuſammengekrümmt liegen können.

Hausgeräth haben ſie wenig oder nichts. Eben die Kleidung, welche einen Theil des Körpers bedeckt, dient ihnen auch zum Bette. Das Eſſen kochen ſie in Waſſer, und zwar in ledernen Schläuchen mit glühend gemachten Steinen; einige bedienen ſich dazu doch aber auch irdener Töpfe. — Die Milch verwahren ſie in ledernen Säcken, Blaſen von Thieren und Körben, die aus Rohr, und zwar ſo dicht, daß ſie Waſſer halten, geflochten ſind. Ein lederner Tobaksbeutel und eine ſteinerne oder hölzerne Tobakspfeife machen, nebſt den Waffen, das übrige aus.

Hunde halten ſie allein bloß zur Vertheidigung ihrer Viehherden, wenn ſie auf der Weide ſind. Dieſe Hunde ſind ſehr häßlich, aber doch muthig und dreiſt.

Fette Sachen ſind das, was die Hottentotten am liebſten, und mit unglaublicher Wohlluſt und Begierde, genießen. Das Fett von Seekühen können ſie beynahe wie Waſſer trinken, und den Schwanz der Schafe, welcher ganz und gar aus lauter Fett beſteht, ziehen ſie allem andern vor. — Berauſchende Getränke lieben ſie auch ſehr. Aus gewiſſen Wurzeln und aus Honig verſtehen ſie einen Meth zu bereiten, der leicht und ſtark berauſcht. Arrak und Branntwein trinken ſie gern. Auf das Tobakrauchen ſind ſie ſehr erpicht. Sie rauchen ihn theils allein, theils mit Hanf vermiſcht; wenn

ſie keinen Hanf haben, miſchen ſie auch wohl Phlomis (Phlomis), die bey ihnen wilde Dakka heißt, oder wohl gar Elefanten- oder Rhinocerosdreck darunter.

Ihre Kleidung iſt ſehr einfach und dürftig. Die meiſten tragen ein Schaffell über die Schultern, und ein andres dergleichen um die Lenden, wovon ſie die rauhe Seite des Winters inwendig, und des Sommers auswendig kehren. Dieſe Felle ſind mit etwas Fett bereitet. Sie bedecken den Körper hinten, vorn laſſen ſie ihn aber faſt ganz bloß und offen. Um die Scham zu verbergen, gebrauchen die Weiber ein kurzes, viereckiges, bisweilen doppeltes, Stück Leder, das bis auf die Hälfte der Lenden herabgeht, und die Mannsperſonen ein Futteral von Fuchshaut, das wie ein Beutel ausſieht, und mit einem Riemen um den Leib gebunden wird. Die Gonaquas-Hottentotten und die Kaffern kleiden ſich in Kalbfelle, und ihre Fürſten in Tigerfelle. Die Beine ſind nackt, und die Füße faſt nie mit Schuhen bedeckt. Sie zieren aber, beſonders thut dies das weibliche Geſchlecht, die Beine, vom Spanne bis an die Wade, mit runden Ringen von Thierhäuten, welche zugleich den Biß der Schlangen abhalten, und zur Zeit der Noth ſo gar ihnen ſelbſt zur Nahrung dienen, da ſie dieſe Ringe über glühenden Kohlen braten und eſſen. Der Kopf iſt gewöhnlich ohne alle Bedeckung. Bisweilen ſetzen ſie wohl eine ſpitz in die Höhe gehende lederne Mütze auf, aber nur ſelten. Die Weiber brauchen in einigen Gegenden einen breiten, runden, und mit Schneckenhäuſern gezierten Kranz von Büffelsleder. Den Hals und die Mitte des Leibes ſchmücken ſie mit allerhand gläſernen Korallen, die ſie von den Europäern eintauſchen. An das Halsband hängen ſie manchmahl eine Schildkrötenſchale, worin ſie ihr Bukku verwahren. Die Kaffern

hängen Stacheln vom Stachelſchweine in die Ohren, und einige unter dem weiblichen Geſchlechte in den entfernteren öſtlichen Ländern bedienen ſich kupferner Ohrringe, um ihre braunen Reiße zu erhöhen. Die Kaffern tragen am linken Arme elfenbeinerne Ringe, oft mehr als einen; andre nehmen in deren Ermangelung Ringe von Meſſing oder Eiſen. Alle, beſonders die Kaffern, machen viel aus blanken Blättchen von Kupfer, Meſſing und Eiſen, die ſie in die Haare, oder an andre Stellen des Körpers hängen.

Die Unreinlichkeit lieben die Hottentotten im höchſten Grade. Den Leib beſchmieren ſie mit fetten Sachen, und darüber reiben ſie Kuhmiſt, Fett und dergleichen ein. Hiedurch werden die Schweißlöcher verſtopft, und die Haut wird mit einer Oberfläche oder dünnen Borke bedeckt, die ſie im Sommer vor der brennenden Sonnenhitze und im Winter vor der Kälte ſchützt. In die Schmiere miſchen ſie Pulver von einem ſtark riechenden Kraute, das ſie Bukku nennen; es iſt von dem Geſchlechte der Dioſme (Dioſma), gewöhnlich die ſo genannte ſchöne (pulchella). Hievon bekommen ſie einen unangenehmen und ſo ſtinkenden, unausſtehlichen Geruch, daß ich bisweilen kaum im Stande war, ihn von meinen Hottentotten, die auf der Reiſe meine Fuhrleute waren, auszuhalten.

Von Wuchs ſind die Hottentotten meiſtentheils klein, beſonders gilt dies von den Weibsperſonen. Jedoch findet man unter ihnen bisweilen auch Leute von fünf bis ſechs Fuß Höhe. Ihre natürliche Farbe iſt weder ſchwarz noch weiß, ſondern gelblich. Ihr äußres ziemlich ſchwarzes Anſehen rührt von dem vielen Schmutze her, der ſich durch das Schmieren in die Haut auf immer feſt ſetzt. Gewiſſe Züge im Geſichte

und eine eigne Phyſiognomie zeichnen dies Volk eben ſo wohl als andre Völker aus. Der Backenknochen (Os tygomaticum) ſteht allezeit weit hervor, und ſie ſehen aus dieſer Urſache durchgehends mager aus. Die Naſe iſt an der Baſis platt, der Naſenzipfel dick und etwas ſtumpf, aber doch nicht ſehr kurz. Die Lippen ſind etwas dick. Das Haar iſt pechſchwarz, wie Wolle kraus und zuſammengekrüllt, ſelten dick, gewöhnlich dünn, und hat mit den Zöpfchen oder Flocken auf rauhem wollnen Zeuge Aehnlichkeit. Barthaare haben ſie wenig, auch nur wenig Haare um die Schamtheile. Der Rückgrad iſt auffallend krumm, und zwar einwärts gebogen. Nie habe ich irgend jemand geſehen, der in dieſem Stücke mit den Hottentotten zu vergleichen geweſen wäre. Verſchiedne ſah ich unter ihnen, bey denen der Rücken ſo eingebogen war und die Lenden nach hinten ſo hervorſtanden, daß zwey Perſonen darauf ſitzen konnten. Unerachtet die Hottentotten allezeit mager ſind, und wenig Fleiſch haben, wird dennoch ihre Haut, beſonders an den Brüſten der Weiber, welche ſo ſehr groß ſind, daß ihnen hierin keine Weibsperſon auf dem Erdboden gleich kommt, durch das viele Schmieren mit Fett unglaublich ausgedehnt. Die Buſchhottentotten haben dickere Bäuche, als die andern.

Ihre Sprache iſt arm, und unterſcheidet ſich merklich von allen andern Sprachen in der Welt, nahmentlich dadurch, daß ſie mit dem Schnalzen oder Schmatzen, welches ich im erſten Theile umſtändlicher beſchrieben habe, ausgeſprochen wird. Geſchrieben habe ich ſie nie geſehen. Die Hottentotten ſelbſt haben keinen Begriff vom Schreiben. Uebrigens iſt die Sprache oft das einzige, was die faulen, indolenten Hottentotten von unvernünftigen Thieren auszeichnet.

Die Trägheit, Unthätigkeit und Unempfindlichkeit der meiſten Hottentotten iſt in der That ſo übertrieben groß, daß ſie bey dem Viehe faſt nicht ärger ſeyn kann. Viele ſchlafen ihre ganze Lebenszeit, und laſſen ſich bloß durch unüberwindlichen Hunger aufwecken, der ſie endlich zwingt aufzuſtehen, um Speiſe zu ſuchen und zu eſſen. Wenn ſie ein Wildpret erjagt haben, lagern ſie ſich um ein gemeinſchaftliches Feuer, und wechſeln mit Braten, Eſſen und Schlafen ſo lange ab, als noch das Geringſte zu verzehren übrig iſt, und bis ſie der Hunger wieder wegtreibt.

Bey ſo in Faulheit verſunkenen und von Unflath überzognen Leuten ſollte man wohl nicht erwarten, die mindeſte Spur von Hoffart oder Eitelkeit anzutreffen. Und doch zeigen ſich dieſe Eigenſchaften auch bey dieſen elendeſten unter den Menſchen. Denn ſie ſchmücken ſich nicht nur, wie ich ſchon verſchiedentlich bemerkt habe, am ganzen Leibe mit allerhand, ihrer Meinung nach, putzenden Sachen, ſondern bemahlen ſich auch, wenn ſie Beſuch von Fremden bekommen, das Geſicht mit mancherley Figuren in brauner oder ſchwarzer Farbe.

Die erſtaunliche Trägheit der Hottentotten iſt auch die Urſache, daß man wenig oder gar keine Religion bey ihnen antrifft. Es ſcheint zwar, als wenn ſie nicht ganz ohne Begriff von einem mächtigen höhern Weſen wären, auch das Leben der Seele nach der Trennung vom Körper erkennten. Aber ſie beweiſen gar keinem göttlich ſeyn ſollenden Weſen irgend eine Art der Verehrung, haben gar keine gottesdienſtliche Plätze oder Handlungen, und nehmen weder auf Belohnung noch Beſtrafung nach dem Tode Rückſicht. Viel deutlichere Vorſtellung haben ſie von einem böſen Geiſte, den ſie glauben, vor dem ſie ſich fürchten, und den ſie als die Urſache der

Krankheiten, des Todes, des Donners und alles Böſen, das ihnen widerfährt, anſehen. Beym Eintritte des Neumondes und Vollmondes tanzen ſie und begehen eine Art Freudenfeſt. Allein es iſt nicht glaublich, daß dies eine Religionshandlung bey ihnen ſey, oder daß ſie deswegen den Mond anbeten. Viele von ihnen halten zwar ein kleines Inſekt, eine unanſehnliche Heuſchrecke, eine Art des Geſpenſtkäfers (Mantis fausta), für ein Glück bringendes Thier. Niemahls aber ſah ich, daß ſie ihm einige Verehrung beweiſen, auch habe ich es nie von andern erfahren. Die Beſchneidung iſt als eine Ceremonie, aber gar nicht als eine auf Religion Bezug habende Sache, bey mehreren gebräuchlich, und ſcheint ſeit den älteſten Zeiten bey ihnen eingeführt zu ſeyn, wiewohl ſie heutiges Tages unter dieſem Volke nichts weniger als allgemein iſt.

Abergläubiſch ſind ſie übrigens in hohem Grade; beſonders glauben ſie Zauberey. Wenn jemand krank wird, ſtehen ſie in der Meinung, er ſey behext, ſchreyen laut, und geben ihm viele Stöße, um ihn geſund und am Leben zu behalten. Stirbt er, ſo wird noch weit heftiger geſchrien, die Leiche wird nach einigen Stunden begraben, und das ganze Dorf verläßt ſeinen Wohnplatz und zieht nach einem andern Orte. — Zu gewiſſen Zeiten treiben ſie auch ganze Herden Schafe durch den Rauch mitten über einem großen Feuer, um ſie vor dem Angriffe der wilden Hunde zu ſichern; ein ſonderbarer und ohne Zweifel auch abergläubiſcher Gebrauch.

Die Hottentotten beyderley Geſchlechts heirathen früh. Die Heirath iſt auch mit keinen Schwierigkeiten oder Umſtänden verbunden. Wenn der Freyer ſich angemeldet und die Einwilligung des Mädchens ſo wohl als der Aeltern deſſelben erhalten hat, wird ein gewiſſer Tag

zur Hochzeitfeyer angeſetzt. Am Hochzeittage werden ſo wohl der Bräutigam als die Braut von dem Manne, den man den Prieſter oder Ceremonien-Verrichter des Dorfs nennen könnte, mit dem natürlichen Waſſer deſſelben beſprengt, oder eigentlich zu reden, bepißt. Darauf ſchlachtet man, je nachdem man vermag, einen Ochſen oder ein Schaf, und bewirthet damit die Hochzeitgäſte. Dieſe ſitzen nach ihrer Art, weil ſie weder Stühle noch etwas anders zum Sitzen haben, allezeit, und zwar auf die ihnen eigne Art, auf der Erde. Was bey ihren Hochzeiten gerühmt zu werden verdient, iſt, daß ſie, ſo erpicht ſie ſonſt auf berauſchende Sachen ſind, bey dieſer Gelegenheit doch niemahls viel trinken. Eben ſo wenig machen ſie dabey Gebrauch von Muſik und Tanz. — Bisweilen nimmt ein Mann zwey Frauen, oft trägt es ſich auch zu, daß eine Frau zwey Männer nimmt, obgleich die Hurerey ſonſt in gewiſſen Fällen mit dem Tode beſtraft wird. Eine Wittwe, die ſich zum andern mahl verheirathet, muß ſich ein Glied von einem Finger abſchneiden laſſen; eben das muß ſie noch einmahl thun, wenn es zum dritten mahl geſchieht: jedes neue Brautbette macht alſo eine neue Verſtümmlung ihrer Finger nothwendig. Ehe ein junger Menſch heirathen darf, muß er zum Manne gemacht werden. Dies geſchieht vor dem achtzehnten Jahre. Der, welchen man als Prieſter oder Ceremonien-Verrichter anſehen kann, beſprengt ihn mit ſeinem natürlichen Waſſer, und ſondert ihn von der Mutter und den übrigen Frauensperſonen ab, von denen er, von dieſer Zeit an, auch ſtets abgeſondert bleibt.

Den neugebohrnen Kindern geben die Hottentotten Nahmen; dieſe Nahmen nehmen ſie meiſtentheils von einem Thiere, bald einem zahmen, bald einem wilden, her.

Vor Zeiten war, Kolbe's Erzählung zufolge, bey den Hottentotten das Caſtriren gebräuchlich. Gewöhnlich geſchah dieſe Operation ums achte Jahr. Man nahm den linken Hoden weg, theils damit der Caſtrirte keine Zwillinge ſollte zeugen, theils aber mit mehr Leichtigkeit laufen können.

In Anſehung der Erbſchaft iſt das Recht der Erſtgeburt bey ihnen ſo ſehr in Ausübung, daß der älteſte Sohn jedesmahl der einzige Erbe der ganzen väterlichen Nachlaſſenſchaft iſt.

Bey großen Feyerlichkeiten machen ſie von Geſang und verſchiednen muſikaliſchen Inſtrumenten, wie auch von ganz eignen und ſehr ſonderbaren Tänzen Gebrauch.

Unter denjenigen Hottentotten, welche noch ganz in ihrer Wildheit leben, und mit den chriſtlichen Einwohnern gar keine Gemeinſchaft haben, ſind noch verſchiedne barbariſche Sitten üblich. Alte und abgelebte Leute werden lebendig begraben, oder auch wohl in eine Höhle oder Kluft im Gebirge gebracht, wobey man ihnen auf einige wenige Tage Eſſen und Trinken mitgiebt. Hier kommen ſie entweder in kurzer Zeit vor Hunger um, oder werden ein Raub der wilden Thiere. — Auch Kinder werden aus mehr als Einer Urſache weggeſetzt und ihrem Schickſale überlaſſen. Wenn eine Mutter im Wochenbette oder kurz nachher ſtirbt, wird das Kind nebſt der Mutter begraben, weil niemand iſt, der ihm weiter Nahrung geben kann; denn von Ammen oder künſtlichen Nahrungsmitteln kleiner Kinder haben ſie keinen Begriff. Bringt eine Mutter Zwillinge zur Welt, und glaubt ſie nicht beyde ernähren zu können, ſo wird eins weggeworfen. Sind beyde Knaben, ſo behalten ſie den beſten, geſundeſten und ſtärkſten; iſt eins ein Mädchen, ſo trifft allezeit dieſes das Loos, weggeſchafft zu werden. Auch verfah-

ren ſie mit ſolchen Kindern ſo, die gebrechlich zur Welt kommen.

Diejenigen, welche in der Nachbarſchaft Europäiſcher Kolonien wohnen, begraben ihre Leichen in der Erde; die andern in Höhlen oder Klüften der Berge. Den Todten nehmen ſie durch ein Loch an der Seite, nicht aber durch die Thüre heraus, und wickeln ihn in ſeinen Anzug von Schaffellen ein. Darauf tragen drey oder vier Träger ihn auf den Armen weg. Der Leiche folgt ein Zug Manns- und Frauensperſonen in zwey verſchiednen Haufen und mit vielem Geſchrey. Zuletzt wird, wenn der Verſtorbne etwas Vermögen beſaß, ein Stück Vieh geſchlachtet und gegeſſen.

Von Jahr- und Zeitrechnung findet man bey den Hottentotten kaum die geringſte Spur. Einen Neujahrstag, dergleichen doch die meiſten, ſelbſt heidniſche Völker, faſt in allen Ländern des Erdbodens als einen ſehr wichtigen Zeitpunkt bemerken und mit mehr oder weniger Freude und Feyerlichkeit begehen, kennen ſie gar nicht. Eben ſo wenig berechnen ſie auf irgend eine Art die Zeit oder den Lauf der Natur. Das einzige, welches ſie bemerken, iſt, daß ſie jährlich zu gewiſſen Zeiten die Zwiebelgewächſe hervorkommen, blühen und verſchwinden ſehen. Dies iſt gleichſam der Kalender, wonach ſie auf ihr Alter ſchließen, welches ſie gleichwohl ſelten oder niemahls mit einiger Gewißheit wiſſen. Die Erkundigung, wie alt jemand iſt, oder wie alt die Leute unter ihnen zu werden pflegen, iſt daher umſonſt. Noch vergeblicher würde die Mühe ſeyn, die man ſich geben würde, aus alten Ueberbleibſeln, Trümmern oder Denkmählern dem Alter dieſes Volks nachzuforſchen, und zu erfahren, ſeit wie lange es bewohnt ſey, woher ſeine Einwohner gekommen, und was für Veränderungen

mit demſelben vor dieſer Zeit vorgefallen ſeyn mögen. Alte Ruinen hat das Land ganz und gar nicht, weder von verbrannten Pallaͤſten und zerſtörten Schlöſſern, noch von verwüſteten Städten. Die Hottentotten ſelbſt kennen weder ihren eignen Urſprung, noch die Entſtehung und Veranlaſſung der bey ihnen gebräuchlichen Ceremonien und Sitten. Die wenigſten unter ihnen können etwas von dem erzählen, was ſich vor der Zeit ihrer Väter bey ihnen zugetragen hat.

Seitdem die Europäer angefangen haben, dieſen Theil des ſüdlichen Afrika zu bewohnen, hat derſelbe mancherley und große Veränderungen erfahren. Die eigenthümlichen Einwohner ſind theils nach und nach ausgeſtorben, wozu hauptſächlich verheerende und anſteckende Krankheiten das Ihrige beygetragen haben; zum Theil haben ſie ſich allmählig weg und in die inneren Gegenden gezogen. In ihre Stelle ſind in eben dem Verhältniſſe die Europäer gerückt und immer weiter zu allen Seiten vorgedrungen. Vor anderthalb hundert Jahren ſtund das Land gleichſam unter der Gewalt der gefährlichſten und ſchrecklichſten Raubthiere, die unter einer unzähligen Menge andrer wilden Thiere das Gleichgewicht erhielten. Jetzt reiſet man in eben dieſem Lande meiſtens ſicher und ohne Gefahr. Da wo vor Zeiten nur Herden weideten, ſieht man jetzt verſchiedne Oſtindiſche und die meiſten Europäiſchen Getreidearten wachſen, Gartengewächſe gedeihen und Obſtgärten und Weinberge prangen. Von zahmen Thieren hat man ſo wohl aus Europa als aus andern Ländern verſchiedne Arten hieher gebracht, und hier mit gutem Erfolge einheimiſch gemacht, als Pferde, Kühe, Schweine, und verſchiedne Arten Federvieh und Vögel. Eben dies gilt von vielen nützlichen Produkten des Gewächsreichs, die unter den Händen der fleißigen Ko-

loniſten und durch Begünſtigung des milden Clima hier ſehr gut fortkommen, und faſt durchgängig recht ſchmackhaft ſind. Dahin gehören Erbſen und mehrere Arten Bohnen, Spargel, Pfirſchen, Aprikoſen, Aepfel, unter andern auch Renetten, Birnen, Pflaumen, Apfelſinen, und Erdbeeren. Die Weintrauben ſind, ſo wie die davon gemachten Roſinen und der daraus gepreßte Wein, überhaupt recht gut, zum Theil ganz vortrefflich. Melonen, Waſſermelonen, Granatäpfel und die Frucht des Kujavabaums (Gojava Boom, Pſidium) werden ebenfalls ziemlich gut. Aber Stachel und Rauchbeeren, Johannisbeeren, Kirſchen und Nüſſe gedeihen nicht. Maulbeeren hingegen, Mandeln, Feigen, Wallnüſſe, Kaſtanien und Citronen geben den Europäiſchen an Güte nichts nach. Wurzelgewächſe und andre Gartengewächſe kommen meiſtentheils gut fort, und oft veredeln ſie ſich hier in hohem Grade; man muß aber von den meiſten Arten den Samen jährlich aus Europa kommen laſſen, denn die von hieſigem Samen gezognen Gartenfrüchte arten ſogleich aus. Rüben, Kohlrüben, Kartoffeln, Zwiebeln und Lauch, Salat, Kohl, beſonders Blumenkohl, werden daher in größter Menge gebauet. Unter dem Getreide gedeihet und geräth der Weitzen am beſten. Von dieſem ſo wohl als von Früchten, Obſt und Küchengewächſen bringt jetzt das Land nicht nur ſo viel hervor, als die Einwohner für ſich ſelbſt gebrauchen, ſondern ſie können auch noch die vielen hier ankommenden, und theils nach Indien, theils nach Europa gehenden Schiffe damit reichlich verſorgen.

Das nordwärts vom Cap gelegne Land und ſeine Einwohner näher und genauer kennen zu lernen, hat man ſich von jeher viel Mühe gegeben. Beſonders ſind, ſeit der erſten Anlage einer chriſtlichen Kolonie auf dieſem

Vorgebirge, von Zeit zu Zeit Reiſen, bald weite, bald kurze, zum Theil auf Koſten und Veranſtaltung der Compagnie, zum Theil von Privat-Perſonen, einige in großer, andere in kleiner Geſellſchaft, auch in dieſe nördlichen Länder (von Reiſen in die ſüd-öſtlichen Gegenden habe ich vorhin erzählt) zu dieſem Ende angeſtellt. Die, welche zu meiner Kenntniß gekommen ſind, will ich kürzlich beſchreiben.

Im Jahr 1669 geſchah eine ſolche Reiſe nach der Saldanhabay, welche bey dieſer Gelegenheit von der Holländiſchen Compagnie zuerſt in Beſitz genommen wurde. Im Jahr 1670 wurden zwey Sergeanten, Nahmens Kruydhof und Kruſe, nach der Muſchelbay und Helenenbay geſchickt; von beyden nahm man damahls ebenfalls Beſitz. Im Jahr 1683 machte der Fähnrich Olof Berg eine Reiſe nach dem Namaquaslande. Einige Jahre hernach, 1685, machte der Gouverneur Simon van der Stell ſelbſt eine ſehr lange und weite Reiſe ins Land der Namaquas bis an den Wendezirkel. Er hatte ſechs und funfzig Europäer, zwey Makaſſaren, drey Sklaven, ſechs Bürger, zwey Feldſtücke, acht Karren, ſieben Wagen, ohne der Bürger eigne Wagen, ein Bot, eine Menge Zugochſen, Pferde, Proviant, Pulver, Gewehr und mancherley Waaren zum Tauſchhandel mit ſich. Der Hauptgegenſtand dieſer Reiſe waren die Kupferberge; man wollte unterſuchen, ob das Erz die Koſten des Ausgrabens, Schmelzens und Bearbeitens bezahlen, ob man dazu hinreichend Holz und Waſſer haben, oder ob in der Nähe ein Hafen, wo das Erz zu Schiffe abgehohlt werden könnte, ſeyn würde. Die Reiſe währte funfzehn Wochen.

Während der Zeit, da im Anfange des jetzigen Jahrhunderts den Koloniſten der Tauſchhandel mit den

Hottentotten frey ſtand, geſchahen weite Reiſen ins Innere des Landes: eine im Jahr 1702 von fünf und vierzig Bürgern mit vier Wagen bis ins Land der Kaffern; 1704 eine andre ins Namaquasland; 1705 eine von dreyßig bis vierzig Landbauern, von denen jeder ſeinen Hottentotten bey ſich hatte, noch weiter in eben daſſelbe Land.

Im Jahr 1705 reiſete der Land-Droſt Starrenburg auf Befehl der Regierung ebenfalls ins Land der Namaquas, hauptſächlich in der Abſicht, um zum Behuf der Compagnie eine Menge Vieh durch Tauſchhandel an ſich zu bringen. Er hatte einen Corporal, den Gärtner Hartog, verſchiedne Sklaven und viele Hottentotten bey ſich.

Der Gouverneur Tulbagh ſchickte im Jahr 1761 eine aus ſiebzehn Chriſten, acht und ſechzig Hottentotten und funfzehn Wagen beſtehende Caravane unter Befehl und Anführung eines Bürgers, Nahmens Hop, nach denjenigen nördlichen Gegenden, die ich neulich beſucht hatte. Zugleich gingen von Seiten der Compagnie der Landmeſſer Brink, der Gärtner Auge, und der Feldſcher Rykvoet mit. Auch wurden von der Compagnie drey Wagen, ein großes Boot, Schießpulver, Kugeln, Eiſen, Tobak und dergleichen mitgeſchickt. Die Veranlaſſung zu dieſer Caravane war die, daß ein Bauer, der in jenen Gegenden weit ins Land hinein gereiſet war, dem Gouverneur berichtet hatte: ein Hottentotte habe ihm erzählt, daß er von einem ſehr tief ins Land hinein an einem ſehr großen Fluſſe wohnenden Volke gehört habe, das ſich in Leinwand kleide, gelb von Farbe ſey, und in die daſigen Berge hinein und wieder heraus gehe. Man nahm hievon Anlaß zu glauben, auf der dortigen Küſte finde ſich ein Portugieſiſches Comtoir, das die Regierung

ausſpähen müſſe. Ein Theil der Geſellſchaft brach den 16. Julius von Cap auf; die übrigen gingen ſpäter ab, und ſtießen beym Elefantenfluſſe (Olifants Rivier) unterm 31. Grad 40 Minuten der Breite, und dem 38. Grad 18 Minuten der Länge zu jenen. Bis den 6. December wurde die Reiſe hundert und zwanzig Meilen weit in gerader nordlicher Richtung vom Cap, bis zum 26. Grad 18 Minuten Breite und dem 37. Grad 37 Minuten Länge fortgeſetzt. Hier kehrten ſie um, und kamen den 27. April 1762 in der Capſtadt wieder an, ohne etwas von dem oben gedachten Volke entdeckt zu haben. Dieſe iſt die weitſte Reiſe, welche die Europäer auf dieſer Seite nach Afrika hinein bisher gemacht haben. Nicht nur weiter, ſondern auch ſelbſt ſo weit zu kommen, iſt äußerſt beſchwerlich, da das Land ſehr dürr, an Waſſer arm und bergig iſt, und die Wege oft ſehr ſteinig ſind. Auf dieſer Reiſe hatte der Gouverneur niemand vom Militair, ſondern nur freye Bürger und Landbauern mitgeſchickt; denn die vom Militair hatten ihm auf der vorhergehenden, von mir weiter oben beſchriebnen Reiſe in die öſtlichen Länder, zum großen Mißvergnügen gereicht, und oben drein dieſelbe ſehr koſtbar gemacht. Demungeachtet aber lief auch dieſe Reiſe nicht völlig ſo gut ab, als ſie gekonnt hätte, weil das Privat-Intereſſe mehrerer Perſonen verſchiedne Hinderniſſe und Schwierigkeiten in den Weg legte. Viel trug auch ohne Zweifel der Mangel an Waſſer und die ſteinigen ſchlimmen Wege dazu bey, die Reiſe aufzuhalten und beſchwerlich zu machen, weil die Zugochſen dadurch ſehr entkräftet, und zum Gehen untauglich wurden, auch häufig ſtarben. Bey dem allen aber war wohl die von der Regierung den Bauern gegebne und von dieſen auf eine unvorſichtige Art benutzte Erlaubniß, während der Reiſe von den Hottentotten

Vieh durch Tauſchhandel frey an ſich zu bringen, die Haupturſache, weswegen die Reiſe dort abgebrochen werden mußte. Nämlich anſtatt daß die Bauern erſt auf der Rückreiſe von dieſem vortheilhaften Tauſchhandel hätten Gebrauch machen ſollen, geſchah dies größtentheils ſchon auf der Hinreiſe, und zwar theils aus Geitzigkeit, theils um die Wagen von dem zum Tauſchhandel mitgenommnen ſchweren Eiſen zu erleichtern. Hiedurch geſchah es, daß die Caravane mit einer Herde Ochſen überhäuft wurde, die man nicht nur zum Theil wegen Beſchwerlichkeit der Reiſe im Stiche laſſen mußte, ſondern die auch den wenigen Waſſervorrath für das zum Fortſchaffen der Wagen nöthige Vieh noch mehr verminderten.

Vor einigen Jahren unternahm zwar der Vice-Gouverneur Kloppenborg auch in Geſellſchaft eines Landmeſſers, eines Kaufmanns und eines Wundarztes eine Reiſe in die nördlichen Diſtrikte. Da ſie ſich aber nicht über die Gränzen der Kolonie ſelbſt erſtreckte, war ſie von keinem Belange und auch eben nicht merkwürdig.

Nun noch ein Paar Worte von der Beſchaffenheit dieſes Landes. So ſchön, grasreich, fruchtbar und bevölkert das Land oſtwärts von Cap iſt, ſo dürr, mager und öde iſt es nordwärts; und je weiter man hinein kommt, deſto trockner und einer Wüſte ähnlicher iſt es. Wenn man von Cap nach Norden über drey oder vier Gebirgsreihen gereiſet iſt, ſo kommt man in eine Gegend, die zwar höher, als der Strand bey Cap iſt, aber doch etwas niedriger hinabgeht, als die zwiſchen jenen Gebirgsreihen liegenden Thäler oder Gründe. Dies Land heißt Karro oder Karrofeld, Karroland. Es ſcheint wie ein breiter Streif über dieſe ganze Ecke von Afrika, vom Meeresufer an der Nord-Weſt-Seite bis zur Seeküſte an der Süd-Oſt-Seite, wegzugehen. Die Breite deſſelben

iſt vermuthlich nicht allenthalben gleich; an einigen Stellen aber bedarf man ganzer ſechs Tage, um durch Hülfe ſtarker Nachtreiſen hindurch zu kommen. Am Tage ſcheint hier die Sonne brennend heiß, die Nächte dagegen ſind ziemlich kalt. Der hieſige große und faſt allgemeine Waſſermangel, und das dürre Erdreich (man bedenke, daß in einer Zeit von acht Monathen im Jahre kein Tropfen Regen fällt) macht, daß dieſe Wüſte nur einige wenige Kräuter und Sträuche mit fleiſchigen Blättern, als das Dickblatt (Craſſula), die Zaſerblume (Meſembryanthemum), das Nabelkraut (Cotyledon), die Peſtwurzel (Cacalia), und die Stapelie (Stapelia) hervorbringt. Aus eben den Urſachen können auch weder Menſchen noch Thiere im Sommer ſich da aufhalten. Auch kann weder Gras wachſen, noch irgend eine Getreideart gebauet werden. Das Erdreich beſteht aus Lehm, der mit Eiſenocker und einer Menge Seeſalz vermiſcht iſt. Während meiner Reiſen durch dieſe Einöden ſah ich, ob ich gleich in verſchiednen Gegenden durchkam, nicht einen einzigen Sperling, auch gar kein vierfüßiges Thier, außer die oben beſchriebenen Ratzen, die in Löchern in der Erde wohnen, lange ohne Waſſer leben, und ihren Durſt durch die ſaftigen und ſalzig ſchmeckenden Blätter der Büſche löſchen zu können ſcheinen. Uebrigens kommt dieſe weitläuftige Wüſte dem Auge faſt ganz eben vor, außer daß ſie ſich nach Norden ein wenig und ſehr langſam zu erheben ſcheint. Iſt man nun in der Breite hindurch gereiſet, ſo ſtößt man endlich auf ein ſehr hohes Gebirge, welches von der Beſchaffenheit iſt, daß man beynahe eine ganze Tagereiſe nöthig hat, um ganz hinauf zu kommen. Es hat den Nahmen Rockenlandsgebirge (Roggelands-Berg). Man trifft auf demſelben wenig eigentliche Erde an, und ſo gar iſt

es an den meiſten Orten eine flache Klippe, nackt und kahl. Auch hat es keinen Abhang, wie andre Berge, ſondern es iſt faſt durchgängig eben, und erſtreckt ſich in dieſer Lage ſo weit nordwärts, daß das Ende den Koloniſten noch nicht bekannt war. Es liegt zwar der Sonne und dem Aequator um verſchiedne Grade näher, als das Cap; demungeachtet aber iſt es da nicht nur kalt, ſondern die Kälte iſt im Winter ſo ſtreng, daß das Land eine geraume Zeit hindurch mit Schnee, Hagel und Eis ganz bedeckt iſt.

Während meiner Reiſen ſo wohl als meines Aufenthalts zu Cap hatte ich viel Gelegenheit, den ſüdlichen Himmel zu betrachten. Großentheils war ſein Anblick für mich fremd. Einige bekannte Geſtirne hatten eine ganz andere Lage als auf der Nord-Seite der Mittellinie, andre vermißte ich ganz. Der Heerwagen, welcher den Bauer auf der nördlichen Hälfte des Erdbodens im Winter des Nachts die Zeit ſo getreu anzeigt, ſah ich tief am Horizonte herabgeſunken. Dagegen ſchienen den Einwohnern dieſes Landes die ſo genannten Capſchen Wolken, die bekanntlich zwey dunkle Flecken am Himmel ſind, ein eben ſo ſicheres Kennzeichen zu ſeyn. Jetzt bedauerte ich, mit lebhaftem Gefühl, wie viel ich entbehrte, daß ich mich in jungen Jahren nicht mehr auf die Erlernung einer ſo vortrefflichen Wiſſenſchaft, als die Sternkunde, gelegt hatte. Fürwahr ich hätte gern alle ehemahls mit ſo vieler Mühe und Verdruß auswendig gelernte Definitionen und einen großen Theil meiner Kenntniß und Fertigkeit in todten Sprachen, deren Erlernung einen beträchtlichen Theil meiner Jugendzeit, die ich dieſer und andern ſo nützlichen Wiſſenſchaften hätte widmen können, weggenommen hatten, für die Kenntniß eines einzigen Geſtirns hingegeben.

Ich ſchließe dieſe Beſchreibung mit zwey einzelnen Bemerkungen. Nirgend habe ich häufigere und ſchlimmere Halskrankheiten, als in der Capſchen Kolonie, beſonders in der Stadt, wahrgenommen. Sie rühren von der ſchleunigen Veränderung der Witterung her, beſonders davon, daß es nach ſtarker Hitze auf einmahl kalt wird. Die Mandeln ſchwellen dabey ſo ſehr, daß der Kranke in Gefahr iſt, zu erſticken, und hernach geht dieſe Geſchwulſt gewöhnlich in Geſchwür über. Manche werden von dieſer Krankheit mehrmahl im Jahre, und zwar aufs heftigſte befallen. Beyde Geſchlechter ſind ihr auf gleiche Art ausgeſetzt.

In der Capſtadt hat man die Straßen in die Länge durchgehends mit Europäiſchen Eichen (Quercus Robur) bepflanzt: dies ziert die Stadt ſehr, und giebt Schatten vor den Häuſern.

(Ende der Afrikaniſchen Reiſe.)

Fünfte Abtheilung.

Reiſe von Cap nach Batavia, und Aufenthalt daſelbſt

vom 2. März bis den 21. Junius 1775.

Erſter Abſchnitt.

Reiſe von Cap nach Batavia.

Während meines letzten Aufenthalts zu Cap kam nicht nur eine für mich beſtimmte Summe Geldes an, ſondern es liefen auch Empfehlungsbriefe an den General-Gouverneur van der Parra zu Batavia ein. Ich mußte mich alſo nunmehr zu der Reiſe nach Oſtindien und von da weiter nach Japan anſchicken. Während der drey Jahre, die ich im ſüdlichen Afrika zubrachte, hatte ich ſo wohl von bewohnten als öden Gegenden deſſelben ſo viel durchreiſet, als mit einem, weniger als mittelmäßigen Geldvorrathe je möglich war. Zugleich hatte ich in dieſer Zeit ſehr viel Beweiſe des Wohlwollens von Seiten des Gouverneurs und verſchiedner Mitglieder der Regierung erfahren, und von Landsleuten nicht nur, ſondern auch von andern Einwohnern ungemein viel Freundſchaft genoſſen. Aller dieſer mir widerfahrnen Gewogenheit und Gütigkeit, konnte ich beym Abſchiede aus dieſem Lande nicht anders als mit der innigſten Dankbarkeit mich erinnern, und die Abreiſe hatte in der That

ſehr viel Rührendes für mich, ſo wie ich in meinem ganzen Leben des mir in Afrika erwieſenen Guten niemahls vergeſſen werde.

Noch kurz vor meiner Abreiſe war ich indeſſen ſo glücklich, mit einem vortrefflichen Manne, dem Regierungsrathe Holmberg, einem gebohrnen Schweden, Bekanntſchaft zu ſtiften. Er war jetzt auf der Rückreiſe von Surate begriffen, wo er verſchiedne Jahre hindurch zur vorzüglichen Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten, der Holländiſchen Compagnie gedient, und vom Commerz-Weſen ſolche Kenntniſſe ſich verſchafft hatte, als wenige beſitzen, und wenige zu ſchätzen wiſſen. Er beehrte mich mit ſeiner aufrichtigen Freundſchaft, und gab mir ein Recommandations-Schreiben an den Rathsherrn Rademacher zu Batavia mit, das mir weit größern Nutzen verſchaffte, als ich je zu hoffen gewagt hatte.

Der 2. März 1775 war der Tag, da ich das mir ſo werthe Cap verließ, und an Bord des Schiffes Loo mich begab, das vom Capitain Berg geführt wurde, und auf welchem ich als außerordentlicher Chirurgus angeſtellt war. Der Weg ging unmittelbar nach Batavia.

Auf dieſem Schiffe befand ſich auch ein junger Herr, der ſich einen Grafen von Löwenſtein nannte, und für einen Prinzen vom Kaiſerlichen Hauſe ausgab. Er war unglücklicher Weiſe auf die Veranſtaltung eines ſo genannten Seelenverkäufers nach Cap geſchickt, und wurde auch jetzt noch genöthigt, mit nach Java zu gehen, ohne daß die Regierung zu Cap, warum nicht? kann ich nicht beſtimmen, es gewagt hätte, ihm die Rückreiſe von da nach Holland zu erlauben. Seiner eignen Erzählung zufolge war er als ein Reiſender mit einem Bedienten zu Nimwegen angekommen, wo er bey einem Seelenverkäufer das Logis bekam. Dieſer beraubte ihn aller

ſeiner in einem großen Koffer befindlichen Sachen, hielt ihn drey Tage eingeſperrt, und ſchickte ihn hernach zu einem Kameraden ſeines ſpitzbübiſchen Handwerks nach Amſterdam. Bey dieſem letzteren ſaß er, nebſt ſeinem Bedienten, ganze drey Wochen eingeſchloſſen, und wurde von ihm endlich nach dem Texel auf ein Schiff geſchafft, ohne vorher auf dem Oſtindiſchen Hauſe geweſen, oder die Muſterung paſſirt zu ſeyn. Sein Bedienter war während der Reiſe an einer Krankheit geſtorben. Er ſelbſt hatte ſich zum Soldaten müſſen machen laſſen, und beſaß von allen ſeinen Habſeligkeiten weiter nichts mehr, als ein einziges rothes Kleid, und einen koſtbaren Ring. Während der ganzen Reiſe hatte er krank gelegen, war auch als ein Kranker zu Cap ins Hoſpital gekommen. Hier hatte ihn einer ſeiner Landsleute erkannt, und dadurch war es allgemein bekannt geworden, wer er ſey. Die Capſche Regierung hatte doch, auf erhaltne Nachricht hievon, die Anſtalt getroffen, daß er als Paſſagier die Reiſe nach Batavia machen und auch am Officier-Tiſche ſpeiſen durfte.

Wir hatten guten Wind, und kamen ſehr bald und glücklich bis zum 40ſten Grad ſüdlicher Breite. Darauf ſegelten wir oſtwärts, und verlohren von nun an in jedesmahl vier und zwanzig Stunden eine Viertelſtunde, und auch wohl mehr, je nachdem der Wind ſtark war und wir geſchwinder ſegelten.

Am 5. April ſahen wir bereits die Inſel Sanct Paul. In der folgenden Nacht ſegelten wir zwiſchen derſelben und der Inſel Amſterdam durch. Die letzte hatten wir noch am folgenden Tage im Geſichte.

Jetzt wurde das ſtarke Holländiſche Bier, welches die Compagnie, wie gewöhnlich, zum Gebrauch für die Officiere mitgegeben hatte, unter dieſelben vertheilt.

Der Unter-Streuermann that zwar den Vorſchlag, es für allgemeine Rechnung zu verkaufen, und hernach das dafür gelöſete Geld zu theilen; dies wurde aber nicht angenommen. Wein, Bier und manche andre Sachen, welche die Holländiſche Compagnie für die Tafel der Officiere mitgiebt, werden ſelten oder niemahls bey der Mahlzeit gebraucht, wo ſie doch vorzüglich gebraucht werden ſollten; ſondern entweder wird dergleichen vom Capitain und erſten Steuermanne ganz untergeſchlagen, oder auch alsdann erſt ausgetheilt, wenn es verdorben, oder gegen ſchlechteres vertauſcht iſt. Daher erfordert es denn die Nothwendigkeit, daß jeder ſelbſt ſich mit mancherley zur Proviſion gehörigen Artikeln verſorgt, um die man ſich auf den Schiffen andrer Nationen nicht bekümmern darf.

Den 2. May erblickten wir die Inſel Mone. Am folgenden Tage entdeckte man oben vom Maſte bereits Land von Java, welches wir den Tag darauf ſchon auf dem Verdecke ſehen konnten.

In dem Verhältniſſe, als wir dem heißen Luftſtriche näher kamen, mehrte ſich auch täglich die Anzahl der Kranken. Die meiſten waren mit dem Skorbut behaftet; viele hatten ſich durch plötzliche Abwechſelung von Hitze und Kälte Erkältungen zugezogen.

Endlich bekamen wir die Inſel Java förmlich zu Geſichte. Wir freueten uns nicht wenig, in einem Lande anzulangen, das für ſehr viele der Gegenſtand ihrer Wünſche, aber auch für die meiſten zum Grabe beſtimmt war. Die Berge auf Java ſo wohl, als auf den umliegenden Inſeln waren alle grün und mit Gehölz bewachſen, und gaben den Augen einen lebhaften und angenehmen Anblick. Die tiefer im Lande liegenden Berge erſchienen hier, wie anderwärts, immer höher

und höher, denn das Land erhebt ſich vom Ufer an allmählig mehr.

Den 9. ſegelten wir die Klapperinſel vorbey. Zwiſchen Java und der Prinzeninſel fuhren wir in die bekannte Meerenge, die Sumatra von Java trennt, die ſo genannte Straße von Sunda oder Straat - Sunda, ein. Hier fing der Wind ſogleich an ſtill zu werden, und dieſe Stille verurſachte, daß die Reiſe etwas langſam von Statten ging. Allenthalben erblickten wir hier kleine und große zerſtreut liegende Inſeln. Das Waſſer iſt oft ſehr ſeicht. Gegen die Nacht warfen wir die Anker.

Am 12. wurde der Super-Cargeur in einer Jacht nach Batavia abgehohlt, welche zugleich die Briefe der Compagnie und andre Papiere dahin mitnahm. Durch dies Mittel wird die Compagnie jedesmahl vorher von allem benachrichtigt, ehe ein Schiff auf der Rhede ankommt; denn dies geſchieht allezeit, ſo oft ein Schiff im Sunde anlangt.

Zwey Tage darauf kamen verſchiedne Javaner in kleinen Böten oder Prauwen, nach unſerm Schiffe. Dieſe Böte waren mit einer Art Verdeck von loſen Bretern verſehen, unterhalb welcher viele Abtheilungen waren, worin ſie Brot, Eyer, Ananas, Kokosnüſſe, Piſang, Gojavus, Salat, Rettiche und andre Gartengewächſe und Früchte hatten, die ſie zu Kauf bothen. Einige von den Javanern kamen zu uns an Bord; die andern blieben in den Böten zurück, um die verkauften Sachen aufs Schiff zu reichen, die jene annahmen, und ſich auch das Geld dafür bezahlen ließen. Es war ſehr artig anzuſehen, wie behende ſie dies verrichteten, beſonders wie behutſam und zugleich geſchwind ſie die Eyer mit den Händen auffingen, ohne daß ein einziges hinfiel

oder zerbrach. Das bekommene Geld beſahen ſie ſehr genau, und waren ſehr darauf bedacht, ſo viel möglich neues und noch nicht abgenutztes zu erhalten; altes Geld nahmen ſie ungern an. Das Schiffsvolk wurde ermahnt, nicht zu viel von den Früchten und Gartengewächſen zu eſſen. Beſonders warnte man vor der zwar angenehmen, aber ſchädlichen Ananas, weil dieſelbe in einem vom Skorbut verdorbnen Körper und bey Leuten, die daran nicht gewöhnt ſind, leicht Durchlauf und rothe Ruhr verurſacht.

Während der Fahrt im Sunde legten wir uns faſt unzähligemahl vor Anker, weil ſonſt bey oft eintretender gänzlicher Windſtille das Schiff vom Strome zurückgetrieben ſeyn würde.

Rechter Hand fuhren wir Bantam vorbey. Dies iſt die Reſidenzſtadt eines der Könige des Landes, der ganz und gar von der Holländiſchen Compagnie abhängt. Die Stadt iſt befeſtigt, und hat eine Citadelle, nebſt einer Beſatzung von dreyhundert Mann Holländiſcher Truppen. Dieſe Garniſon hält die Compagnie da unter dem Titel einer Leibwache des Königs, in der That aber, um ein wachſames Auge auf ihn zu haben, damit er nichts gegen das Intereſſe der Compagnie möge vornehmen, und nahmentlich keinen Pfeffer an Leute von andern Nationen verkaufen können.

Den 18. May trafen wir glücklich auf der Rhede von Batavia ein, und warfen unter lautem Frohlocken die Anker. Die Rhede iſt groß, aber nicht tief; ihre Tiefe nimmt von Jahr zu Jahr ab, ſo wie auch der Strand ſelbſt immer höher wird. Der Grund iſt moraſtig. Die Schiffe liegen nicht weit von der Stadt ſelbſt, nach welcher man in Böten den Fluß hinauf ſegelt.

Am folgenden Tage fuhr ich mit dem Capitain an Land. Mein Logis bekam ich in der ſo genannten Herrenherberge (Heeren-Logement), einem zur Bequemlichkeit der Fremden angelegten großen Gebäude.

Zweyter Abſchnitt.

Aufenthalt zu Batavia.

Die Empfehlungsſchreiben, welche ich bey mir hatte, nämlich vom Bürgermeiſter Temmink zu Amſterdam an den General-Gouverneur van der Parra, von Herrn Holmberg an den Rathsherrn Rademacher, und vom Doctor le Seur zu Cap an Doctor Hoffmann, hatte ich bereits vom Schiffe ab nach der Stadt geſchickt. Mein erſtes Geſchäfft war daher jetzt, dieſe Männer ſelbſt zu beſuchen. Ich war ſo glücklich zu erfahren, daß ſie ſämmtlich, ſo wohl bey meinem erſten Beſuche, als hernach bey jeder Gelegenheit wetteiferten, mir Wohlwollen, Freundſchaft und Unterſtützung zu beweiſen. Ewig werde ich dieſe Männer verehren, und nie vergeſſen, was ſie für mich thaten.

Da der General-Gouverneur allezeit des Morgens früh, um ſieben oder acht Uhr, ehe die Hitze groß geworden iſt, Audienz giebt, (wobey er zugleich ſich von allen Beamten, Unter-Befehlshabern und Officianten Bericht abſtatten läßt, und die nöthigen Befehle ertheilt; und dies geſchieht jeden Tag); ich aber nicht eher als gegen Mittag an Land kam, konnte ich dieſem Herrn erſt Nachmittags um vier Uhr die Aufwartung machen. Er empfing mich ſehr liebreich, und verſprach mir in allem, wozu ich in Anſehung meiner Reiſe nach Japan ſeines Beyſtandes bedürfen würde, beförderlich zu ſeyn. Er

wohnte jeʒt auf ſeinem Landſchloſſe nicht weit von der Stadt, wo die Luft friſcher und geſunder iſt. — An eben dieſem Abend ging ich auch zu Doctor Hoffmann, traf ihn aber nicht zu Hauſe. Am folgenden Morgen, ehe ich zum Ausgehen kommen konnte, beſuchte er mich in meinem Logis, both mir den Aufenthalt in ſeinem Hauſe und ſo gar ſeinen Tiſch an, nahm mich auch ſogleich in ſeinem Wagen mit nach der Apotheke der Compagnie, wo er wohnte, und die unter ſeiner Verwaltung ſtand. Zu Cap war ich, um meine Schulden zu bezahlen, vor meiner Abreiſe genöthigt geweſen, von Doctor le Seur eine Summe Geldes zu borgen, die ich von meiner zu Batavia zahlbaren Beſoldung an Herrn Hoffmann auszuzahlen mich anheiſchig gemacht hatte. Er wußte dies, und hieraus konnte er hinlänglich wahrnehmen, daß ich keiner von den Reiſenden ſey, die ſich bereits Indiſche Schäʒe erworben haben, und daß ich während eines dreyjährigen Aufenthalts zu Cap, nicht ſo wohl Gold, als Gewächſe und andre Naturalien geſammelt habe. Er hatte hievon auch ſo gar ſchon mit Herrn Rademacher, deſſen Arzt er war, geſprochen, und dieſer vortreffliche Mann hatte ihm darauf ſogleich funfzig Dukaten für mich ausgezahlt, ehe ich einmahl meinen Beſuch bey ihm abſtatten können, und ehe er den Mann kennen gelernt, deſſen ſehr mittelmäßige Umſtände ſein Mitleid rege machten. Bey mehreren, faſt möchte ich ſagen, täglichen Beſuchen, fand ich, daß dieſer Mann nicht nur den vortrefflichſten Charakter, ſondern auch viel Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften beſaß, und, welches noch mehr iſt, zumahl in einem Lande, wo jedermann den Mammon verehrt, Künſte und Wiſſenſchaften auch kannte, ſelbſt getrieben hatte und noch trieb. Er war es auch, durch deſſen Vor:

ſorge ich auf meinen botaniſchen Excurſionen einen ſehr brauchbaren und guten Javaner zum Begleiter und Wegweiſer bekam; einen Mann, der die maleyiſchen Nahmen und den mediciniſchen Nutzen, und den unter ſeinen Landsleuten üblichen Gebrauch der Bäume und Kräuter ziemlich gut kannte, und mir jedesmahl ausführlich anzeigte. Ueberdem mußte ich, ob ich gleich täglich Zutritt zu Herrn Hoffmanns Tiſche hatte, doch wöchentlich wenigſtens zweymahl bey Herrn Rademacher ſpeiſen, da ich denn allezeit eine ausgeſuchte Geſellſchaft der meiſten Beamten und andrer Perſonen antraf, die ſich in Europa Kenntniſſe von einer oder andern nützlichen Wiſſenſchaft erworben hatten.

Durch Herrn Rademacher wurde ich auch mit Herrn Boers bekannt, der ſehr oft bey ihm und ſein ſehr guter Freund war, und der mir auch viel Freundſchaft und Gütigkeit erzeigte. Er beſaß ein ſehr einträgliches Amt. Denn hier iſt ein eigner Mann dazu beſtellt, bey dem ſich alle zu Schiffe angekommne Fremde melden, und durch ſeine Beſorgung und Veranſtaltung alles, was ſie von Proviant und andern Bedürfniſſen haben wollen, verſchaffen laſſen müſſen. Dieſe Bedienung hätte er. Unter andern Beweiſen ſeiner Gewogenheit muß ich den rühmen, daß ich von ihm auf Bodmerey eine Anleihe von mehr als tauſend Thalern bekam, wofür ich Einhörner (Unicornum verum) aufkaufte, die ich in Japan mit großem Vortheil wieder zu verkaufen hoffte.

Da die nach Japan beſtimmten Schiffe noch in drey Monathen nicht abſegeln konnten, hatte ich zu Batavia Gelegenheit, ſo wohl das Land ſelbſt, als insbeſondre die naturhiſtoriſche Beſchaffenheit deſſelben, wie auch den einträglichen Handel der Compagnie etwas kennen zu lernen, deſſen Hauptſitz und Mittelpunkt hier iſt, worin

er ſich aus den vielen Oſtindiſchen Comtoiren, Factoreyen und Beſitzungen vereinigt.

Als im Anfange des Maymonaths die Zeit herannahete, da die nach Japan beſtimmten Schiffe abſegeln ſollten, ſchickte ich mich zu meiner Reiſe dahin an. Herr Rademacher ſuchte mich zwar zu überreden, daß ich zu Batavia bliebe, und rieth mir, die erledigte Bedienung eines daſigen Arztes, deren Einkünfte man jährlich auf ſechs bis achttauſend Thaler ſchätzte, anzunehmen. Allein ich zog doch die Pflicht, dem in Holland gethanen Verſprechen nachzukommen, meinem eignen Vortheile vor, welches mir um ſo viel leichter wurde, da ich während meines kurzen Aufenthalts daſelbſt hinlänglich gewahr geworden war, daß man hier großen Gewinn nicht immer mit reinen Händen einſammelt. Ich dankte daher meinem Gönner aufs herzlichſte für ſeine gute Abſicht, und ließ mir zu meiner bevorſtehenden Japanſchen Reiſe allerhand Kleidungsſtücke, theils ſeidne, theils tuchene mit Galonen und anderm Schmucke machen, um mich unter den neugierigen Japanern, welche die Europäer mit mehr Aufmerkſamkeit betrachten, als je ein Naturforſcher ein ſeltnes Thier beſehen kann, mit Würde und Anſtand zeigen zu können.

Bey der erſten Zuſammenkunft des Raths war ich bereits als erſter Wundarzt auf dem größten oder Admiralſchiffe unter der nach Japan beſtimmten Flotte angeſtellt. Der Befehlshaber, welcher dies Jahr ebenfalls dahin abſegeln wollte, bekam zugleich Befehl, mich bey ſich zu behalten, und mir zu erlauben, als Legations-Medicus die Reiſe an den Hof des Kaiſers zu thun, wohin er während ſeines Aufenthalts in Japan als Ambaſſadeur gehen ſollte.

Sechste

Sechste Abtheilung.

Nachrichten von Java, und beſonders von Batavia.

Erſter Abſchnitt.

Beſchreibung der Stadt Batavia, der daſigen Merkwürdigkeiten, Einrichtungen und dergleichen.

Batavia iſt eine Stadt von anſehnlicher Größe und ſehr ſchön gebauet. Sie enthält viele prächtige maſſive Gebäude, in welchen die Zimmer ſehr groß ſind, und der freyen luft offen ſtehen; eine unter dieſem brennend heißen Himmelsſtriche, wo man Kühlung ſo nöthig hat, vortreffliche Einrichtung. Die Straßen ſind aber nicht gepflaſtert, weil die von den Sonnenſtrahlen erhitzten Steine den Füßen der Sklaven, welche barfuß gehen, und ſo gar den Füßen der Pferde, die hier nicht beſchlagen werden, zu vielen Schaden thun würden. Indeſſen findet man doch in den meiſten Gaſſen eine Reihe flacher Steine zur Bequemlichkeit für die Europäer. In allen Straßen ſind zu beyden Seiten große Bäume gepflanzt, die bey der Hitze etwas Schatten und Kühlung geben.

So wohl außerhalb der Stadt, als in derſelben, ſind allenthalben Waſſergräben gezogen, die an beyden

Seiten mit Mauern verſehen ſind. Auf dieſen Kanälen bringen große und kleine Böte allerhand Gartengewächſe, Früchte und andre Sachen, auch Gras für die Pferde, nicht nur in die Stadt, ſondern auch faſt in alle Gaſſen derſelben zum Verkauf. Sie ſind nicht tief, oft nicht tiefer als zwey Ellen. Ihr Waſſer leiten ſie nach der Rhede. Die Rhede iſt zwar groß und weit, aber ſeicht und ſchlammig.

Die Stadt iſt wohl befeſtigt, ganz und gar mit Wällen umgeben, und mit verſchiednen Thoren verſehen, bey denen eine gewiſſe Anzahl Soldaten ihren Poſten hat, und die jeden Abend zugeſchloſſen werden. Die Wälle indeſſen ſind weder ſehr ſtark noch breit. Die Citadelle liegt am einen Ende der Stadt gegen die Seeſeite, iſt ziemlich groß, und ſchließt zugleich den Rathsſaal, die Packhäuſer, verſchiedne andre wichtige Gebäude, als die Comtoire der Compagnie, die Rentkammer, das Zeughaus, die Laboratorien und dergleichen, und auch einige Wohnhäuſer in ſich. An der einen Seite der Mündung des Fluſſes liegt ein ſo genanntes Waſſer-Caſtell, deſſen Beſtimmung iſt, die Rhede zu beſchießen. Jetzt iſt es ſehr verfallen, und täglich ſtürzen große Stücke vom Mauerwerke herunter, die denn vom Waſſer bald weggeſpühlt werden. An den Kanälen in der Stadt ſind kleine ſteinerne Feſtungswerke angelegt, die mit Kanonen beſetzt ſind, und dazu dienen, die Gräben ſo wohl als die Straßen zu beſchießen, wenn Aufruhr entſteht. Auf ſolchen Fall iſt zugleich die Anſtalt gemacht, daß man in Geſchwindigkeit Kanonen auf die Gaſſen bringen kann, die in gewiſſer Entfernung von einander aufgeführt werden, um die Indianer und Sklaven zu zwingen, ſich in den Häuſern zu halten. Dieſe Vertheidigungs-Anſtalten ſind für ein Volk, das

in einem mit Gewalt eingenommenen Lande wohnt, und an Anzahl nur gering iſt, zwar nothwendig, erhöhen aber gewiß die Schönheit der Stadt nicht, und erwecken dem, welcher gewohnt iſt, über das, was er ſieht, Betrachtungen anzuſtellen, keinen angenehmen Begriff von der Art und Weiſe, wie die vielen Leckerbiſſen, Gewürze, koſtbaren Zeuge und theuern Meublen, deren ſich Europa mit ſo viel Vergnügen und Wohlluſt bedient, in dieſen entfernten Gegenden gewonnen und angekauft werden.

Die innerhalb der Citadelle befindlichen Packhäuſer, oder wie ſie eigentlich heißen ſollten, Magazine oder Waarenlager, der Compagnie, ſind angelegt, theils um darin Getreide, Reiß, Wein und andre Getränke, nebſt mancherley ſonſtigen Bedürfniſſen, nicht bloß zum Gebrauche für Batavia, ſondern auch für die meiſten übrigen Comtoire in ganz Indien; theils aber auch Spezereyen und verſchiedne andre Kaufmannsgüter für Europa und andre Handelsplätze darin aufzubewahren.

Auf der Rhede vor Batavia ſind ſehr viele Inſeln, die ſie nicht nur vor Stürmen ſchützen, ſondern auch der Holländiſchen Compagnie mancherley Vortheile verſchaffen. Sie hat auf demſelben Magazine für verſchiedne Waaren, ihre Schiffswerfte, und viele andre wichtige Gebäude und Anſtalten.

Auf der Landſeite hat Batavia eine ſehr große und ſchöne Vorſtadt, die nicht nur von Europäern, ſondern auch von Chineſern und Leuten von andern Indiſchen Nationen bewohnt wird.

Etwas weiter hinaus trifft man eine Menge Luſthäuſer mit den reitzendſten Gärten an. Hier bringen die Reichen und Vornehmen ihre geſchäfftfreyen Stunden zu, weil die Luft hier ſchon geſunder, als in der

Stadt iſt. Auf verſchiednen dieſer Luſtplätze ſah ich große mit Waſſer angefüllte Kruken, worin lebendige Goldfiſche waren, die mit ihren glänzenden Farben und ihrer überhaupt ſehr ſchönen Geſtalt prangten, und unter Muſchelblumen (Piſtia ſtratiotes), einem ganz ſonderbaren Gewächſe, das man gepflanzt hatte, um den Fiſchen Schatten zu geben, ſpielten.

Die Stadt Batavia hat ſechs Kirchen, zwey reformirte, eine Portugieſiſche, eine lutheriſche, eine Hoſpitalkirche, und eine in der Citadelle. Außerhalb der Stadt ſteht noch eine Portugieſiſche. Jede hat ihre Prediger, die man aus Holland kommen läßt, und welche hier in großem Anſehen ſtehen, und ſehr gut beſoldet werden.

So groß und volkreich dieſe Stadt iſt, trifft man hier doch weder Kaffeehäuſer, noch Weinkeller, noch Wirthshäuſer an; ſondern alle Fremde, ſie mögen mit Holländiſchen oder andern Schiffen kommen, ſind genöthigt, in der ſo genannten Herrenherberge zu logiren. Dies iſt ein großes, ſchönes, ſehr viele Zimmer enthaltendes Haus. Hier bekommt man nicht nur Aufwartung, Zimmer, Betten und Eſſen, wofür man täglich einen Ducaton oder anderthalb Thaler bezahlt, ſondern auch, wiewohl für beſondre Bezahlung, Kaffee, Wein und Bier. Außerdem iſt in dieſem Hauſe nicht nur ein ungemein großer Saal für größere Geſellſchaft, ſondern auch lange und an einer Seite offne Gallerien oder Gänge, wo man im Schatten ſitzen oder ſpatzieren kann, nebſt einem Billard. Kein Bedienter der Compagnie und auch kein Bürger darf irgend einem Fremden in ſeinem Hauſe für Geld Wohnung oder Beköſtigung geben; wer aber einen guten Freund oder Bekannten unentgeldlich und aus Gefälligkeit beherbergen will, dem iſt es nicht verbothen.

Verſchiedne Bürger halten Pferde und Wagen, die ſie nicht nur Fremden, ſondern auch andern, welche ſich keine eigne Equipage halten können oder wollen, für Geld zum Gebrauche überlaſſen. Einen ſolchen Miethwagen kann man auf Monathe, Wochen, Tage, auch einzelne Mahle bekommen. Man muß aber ſehr viel dafür bezahlen, und die Miethkutſcher werden gewöhnlich reiche Leute.

Vor der Stadt ſteht das aſtronomiſche Obſervatorium, das der Prediger Moor zur Beförderung der Wiſſenſchaften hat anlegen laſſen, welches aber jeƷt, nach dem Tode dieſes Mannes, von niemand gebraucht wird, und nur von dem Eifer ſeines würdigen Erbauers zeugt.

Zu Batavia iſt auch eine zum Gebrauche der Compagnie angelegte Buchdruckerey, wie auch eine ſehr gute Bibliothek, die ebenfalls der Compagnie gehört, und deren Verzeichniß ſchon im Jahr 1752 gedruckt iſt, nebſt einem Archiv.

Das Waſſer zu Batavia iſt weder ſehr geſund, noch eben wohlſchmeckend. Es enthält etwas Salz, wodurch leicht Diarrhöe verurſacht wird. Bey dem, welcher zuerſt hieher kommt, und mit Skorbut behaftet iſt, entſteht davon manchmahl ſo gar die rothe Ruhr. Die Einwohner laſſen es daher gemeiniglich einige Zeit in großen Japanſchen irdenen Kruken ſtehen, damit die unreinen Theile ſich auf den Boden ſetzen, und hernach löſchen ſie glühende eiſerne Stangen darin. So zubereitet kann man es ohne die mindeſten nachtheiligen Folgen trinken; auch iſt es denn zu Kaffee und Thee ſehr gut zu gebrauchen; man trinkt es auch wohl mit rothem Weine vermiſcht.

Ehemahls war Jaccatra eine von den Hauptſtädten der Inſel, ehe ſie von den Holländern im Jahr 1619 erobert, und das jetzt blühende Batavia, näher nach der See hin, angelegt wurde. Jetzt iſt Jaccatra nur eine Schanze, oder, wie man dergleichen hier nennt, ein Feldpoſten. Noch heutiges Tages wird zu Batavia jährlich das Andenken dieſer Eroberung gefeyert, indem man an dem Tage, da ſie geſchah, den 13. May, des Mittags alle Kanonen um die Stadt abfeuert.

Der General-Gouverneur zu Batavia führt einen ſehr großen und Fürſtlichen Staat. Beſonders fällt dieſer ſehr in die Augen, wenn er in ſeinem großen vergoldeten Staatswagen ausfährt. Er hat ſeinen eignen Stallmeiſter und Hofmeiſter, und eine Leibwache von zwölf Mann zu Pferde, nebſt zwey Trompetern, die alle in Uniform gekleidet ſind. Die Leibwache reitet ſehr oft mit bloßem Degen, die beyden Trompeter, einen Europäiſchen Läufer und vier Mohren als Läufer, alle ſchön gekleidet, vor ſich her, vor dem Wagen, und zur Seite des Wagens reitet ein Officier. Bisweilen reitet ſo gar ein Commando von funfzig bis ſechzig Mann, unter Anführung eines Fähnrichs oder Sergeanten hinter dem Wagen. Jedermann, die Rathsherren ausgenommen, muß ihm, wenn er vorbey fährt, ſeine Ehrerbiethung beweiſen: wer geht, muß ſtill ſtehen; wer fährt, ausſteigen. Im Rathe, der gewöhnlich Dienſtags und Freytags zuſammenkommt, ſitzt außer ihm ein General-Director, und fünf wirkliche Rathsherren, die nicht nur ihre Meinung ſagen und ihr Gutachten geben können, ſondern auch förmliche Stimme im Collegium haben. Außer dieſen ſind einige, bald mehr, bald weniger, extraordinaire Rathsherren, die nur ihre Meinung äußern und Rath geben dürfen, aber

kein Votum haben. In dieſe Rathsverſammlung darf niemand mit dem Degen kommen, ſondern dieſer muß allezeit draußen gelaſſen werden, wo ihn die Wache in Verwahrung nimmt. Der General-Gouverneur beſitzt völlig Königliche Macht und Autorität. Was ihm beliebt, dem ſtimmen die andern gemeiniglich bey; und wenn dieſe auch gegen ihn ſind, kann er die Sache doch zur Ausführung bringen, da er denn aber auch allein des Erfolges wegen die Verantwortung hat. Er beſitzt auch das Recht, mit den Indiſchen Fürſten Bündniſſe einzugehen, Krieg anzufangen und Frieden zu ſchließen. Ja er maßet es ſich ſo gar wohl an, wenn das Intereſſe der Compagnie es erfordert, Könige und Fürſten ein- und abzuſetzen. Der General-Director hat die höchſte Aufſicht über die Handlung, Waaren und Waaren-Magazine der Compagnie; von ſeiner Verwaltung hängt alles ab. Jeder Rathsherr hat die beſondre Aufſicht über eines von den andern Indiſchen Comtoiren, iſt dabey auch oft Präſident eines oder des andern von den in der Stadt befindlichen Collegien. Wenn ein Rathsherr mit zwey Läufern vor dem Wagen, jemand vorbeyfährt oder begegnet, ſo muß man, während man grüßt, mit dem Wagen ſtill halten. Wenn die Gemahlin des General-Gouverneurs ausreiſet, reiten zwey Trabanten voraus, und oft reiten zwölf Mann hinter dem Wagen.

Der Juſtiz-Rath zu Batavia, welcher aus einigen Mitgliedern, die in Holland ernannt werden, beſteht, iſt, ſo wie auch der Fiskal, vom großen Indiſchen Rath unabhängig. Dieſe Männer werden aber ſchlecht beſoldet, und ſie können nicht darauf rechnen, Schätze zu ſammeln. Mit verſchiednen von ihnen hatte ich Gelegenheit Bekanntſchaft zu ſtiften, und ſo wohl aus ihren Aeußerungen, als aus andern Umſtänden kam

es mir vor, daß die Gerechtigkeit hier keine Handelswaare iſt.

Außer dieſem Rathe, unter deſſen Gerechtigkeitspflege die Beamten und Bedienten der Compagnie, ſo wohl die hohen als niedrigen, in Civil- und Criminal-Sachen, auch was den Schleichhandel betrifft, ſtehen, hat die Stadt ihr eignes Rathhaus. Im Stadtrathe hat einer von den Mitgliedern des großen Indiſchen Raths den Vorſitz, und verſchiedne aus der Bürgerſchaft ſind unter dem Nahmen Schöpfen Mitglieder. Dieſer Rath entſcheidet in den vor ihn gehörenden Sachen, ſo gar über Leben und Eigenthum der Indier. Dergleichen Rathsherren-Aemter werden vom General-Gouverneur vergeben, und ehrſüchtige Leute, die ſich auf keine andre Art einen hohen Rang verſchaffen können, bezahlen dafür anſehnliche Summen.

Das Militair beſteht zum Theil aus Europäern, zum Theil aus Indiern, die ordentlich in Dienſt genommen und exercirt ſind. Dazu kommen noch die Bürgerſchaft und die Chineſer, welche ebenfalls, wenn Krieg entſteht, Dienſte thun müſſen. Die Officiere werden ſo wohl hier, als in ganz Indien als Bediente angeſehen, welche die Compagnie für verabredeten Sold zur Vertheidigung und zu ihrem Dienſte angenommen hat. Sie haben hier daher keinen Theil weder an der Verwaltung der Regierung, noch an der Betreibung des Handels. Eben ſo wenig hat man ihnen den Rang über die höheren Beamten eingeräumt, die in Anſehung des ſo unglaublich einträglichen Handlungsverkehrs für die nützlichſten und nöthigſten angeſehen werden. Die Soldaten, deren Anzahl das Jahr hindurch ſehr verſchieden iſt, je nachdem mehr oder weniger verheerende Krankheiten graſſiren, oder mehr oder weniger Schiffe ankommen,

werden oft aufs unbilligſte, ungerechteſte und härtſte behandelt. Die, welche von den ſo genannten Seelenverkäufern angeworben ſind, genießen in langer Zeit keinen Sold; und wenn ſie zum Genuſſe gelangen, bekommen ſie doch nicht mehr, als dreyzehn Holländiſche Stüber vom Gulden, wovon das meiſte zur Bekleidung abgeht. Nach überſtandnen Krankheiten pflegen ſie ſo bleich, als ein übertünchter Pfeiler, auszuſehen, und ſo mager zu ſeyn, daß ſie beynahe durchſichtig ſind.

Zu Batavia ſind zwey der Compagnie gehörige öffentliche Hoſpitäler. Das eine ſteht in der Stadt und heißt das Binnen-Hoſpital. In dieſem werden alle Kranke aus der Stadt und von den Schiffen aufgenommen, und zur Pflege der Kranken ſind drey Aerzte und zwey Wundärzte beſtellt. Das andre ſteht außerhalb der Stadt, und wird das Außen-Hoſpital (Buyten-Hoſpital) genannt. Hieher werden die Patienten aus jenem gebracht, ſo bald ſie anfangen zu geneſen, um hier eine friſchere Luft zu genießen, und mehr Bewegung zu haben. Außer jenen beyden findet man in der Stadt noch zwey Krankenhäuſer, wovon das eine den Mohren, und das andre den Chineſern gehört. Da ſo wohl in dieſen Lazareten und bey den Regimentern, als auch auf den Schiffen ſehr viele Wundärzte im Dienſte der Compagnie angeſtellet ſind, iſt über dieſe alle ein General-Chirurgus geſetzt, der jeden, entweder auf den Schiffen, oder im Lande, ſo placirt, als er für dienlich erachtet, welche Ernennung vom General-Gouverneur und der Regierung beſtätiget wird. — Auf der Rhede liegt allezeit ein ſo genanntes Wachtſchiff. Auf dieſem muß des Nachts einer von den mit den Schiffen angekommenen Wundärzten Wache halten; dies wechſelt unter ihnen von vier zu vier Näch-

ten ab, und keiner iſt davon ausgenommen. Mit zwey Ducatonen kann man ſich jedoch davon loskaufen, die einem andern den Dienſt dagegen verrichtenden Feldſcher ausgezahlt werden. Auf dieſes Wachtſchiff werden diejenigen gebracht, welche des Nachts krank werden, oder während der Zeit, da die Stadtthore verſchloſſen ſind, zu Schaden kommen. — Die Compagnie hat auch ihre Apotheke, welche alle Medicamente für die Kranken im Hoſpitale liefert. Dermahlen ſtand ſie unter meines Wirths, Doctor Hoffmanns, Aufſicht. Zum Gebrauch der nach Europa und den ſämmtlichen Indiſchen Comtoiren gehenden Schiffe aber wird die Arzney nach einer gewiſſen Anordnung und nach der Weite der Reiſe aus einem andern Magazine, oder hier auf Holländiſch ſo genannten Winkel geliefert, das zwey Vorſteher hat, welche jährlich anſehnliche Einkünfte haben.

Die Inſel Java iſt ungefähr hundert und vierzig Meilen von Oſten nach Weſten lang, und von Norden nach Süden zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen breit. Sie liegt unterm ſechsten Grade ſüdlicher Breite, und ungefähr dem hundert und vier und zwanzigſten der Länge.

Die Hitze iſt zwar nach dem Thermometer nicht übermäßig ſtark; ſie hält ſich gewöhnlich zwiſchen achtzig und ſechs und achtzig Grad nach Fahrenheitſcher Berechnung. Sie iſt aber doch ungemein drückend und läſtig, weil die Stadt niedrig und an der See liegt, die aus dem Meere und den ſtehenden Waſſern und Sümpfen aufſteigenden Dünſte unten in der Luft bleiben, und faſt gar kein Wind wehet, der die Dünſte vertheilen, und die Luft erfriſchen könnte. Gegen Abend macht ſich zwar ein Landwind auf, der aber wenig bedeutet, und ſehr ſchwach iſt. Dies macht, daß die Hitze außerordentlich beſchwert und entkräftet. Denn zwiſchen neun Uhr Vormittags

und vier Uhr Nachmittags kann man nicht außer dem Hauſe ſeyn, am wenigſten gehen, ohne vor Hitze zu verſchmachten und vor Schweiß zu vergehen, wenn man gleich die dünnſte Kleidung an hat.

Die das ganze Jahr hindurch zu Batavia herrſchenden Winde ſind entweder See- oder Landwinde, die ſich nach den Jahrszeiten verändern. In der ſchlimmen oder Weſt-Jahrszeit (Quaade Moeſſoon oder Weſt-Moeſſoon), welche auch die Regenzeit heißt, und hier für die Winterzeit angeſehen wird, im November oder den erſten Tagen des Decembers anfängt und bis zum März dauert, wehen die Landwinde aus Süd-Weſten und Weſten, worauf ſich gegen Mittag ein Seewind aus Nord-Weſten erhebt. In der ſo genannten guten Jahrszeit (Goode Moeſſoon) blaſen die Landwinde aus Süd-Oſten und Oſten, hernach aus Nord-Oſten, und endlich aus Norden.

Tag und Nacht ſind hier zu allen Zeiten des Jahrs beynahe gleich lang. Die Sonne läuft faſt gerade überm Kopfe weg, geht um ſechs Uhr auf und um ſechs unter. Dämmerung, die in unſern nördlichen Ländern ſo angenehm iſt, hat man hier nicht. So bald die Sonne unterm Horizonte iſt, wird es augenblicklich dunkel und die Luft kühl, und ſo bleibt es die ganze Nacht durch.

Zweyter Abſchnitt.

Von den Europäiſchen Einwohnern zu Batavia, deren Sitten, Lebensart und ſo weiter.

Zu Batavia findet man, wie zu Amſterdam, ein Gemiſch von allerley Nationen und Sprachen. Von den meiſten Indiſchen Völkern trifft man hier, von einigen

mehr, von andern weniger an, die hier wohnen, um in dieſer Hauptſtadt Oſtindiens ſich durch die Handlung zu bereichern.

Die Europäer zu Batavia verrichten ihre Geſchäffte gewöhnlich des Morgens früh. Auch ſind die Frühſtunden die Zeit, wo die ſämmtlichen Ober-Bedienten der Compagnie ſich zum Gouverneur begeben, um ihm Bericht abzuſtatten, und ſeine Befehle zu erwarten. Dieſe beſorgen denn ihre Arbeiten zwar zwiſchen neun und zehn Uhr, aber doch im Zimmer, und zwar wo es kühl iſt. Nach Mittag, ſo bald man gegeſſen hat, ein Paar Stunden Mittagsſchlaf zu halten, bis die größte Hitze des Tages vorüber iſt, wird als eine allgemein eingeführte Sitte beobachtet: eine Sitte, die unter einem ſo brennenden Himmelsſtriche ſehr zu entſchuldigen iſt. Ein Sklave muß während dieſer Mittagsruhe vor dem Sofa ſtehen, mit einem großen Fächer die Mücken verſcheuchen und zugleich ſeinem ſchlafenden Herrn eine angenehme Kühlung zuwehen.

Jeden Abend von ſechs bis neun Uhr iſt die allgemeine Viſiten-Zeit. Man beſucht alsdann ungebethen ſeine guten Freunde, und die Geſellſchaft vertreibt unter Geſprächen und bey einem Glaſe guten, meiſtens rothen Europäiſchen Weins, wobey aber ununterbrochen geraucht wird, die Zeit. So bald es neun ſchlägt, geht jeder zu Hauſe, wofern man nicht ausdrücklich gebethen wird, zum Abendeſſen zu bleiben. Gewöhnlich kommt man mit Rock, Perucke, Huth, Degen und Stock, und hat einen Sklaven bey ſich, der einen großen weiten Sonnenſchirm trägt. So bald die Complimente vorbey ſind, giebt man Huth und Stock dem Sklaven, nimmt die Perucke ab, und ſetzt auf den kahl geſchornen Kopf eine weiße baumwollne Mütze. Darauf legt man Rock und Degen ab, und läßt alles durch den

Sklaven zu Hauſe tragen. Die Geſellſchaft geht vor die Thür, und bringt den Abend auf einem erhöheten Abſatze draußen vor dem Hauſe zu. Zur erſten Bewillkommung wird gemeiniglich ein Glas Holländiſches Bier gereicht. Hernach wird Wein auf die Geſundheit eines jeden in der Geſellſchaft getrunken, bis jeder ſeine Bouteille, oder vierzehn Gläſer, bisweilen mehr, ſelten weniger, ausgeleert hat. Kommt ein Fremder von ungefähr in die Geſellſchaft, ſo iſt er allezeit willkommen. Bisweilen formirt ſich auch wohl eine Partie zum Kartenſpiel. Um neun Uhr kommt der Sklave wieder, um ſeinen Herrn zu Hauſe zu führen, manchmahl, wenn es vorzüglich dunkel iſt, auch wohl mehrere mit brennenden Fackeln.

Die Gaſtfreyheit wird hier ſehr hochgeſchätzt und allgemein ausgeübt. Die Vornehmen halten einen oder zwey Tage in der Woche offne Tafel, wo nicht nur gebethene, ſondern auch ungebethene Gäſte willkommen ſind. Ein Fremder, der genöthigt iſt, ſich hier eine längere Zeit aufzuhalten, darf ſich nur ein kleines Haus zur Wohnung, und einen Sklaven zur Aufwartung miethen. Wenn er dann nur eine und andre Bekanntſchaft geſtiftet hat, darf er für Eſſen und Trinken wenig ſorgen. Denn, nicht zu gedenken, daß ihm oft der Tiſch mehrerer Gönner offen ſteht, wird er jedesmahl da zu Mittag eingeladen, wo er zwiſchen eilf und zwölf Uhr ſeinen Beſuch ablegt. Um dieſe Zeit kommen die, welche in Geſchäfften ſtehen, von ihren Arbeitszimmern, und da wird zuerſt ein Appetit Schlückchen von Arrak, Wachholder-Branntwein, weißem Franzwein oder auch Japanſchen Sakki, genommen.

Zur Aufwartung haben die Europäer durchgängig Sklaven aus verſchiednen Oſtindiſchen Inſeln. Jeder

muß deren eine Menge halten, weil des heißen Clima wegen hier zwey Sklaven nicht ſo viel verrichten können, als am Cap einer. Beſonders hat das Frauenzimmer eine große Anzahl Sklavinnen. Selten geht eine Dame aus, ohne ihrer mehrere zur Aufwartung hinter ſich zu haben.

Die Kleidung der hieſigen Europäer iſt auf Europäiſche Art gemacht. Weſte und Beinkleider ſind gewöhnlich von weißem baumwollnen Zeuge oder von ſchwarzem Atlas, und der Rock von dünnem Oſtindiſchen ſeidnen Zeuge. Wiewohl die ganze Kleidung bisweilen kaum ein oder zwey Pfund wiegt, ſo iſt doch der Rock in dieſem heißen lande eine ſehr ſchwere laſt, und man ſchwitzt dabey ſo ſehr, daß man genöthigt iſt, ein oder zweymahl des Tages ein andres Hemd anzuziehen, obgleich man hier Hemden von feinem baumwollnen Zeuge trägt, das den Schweiß einſaugt.

Viele hieſige Europäer tragen zwar eine Perucke, die meiſten aber ihr eignes Haar, und zwar ſchlecht und recht, ohne alle künſtliche Friſur, glatt gekämmt, und faſt niemahls mit Puder. Das Frauenzimmer trägt weder Mützen, noch Hüthe, noch Kopfzeuge, noch dergleichen etwas, ſondern bindet das Haar, mit wohlriechendem Oehl etwas eingeſchmiert, aber ohne Puder, oben auf dem Kopfe in einen großen Knoten oder Wulſt zuſammen, und ihr ganzer Kopf= und Haarſchmuck beſteht lediglich in Juwelen, die ſie einſtecken, und Kränzen von wohlriechenden Blumen. Beſonders gehen ſie mit einem ſolchen Kranze von aufgereiheten Blumen der Sambaknachtblume (Nyctanthes Sambac) um den Kopf, wenn ſie gegen Abend Beſuch bey einander machen. Zu dieſem Gebrauche ſieht man auch alle Tage friſche Blumen dieſer Art in der Stadt zum Verkauf umhertragen.

Ihr Geruch iſt unbeſchreiblich angenehm; er gleicht dem Geruche der Pomeranzen- und Citronenblüthe, füllt das ganze Haus mit ſeinem lieblichen Dufte, und erhöhet das Vergnügen, welches man in der Geſellſchaft der hieſigen Damen hat.

Die Betten ſind hier ſehr einfach und kühl. Federbetten hat man wenig; ſondern man ſchläft meiſtens auf einer Matratze, einigen Kiſſen und einem Unterlaken, und deckt ſich mit einer Decke von dünnem Kattun, die nicht gefuttert iſt, zu.

Sonderbar kam es mir vor, daß ich ſo wohl in Privat-Häuſern als in den Packhäuſern oder Waaren-Magazinen die Kiſten faſt durchgängig auf Bouteillen ſtehen ſah. Man bedient ſich dieſer Vorſicht deswegen, weil, da die Luft ſich hier faſt gar nicht bewegt, und ſich nur wenig verändert, ſonſt nicht nur der Boden der Kiſte, ſondern auch die darin befindlichen Sachen ſehr bald ſchimmelich werden, verderben und endlich gar verfaulen würden.

Die Vornehmen fahren, wenn ſie um die Mittagszeit etwas außer Hauſe zu thun haben, in bedeckten Wagen. Dieſe Wagen ſind klein und leicht, und haben anſtatt der Fenſter dünne ſeidne Gardinen, die nicht nur die Sonnenſtrahlen abhalten, ſondern auch die Luft durch laſſen. Die Pferde vor ſolchen Wagen ſind gemeiniglich nur klein. Viele behelfen ſich auch mit bedeckten Cariolen. So wie hier aber in allen andern Stücken der Rang genau beobachtet wird, geſchieht dies auch bey den Equipagen. Wer nicht einen gewiſſen hohen Rang hat, darf keinen vergoldeten Wagen brauchen; Leute von gewiſſem geringern Range dürfen nur in angemahlten, andre aber müſſen in unangemahlten Wagen fahren.

Die Indier haben weder Weitzen- noch Rockenbrot. Das wenige Brot, welches die Europäer in der Stadt sehr ſparſam, meiſtens zu Fleiſchſpeiſen, eſſen, wird von demjenigen Weitzen gebacken, der vom Vorgebirge der guten Hoffnung hieher gebracht wird. Die Indier eſſen ſtatt des Brots allezeit Reiß, nicht nur allein, ſondern auch zu allen andern Gerichten. Zu dieſem Gebrauche wird der Reiß nur in Waſſer gekocht, und wenn das Waſſer abgelaufen iſt, auf große Piſangblätter geſchüttet, mit den drey erſten Fingern gefaßt und ſo in den Mund geſtopft.

An den Tiſchen der Vornehmen und Reichen iſſet man ſehr häufig Suppen von Indiſchen Vogelneſtern. Dieſe Suppen ſind ungemein nahrhaft und wohlſchmeckend; zu Cap hatte ich dergleichen auch ſchon gegeſſen. Auf andre Art werden die Vogelneſter gewöhnlich nicht zubereitet. Sie beſtehen aus gallertartigen Fäden, und werden zu einem durchſichtigen Gelée in warmen Waſſer aufgelöſet. In den Javaſchen Gebirgen findet man ſie ſehr häufig.

Verſchiedne Gartengewächſe, Früchte, Wurzeln, Blumenkohl und dergleichen nicht nur, ſondern auch Fiſche, werden hier häufig mit Eſſig eingemacht. Solche eingemachte Sachen haben hier den allgemeinen Nahmen Attjes, und werden zum Braten, auch zu manchen andern Gerichten gegeſſen, um den Appetit zu reitzen und den Magen zu ſtärken. Den Eſſig ſchärft und verſtärkt man mit hinein gelegtem Spaniſchen Pfeffer, daher werden dergleichen eingemachte Sachen ungemein hitzig und brennend. Unter andern macht man auf dieſe Art Gurken, Melonenſchale, und die aromatiſchen Wurzeln vom Bambobaume ein, welche letztere auch aus China nach Europa gebracht werden.

Milch wird in den Europäiſchen Haushaltungen in großer Menge gebraucht. Sie wird auch täglich zur Stadt zu Kauf gebracht.

Die Holländer brauen hier bisweilen eine Art Bier, das dünnes Bier (Kleyn-Bier) heißt. Es wird friſch, und zwar gegen Abend getrunken. Man trinkt es während des Aufgährens, und es giebt einen ſtarken Knall jedesmahl, wenn man die Kalabaſſe oder Flaſche öffnet, ſchäumt ſtark im Glaſe, dehnt den Magen etwas aus, und erhält offnen Leib. Der Geſchmack iſt angenehm; allein, da man gar keinen Hopfen dazu nimmt, kann es ſich nicht über vier und zwanzig Stunden halten.

Arrak wird nirgend ſo gut gemacht als auf Java. Zur Verfertigung deſſelben ſind außerhalb der Stadt mehrere ſehr anſehnliche Brennereyen angelegt, die aber, nebſt dem ausſchließenden Rechte, Arrak zu brennen, verpachtet ſind, und zwar nur von Chineſern in Pacht genommen werden. Reiß iſt das vornehmſte Ingredienz, woraus dies geiſtige Getränk in großen Pfannen oder Blaſen, nach vorhergegangenem ſtarken Gähren, mit Zuſatz von Waſſer, Syrup aus den Zuckerſiedereyen und Saft von Kokosbäumen deſtillirt wird. Man gebraucht den Arrak in ganz Oſtindien ſtatt des Branntweins, und zugleich, ſo wie in der übrigen von Europäern bewohnten Welt, als das beſte Mittel Punſch zu machen. Von allen andern deſtillirten Getränken unterſcheidet er ſich durch ſeinen eignen und beſondern Geruch und Geſchmack. Man hat ihn von dreyerley Grad der Stärke. Der am wenigſten ſtarke wird von den Chineſern bey ihren Luſtbarkeiten warm aus Taſſen getrunken. Der weiße, welcher Kneip heißt, und ſogleich auf Bouteillen gezapft wird, iſt ſtärker, und wird größtentheils in Indien verbraucht. Wenn der Arrak auf Tonnen und Fäſſer gefaßt iſt, um

auswärtig verführt zu werden, färbt er ſich vom Holze, und wird der braune Arrak, der ſo häufig in Europa verkauft, und zum Punſch gebraucht wird.

Die Hitze des hieſigen Clima bringt bey den hieher kommenden Europäern die Wirkung hervor, daß ſie mit der Zeit träger, unthätiger und weniger munter, als in kalten Ländern, werden, und der fleißigſte und arbeitſamſte verfällt hier nicht ſelten wider ſeinen Willen in Faulheit und Müßiggang.

Eben dieſe hier beſtändig herrſchende Hitze, in Verbindung mit den feuchten Nebeln, die ſich lange unten in der Luft aufhalten, ohne ſich zu vertheilen, trägt auch viel dazu bey, das Land und beſonders die Stadt ſelbſt ſehr ungeſund, und die Sterblichkeit ſo groß zu machen, daß verſchiedne die Stadt das Grab der Europäer nennen. Ich muß aber auch geſtehen, daß der von allerhand Sachen, die man, ohne daß die Polizey darauf achtet, in den Fluß wirft, entſtehende Geſtank und die eigne unbedachtſame Lebensordnung, welche die hieſigen Europäer beobachten, ebenfalls ſehr ſtark wirkende Urſachen der jährlich ſo viele von ihnen wegraffenden Verheerung ſind. Die geringen Leute verſehen es meiſtentheils durch Eſſen von Früchten und Gebrauch des Arraks zur unrechten Zeit; und die Vornehmen bedienen ſich mehr, als in einem ſo heißen Erdſtriche geſchehen ſollte, nicht nur nahrhafter und ſtarker Speiſen, ſondern auch hitziger Getränke. Dieſe letzteren werden gewöhnlich von Faulfiebern befallen, woran ſie binnen drey Tagen, oft ſchon innerhalb vier und zwanzig Stunden, ſterben. Die erſteren werden auch wohl von faulen Fiebern, noch häufiger aber von der rothen Ruhr getödtet; und von denen, die durchkommen, behalten die meiſten einen großen ausgeſpannten Unterleib, nebſt Verſtopfung in irgend einem

der innern Theile (Placenta febrilis), die nicht leicht ſich vertheilt oder vergeht, wenn ſie nicht nach einem Comtoir geſchickt werden, wo friſchere und kältere Luft iſt. Wer die ſtärkſte Geſundheit zu haben ſcheint, iſt am meiſten in Gefahr das Leben zu verlieren, dagegen Schwache, und Frauensperſonen es am längſten und beſten aushalten, obgleich auch dieſe, wenn ſie aus Europa roſenrothe Wangen mitbrachten, dieſe geſunde Farbe bald verlieren und hernach ſo blaß werden, daß ſie wie ein ausgewrungnes Laken ausſehen. — Daß es aber unter den Indiern, die von Früchten und Gartengewächſen leben, und nur Waſſer trinken, bisweilen Leute giebt, die vom Blaſenſteine geplagt ſind, ſollte faſt unmöglich ſcheinen. Und doch habe ich dergleichen angetroffen. Einer von den Sklaven meines Wirths hatte einen ſehr großen Stein in der Blaſe, woran er endlich ſtarb. Nach ſeinem Tode öffnete mein Wirth ihn in meiner Gegenwart, und der Stein wog $4\frac{1}{4}$ Loth.

In vorigen Zeiten, beſonders nachdem die Handlung der Oſtindiſchen Compagnie zu Stande gekommen war, reiſeten wenig Leute von Anſehen nach Batavia, weil man dieſen Ort für eben ſo gefährlich, als die Reiſe dahin ſelbſt anſah. Ein großer Theil der hieſigen Beſazung und der am Bord der hieher gehenden Schiffe dienenden Leute hat damahls alſo wohl aus ſolchen beſtanden, die in Europa Verbrechen begangen und ſich in der Nothwendigkeit geſehen hatten, ihr Vaterland zu verlaſſen, oder die auch wegen widriger Schickſale und Mangel an Ausſichten für die Zukunft gezwungen geweſen waren, ihr Glück auf der See und jenſeits der See zu ſuchen. Dieſe machten indeſſen ihr Glück, ſchwangen ſich mit der Zeit zu den höchſten Aemtern empor, und verſchiedne kamen von Zeit zu Zeit reich und begütert, mit einer Menge

Indiſcher Schätze und Koſtbarkeiten zurück. Dies munterte andre auf, ebenfalls ihr Glück zu ſuchen, und die Hoffnung dazu wurde nach und nach ſo groß und allgemein, daß jetzt Männer und junge Leute von guter Geburt und cultivirten Sitten, ja ſo gar Adlige zum Theil von hohem Range, ſich in Dienſt der Compagnie annehmen laſſen, und die Reiſe nach Batavia machen. Gewöhnlich gehen dieſe als Unter-Kaufleute aus, um die Erledigung einer einträglichen Bedienung abzuwarten. Obgleich ſolche vornehme Herren jetzt jährlich dahin gehen, und viele Empfehlungen und viel Hoffnung mitbringen, ſo iſt doch ſehr zu zweifeln, daß durch dieſe, übrigens dem Anſchein nach nützliche Veränderung der Vortheil der Compagnie nie beſſer als bisher befördert werden wird, weil dazu nicht Geburt oder Rang, ſondern Geſchicklichkeit und Dienſteifer erfordert wird. Denn ob man ſchon vermuthen ſollte, daß dieſe auch der genoßnen beſſern Erziehung wegen mehr als andre gelernt haben müßten, ſo ſind ſie doch oft nur ſehr wenig brauchbar. Man ſieht wohl, daß ihre Abſicht nicht ſo wohl dahin geht, der Compagnie nützliche Dienſte zu leiſten, als vielmehr, nur zu einer ſolchen Bedienung zu gelangen, wobey ſie in Geſchwindigkeit reich werden, und mit der gemachten Beute, die nicht gering ſeyn darf, je eher je lieber nach Europa zurückkehren können, um da von ihren Zinſen zu leben, und einen ihren geleiſteten Dienſten, ihrem hohen Range und ihrem Verſtande angemeßnen Aufwand zu machen. Zu dieſem Endzwecke war mit dem Schiffe, auf dem ich von Cap hieher kam, ein junger Baron S *** de C *** angekommen, und zu Batavia ſtolzierte jetzt ein Graf von B ***, während er mit Ungeduld auf ein erledigtes Amt wartete, das ſo wohl ſeine Ehrſucht als ſeine andern Bedürfniſſe zu befriedigen im Stande wäre.

Dritter Abſchnitt.

Von Handlung, Manufacturen und Münzen zu Batavia.

Die Schiffs-Officiere pflegen, wenn ſie nach Batavia kommen, für eigne Rechnung, aus Holland und vom Cap mancherley Kaufmannswaaren mitzubringen, die ſie hier verkaufen, und wobey ſie gewöhnlich anſehnlich gewinnen.

Der Preis der Waaren iſt ſo wohl hier, als an andern Indiſchen Handelsplätzen ſehr vieler Veränderung unterworfen. Wenn viele Schiffe von einem Orte ankommen, ſo wird auch eine Menge gewiſſer Waaren hergebracht, deren Preis alsdann natürlicher Weiſe fällt. Wenn im Gegentheil die Schiffe lange zögern oder wohl gar ausbleiben, ſo werden gewiſſe Waaren ſelten und theuer. So hat man zu Batavia manchmahl einen Schinken mit ſechs und dreyßig Holländiſchen Thalern bezahlt. Ueberhaupt rechnet man hier den Gewinn zwiſchen dreyßig und vierzig Procent, bisweilen beläuft er ſich aber auch wohl auf hundert Procent.

Verſchiedne aus Holland kommende Waaren werden zu allen Zeiten ſehr geſucht, und von den hier wohnenden Europäern, die Handlung treiben, aufgekauft. Dahin gehören geräucherte Schinken, Holländiſcher Käſe, Holländiſches Bier, und verſchiedne Arten Wein, beſonders rother, auch Selterwaſſer. Der Wein wird in wohl zugepfropften Bouteillen, das Bier aber in Tonnen gebracht; das letztere wird auch tonnenweiſe verkauft, und nachdem es ans Land gebracht iſt, und ein Paar Tage ſtill gelegen hat, damit es ſich ſetzen könne, auf Bouteillen gezapft. Es hält ſich nicht nur auf der Reiſe, ſondern auch hier, wenn es abgezapft iſt, ohne

ſauer zu werden. Verſchiedne andre Waaren werden ebenfalls mit gutem Vortheil verkauft, als Juwelen, Zeuge, wollne Plüſche, die Kutſchen auszuſchlagen, Matroſenmeſſer, andre Eiſenwaaren und dergleichen.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung wird nicht viel hieher zu Kauf gebracht. Mandeln und Roſinen, die zum Behuf des Krankenhauſes aufgekauft werden, bringen etwas ein. Mit Eiſen wird indeſſen noch der vortheilhafteſte Handel getrieben. Verſchiedne Unter-Officiere auf dem Schiffe, mit welchem ich fuhr, hatten von den Schmieden zu Cap eine Menge Eiſen erhandelt, das dieſe für untauglich anſahen, hauptſächlich kleine und große Stückchen, die nach dem Schmieden abgehauen und übrig geblieben waren. Dieſe Eiſenſtückchen, wovon ſie zu Cap das Pfund für zwey Holländiſche Stüber eingekauft hatten, verkauften ſie hier an die Chineſer, die ihnen für das Pfund fünf Stüber wieder bezahlten.

Aus dieſem allen erhellet, daß in ganz Oſtindien die Handlung weit riskanter als in Europa iſt. Daher geht hier auch die vornehmſte Handlungs-Speculation dahin aus, genau auszuforſchen und zu wiſſen, welche Waaren an dem und dem Orte zu einer gewiſſen Zeit häufig vorhanden, oder wenig anzutreffen ſind oder ſeyn werden.

Baumwolle und Seide machen in ganz Oſtindien den Stoff aus, woraus die Indier ihre Kleidung verfertigen, und wovon, entweder roh, oder verarbeitet, jährlich eine unglaubliche Menge an die Europäer verkauft wird. Auf der Inſel Java wird zwar keine Seide bereitet; von Baumwolle aber ſind zwey verſchiedne Arten vorhanden. Die eine wächſt auf einem ſehr hohen Baume, der eine große, ausgebreitete und ſchöne Krone hat; es iſt der Wollſame mit fünf Staubfäden (Bombax pentandrum). Die den Samen in der Hülſe umgebende

Baumwolle bekommt den Nahmen Kapok, und wird nicht geſponnen, ſondern nur zu Matratzen, Bettpolſtern und Kopfkiſſen gebraucht. Die andre trägt ein Buſch oder Strauch, der in der Zeit eines halben Jahrs zu Mannshöhe hinaufwächſt, und hernach vor Ablauf eines Jahrs vergeht. Dies iſt die krautartige Baumwolle (Goſſypium herbaceum). Dieſe giebt in ihren Samenhäuschen eine viel feinere und beſſere Wolle, die Kapas heißt, geſponnen, und zu unzähligen Arten baumwollner Leinwand, wenn ich des Ausdrucks mich bedienen darf, und Kattune, von unzähligen Graden der Feinheit, gewebt wird. Von dem in der Baumwolle ſelbſt eingeſchloſſen liegenden Samen wird ſie auf die Art abgeſondert, daß ſie auf ſtraff ausgebreitete Tücher gelegt, und mit Stöcken ſo lange geſchlagen wird, bis aller Same ſich abgeſondert hat.

Zucker iſt der vornehmſte Gegenſtand der Handlung der Holländer nach Japan. Zu Brot- oder Huthzucker aber darf hier kein Zucker raffinirt werden; das darf allein in Holland geſchehen. Aller Zucker, der in ganz Oſtindien gebraucht wird, iſt entweder Bruſtzucker oder Puderzucker. Der Bruſtzucker wird meiſtens zum Thee oder Kaffee, der Puderzucker ans Eſſen und zum Einmachen verſchiedner Beeren und Früchte gebraucht. Man macht hier dergleichen mit Zucker viel ein, als Gewürznägelein und halb ausgewachſene Muskatnüſſe, die man zum Thee ißt, um den ſchwachen und ſchlaffen Magen zu ſtärken.

Der Spezerey-Handel verſchafft der Holländiſchen Compagnie unſtreitig den allergrößten Gewinn. Daher wird auch keinem Privat-Manne, er ſey Bürger, oder Schiffs-Officier, oder bekleide irgend ein Amt, oder eine Bedienung im Dienſte der Compagnie, erlaubt, damit zu handeln; ſondern die Compagnie hat ſich allen

Handel damit als ein Monopolium vorbehalten. Treibt jemand Schleichhandel damit, und iſt ſo unglücklich entdeckt zu werden, ſo koſtet es ihm allezeit das leben, oder wenigſtens wird er gebrandmarkt und muß auf lebenszeit ins Gefängniß.

Opium, das hier durchgängig Amphion heißt, iſt ebenfalls eine Waare, womit nur die Compagnie ausſchließend handelt, und die außerdem als die ärgſte Contrabande angeſehen wird; auf den Schleichhandel damit ſind gleichfalls die ſchwerſten Strafen geſetzt. Meiſtentheils wird das Opium aus Bengalen gehohlt. Es bringt der Compagnie unſägliches Geld ein. Das Recht, es zu verkaufen, wird an einige, meiſtens vornehme, Bediente der Compagnie, als an General-Pächter verpachtet, die anſehnliche Summen dafür bezahlen. Dieſe verpachten hernach wieder an andre das Recht im kleinen damit zu handeln, oder vielmehr, ſie verkaufen andern das Opium im großen zu ſehr hohem Preiſe, die es an die Indier in kleinen Quantitäten wieder verkaufen. Da nun verſchiedne von den Vornehmſten Theil an jenem Großhandel haben, ſo wird ſehr ſorgfältig darauf geſehen, daß kein Opium heimlich eingebracht werden kann, und jeder, der gegen dies Verboth der Einfuhr ſündigt, der ganzen Strenge der Geſetze übergeben wird.

Die Indiſchen Vogelneſter ſind ein vortheilhafter Handels-Artikel, beſonders in China. Die Handlung damit iſt ebenfalls ein Monopolium der Holländiſchen Compagnie, und wird meiſtentheils dem Meiſtbiethenden pachtweiſe überlaſſen.

Zölle, Thorſchreiber und andre dergleichen Einrichtungen, die in ländern, wo die Handlung blühen ſoll, billig weder dem Verkäufer noch dem Käufer Hinderniſſe in den Weg legen ſollten, giebt es zwar weder hier, noch in andern

Indiſchen Handelsplätzen. Aber doch muß von allen Waaren, die vom Schiffe gebracht, und im Lande verkauft werden, eine gewiſſe Abgabe entrichtet werden. Dieſe Abgabe iſt jetzt an eine Geſellſchaft Chineſer verpachtet, die zwar auf eine anſtändige und beſcheidne Art die Packkaſten durchſuchen, Koffer aber und kleine Kaſten unangerührt laſſen.

Auf Bodmerey wird hier häufig Geld ausgeliehen, aber die Zinſen dafür ſind ſehr hoch, wiewohl auch, im Verhältniſſe zu der jedesmahligen Weite der Reiſe, und zu der größern oder geringern Gefahr auf dieſer oder jenen See, ſehr verſchieden. Die Fahrt nach Japan wird für eine der gefährlichſten in ganz Oſtindien angeſehen. Die Bodmerey-Zinſen während derſelben belaufen ſich daher auf zwanzig bis fünf und zwanzig Procent, welche bezahlt werden, wenn man nach glücklich zurückgelegter Reiſe nach Batavia zurückkommt. Verunglückt aber das Schiff unterweges, ſo fällt alle Forderung weg, und der Schuldner bezahlt alsdann nie das geringſte für ein Capital, das ihm gegen hohen Zins auf Gewinn und Verluſt geliehen war.

Wenn Schiffe von hier abgehen wollen, pflegen ſie ſich auf ihre ganze Reiſe hier mit den nöthigen Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen zu verproviantiren. Beſonders nehmen ſie eingemachte Fiſche, Hühner, Enten, Gänſe, Eyer, Waſſermelonen, Pompelmuſe, Kokosnüſſe, wie auch Arrak und Reiß, im größten Ueberfluſſe mit. Dieſe Sachen bekommen ſie hier auch für ſehr billigen Preis.

Der Handel mit den Landes-Produkten, als Kaffee, Zucker, Vogelneſter und dergleichen, beruhet faſt ganz auf einem einzigen Manne. Dieſer hat den Titel Commiſſarius über die Eingebohrnen oder Einländer. Außer

ihm treibt faſt niemand Verkehr mit den Landeseingebohrnen. Dieſe zwingt man, ihre Waaren zum niedrigſten Preiſe abzuſtehen; und ſo gewinnt jener Commiſſarius bey dem Handel damit ganz erſtaunliche Summen. Dieſer Mann, deſſen Bedienung unſtreitig eine der allereinträglichſten iſt, verdient außerdem noch unglaublich viel Geld durch die Summen, welche er gegen die unbilligſten Zinſen vorſchießt.

Die zu Batavia gebräuchlichen Münzſorten ſind entweder Indiſche oder Europäiſche. Holländiſche Dukaten ſind ziemlich ſelten. Am häufigſten ſind Ducatonen, Piaſter, Schillinge, beſonders die ſo genannten Schiffsſchillinge und die Deute, welche letztere die Compagnie ſchlagen läßt, und die auch mit dem Wapen der Compagnie bezeichnet ſind. Dieſe Javaſchen Deute ſind, wie man leicht denken kann, von Kupfer. Auf der einen Seite ſieht man Javaſche Buchſtaben in drey Reihen, die von einem punktirten Zirkel umgeben ſind; auf der andern einen Kranz, in welchem die Worte Duyt Javas nebſt der Jahrzahl ebenfalls in drey Reihen ſtehen. Man hat ihrer halbe und ganze; ſie dienen zu Scheidemünze, oder um Kleinigkeiten von Obſt oder Grünigkeiten zu kaufen, ſind aber mehr im Lande unter den Indiern, als in der Stadt gång und gebe. Im Handel und Wandel bedient man ſich am meiſten der Rupien, ſo wohl goldner, als beſonders ſilberner. Es giebt deren nicht nur ganze, ſondern auch halbe; jene ſind hier gebräuchlicher, als dieſe. Eine goldne Rupie gilt zehn Thaler, eine ſilberne gewöhnlich einen halben Thaler. Die, welche hier circuliren, ſind an verſchiednen Orten geprägt, und kommen aus mancherley Ländern hieher. Zu Batavia hat die Compagnie unter dem Nahmen des Regenten von Madura ganze und hal-

be goldne, und ganze ſilberne Rupien ſchlagen laſſen. Man kennt ſie an der beygeſetzten Jahrzahl der chriſtlichen Zeitrechnung. Die goldnen ſind ſehr blaß wegen des untergemiſchten Silbers. Spaniſche Piaſter, ſo wohl die neuen, als vorzüglich die alten, kommen häufig vor, und ſind den Indiern ſehr willkommen. Auch von den in Amerika geprägten eckigen und abgeſchlagnen Piaſtern, die von den Manilliſchen Inſeln hieher kommen, giebts viele, theils ganze, theils halbe, theils in noch kleinern Stücken; ſie ſind von ſehr feinem Silber. Bisweilen ſah ich auch ſilberne Kaiſerthaler, etwas kleiner als Piaſter. Dieſe werden gemeiniglich von ſolchen, die nach Europa zurückreiſen, eingewechſelt, weil darauf wenig verlohren wird. Ducatonen, beſonders die gereiften, werden hier zu achtzig Holländiſchen Stübern gerechnet. Man hat auch eine Art kupferner Münze, die der Gouverneur Swardekron hat ſchlagen laſſen, die aber auf Koromandel mehr als hier im Gebrauche ſeyn ſoll. Sie hat die Größe eines Schwediſchen Stübers und die Dicke eines Rundſtücks *). Auf der einen Seite ſieht man einen doppelten Rand, worin Batavia und die Jahrzahl zu leſen iſt; in der Mitte ein Schwert. Auf der Seite iſt das Wapen der Compagnie, und darüber die Worte: ½ Stüber, zu ſehen. Ueberdies circuliren hier ſo gar unter den Europäern auch Chineſiſche Peetchen (Peijes), die aus Meſſing gegoſſen ſind, in der Mitte ein viereckiges Loch, und auch die Größe und Dicke eines Rundſtücks haben. Man reihet ihrer eine gewiſſe Anzahl auf Band oder Fäden, und bezahlt ſo, nicht aber durch einzelnes Abzählen, damit. Sie kommen aus China durch Chineſiſche Kaufleute hieher.

*) Sie iſt alſo ungefähr ſo groß, als ein Vierguteroſchenſtück; und ſo dick als ein Pfenning.

Vierter Abſchnitt.

Von den Sprachen zu Batavia und auf Java überhaupt.

Da man zu Batavia, wie zu Amſterdam, ein Gemiſch von allerhand Nationen und Völkern findet, ſo iſt es auch natürlich, daß hier eine große Menge Sprachen geſprochen wird. Unter den Europäern wird aber doch allgemein die Holländiſche geredet, und mit den Sklaven, ſo wie im Umgange mit andern Indiern, bedient man ſich gemeiniglich der Maleyiſchen Sprache. Dieſe iſt in der ganzen öſtlichen, und einem Theile der weſtlichen Hälfte Oſtindiens ſo durchgängig eingeführt, daß man ſich damit, auf gleiche Art, als in Europa mit dem Franzöſiſchen, überall forthelfen kann. Sie iſt eine Mundart der Arabiſchen, wird auch mit Arabiſchen Buchſtaben geſchrieben. Man hat im Maleyiſchen die Ueberſetzung eines Theils der Bibel, verſchiedne kleine Wörterbücher, eine Grammatik und einige Gebethbücher. Dieſe Sprache iſt leicht zu lernen, ſehr einfach und ungekünſtelt, auch klingt ſie angenehm. Für Leute von den verſchiednen Völkern, welche dieſelbe verſtehen und ſprechen, und ſich dabey zum Chriſtenthum bekennen, hat die Compagnie hier eine Kirche bauen laſſen; auch beſoldet ſie die Prediger bey derſelben. Imgleichen hält die Compagnie auf eigne Koſten einen Ueberſetzer oder Translator, ſo wohl für die Maleyiſche, als die Javaſche Sprache. Auch wird hier, ſo wie in den meiſten andern Indiſchen Beſitzungen, wo die Portugieſen vormahls gehandelt und ihre Sprache ausgebreitet haben, ein gebrochnes Portugieſiſches geſprochen. Daher iſt auch noch jetzt eine Portugieſiſche Kirche und Gemeine in der Stadt vorhanden, und außerdem

noch eine andre, die auf Koſten der Compagnie unterhalten wird, und wozu ſich ein großer Theil der ſchwarzen Chriſten hält. Dieſe Kirchen haben auch verſchiedne in Portugieſiſcher Sprache gedruckte Kirchen-, Agenden- und Gebetbücher.

Die mir zu Geſicht gekommnen Maleyiſchen Bücher ſind folgende: Malaica Collectanea Vocabularia, (oder Sammlung Maleyiſcher Wörterbücher) Batavia 1707 und 1708. 4., wovon der erſte Theil ein, und der zweyte zwey verſchiedne Wörterbücher enthält. — Dictionarium Malaico-Latinum et Latino-Malaicum opera et ſtudio Davidis Hex. Batav. 1707. 4. — Dictionarium of de Woord ende Spraek-Boek in de Duytſche ende Maleyſche Tale, F. de H. Batavia 1707. 4. (oder Holländiſches und Maleyiſches Wörterbuch). — Maleiſche Spraak-Kunſt, (Grammatik) von Georg Heinrich Werndly, Amſterdam 1736. 8. — 'El-kitâb, 'ija 'itu, Segala Surat, Perdjandjan lama dan baharuw. Amſterdam 1733. 4. (die heilige Bibel in die Maleyiſche Sprache überſetzt). Das neue Teſtament iſt 1731 gedruckt. — Sj l X R Segala Maſmur p Dâûd, (Davids Pſalmen) Amſterdam 1735. 4. — Ta X Limu -l Dini'l Meſe H H i Ji, ija 'itu, Pang' adjaran 'agama. Amſterdam 1735. 4. — Nieuwe Woordenſchat in Nederduitſch, Maleidſch en Portugeeſch. Batavia 1780. 8. (Neues Nieder-Deutſches, Maleyiſches und Portugieſiſches Wörterbuch).

In Portugieſiſcher Sprache ſind mir folgende Bücher vorgekommen: Do Vehlo Teſtamento, o primeiro Tomo. Batavia 1748. 8. — Do Vehlo Teſtamento, o ſegundo Tomo. Batavia 1753. 8. — O novo Teſtamento. Batavia 1773. 8. — Catechiſmo. Colombo 1778. 8. — Os CL Pſalmos David; Co-

lombo 8. Dies iſt ein in Oſtindien gebräuchliches Portugieſiſches Geſangbuch mit muſikaliſchen Noten; die neueſte Auflage iſt von 1778, die man mir nach meiner Ankunft zu Upſala von Batavia zugeſchickt hat.

Von allen angeführten, ſo wohl in Maleyiſcher als Portugieſiſcher Sprache gedruckten, nebſt verſchiednen noch ſeltneren in Singaleſiſcher, Malabariſcher und Tamuliſcher Sprache, Büchern habe ich der Upſalaſchen Univerſitäts-Bibliothek ein Exemplar einverleibet.

Da die Erlernung der Maleyiſchen Sprache für den, welcher ſich einige Zeit in Oſtindien aufzuhalten hat, unentbehrlich iſt, noch weniger aber ſolche, die verſchiedne daſige Länder und Oerter zu bereiſen haben, ihrer entrathen können, ſo ſieht ſich jeder ankommende Fremde genöthigt, ſich ſogleich auf dieſelbe zu legen, zumahl da man nicht einmahl einen Sklaven zu ſeiner Aufwartung gebrauchen kann, ehe man die am meiſten vorkommenden Wörter gelernt hat. Meine erſte Bemühung zu Batavia ging deswegen dahin, mir dieſe Sprache bekannt zu machen. Zugleich ſetzte ich mir zu meinem Gebrauche ein kleines Verzeichniß ſolcher Wörter auf, von denen ich glaubte, daß ich ihrer am meiſten bedürfen würde. Vielleicht iſt dieſes kleine Lexicon für dieſen und jenen, der in jene Gegenden reiſet, von einigem Nutzen; vielleicht finden auch Kenner der Morgenländiſchen Sprachen es nicht ganz unintereſſant. Ich will es daher hieher ſetzen.

Abend, Nachmittag	Soré	Affe	Monjet
		Allein	Sandiri
Abkühlen	Arang	Allzuſammen	Samonja
In Acht nehmen	Simpang	Alt	Tua
		Anfangen	Mulai
Ader	Urat	Angehen	Faduli
Aderlaſſen	Kular darat	Angeſicht	Mukka

Antworten	Menjaut
Anvertrauen	Pentjaja
Arbeiten	Kria
Arm, Aermel	Pundak
Arm, dürftig	Miſkin
Armuth	Kaſiakan
Arzt, Wundarzt	Guru
Arzney, Pulver	Obat
Arzneykaſte Apotheke	Tampat obat
Aſche	Abu
Athem	Napas
Aufhören	Suda
Aufklettern	Najik
Aufpaſſen	Jaga
Aufſtehen	Bangong
Aufwecken	Kria bangong
Aufwinden	Parreknaik
Aufziehen (Kinder, Vieh)	Piara
Auge	Matta
Aus	Luar
Außer	Diluar
Ausgehen	Kaloar
Ausſuchen	Pili
Ausſtehen	Tan
Bald, geſchwind	Lakàs
Bang	Takkot
Bart	Jingot
Bauch	Prut
Befehlen	Suru
Begegnen	Katombu
Begehren	Minta
Begraben	Tanam
Begreifen	Mananti
Beißen	Pigit
Bekommen, finden,	Dappat
Berg	Gunong

Beſen	S'papo
Beſſer	Lebi bai
Betrübt	Suſa ati
Bette	Tampat tidor
Beugen	Menjumba
Bewahren	Simpang
Bezahlen	Bajar
Biethen	Tauwa
Binden	Ikat
Bisweilen	Barankali
Bitter	Pait
Blaſen, wehen	Tjop
Blatter	Biſul
Blau	Biru
Bleiben	Tingal
Bley	Tima
Blind	Buta
Bloß	Tlanjan
Blut	Dara
Böſe	Jahat
Borgen	Pinjang
Borſte	Dada
Braten	Goring
Bräutigam	Tunangan
Braut	Panganting
Brechen	Pitja
Breit	Lebar
Brennen	Angus
Brief	Surat
Brot	Rotti
Bruder	Sudana laki
Brücke	Jambatan
Büffelochs	Banting
Büttel	Allejotji
Buſen	Panko
Butter	Manteja
Buttern	Bitji
Citrone	Jeurok
Da	Diſitu
Da oben	Diſitu atas
Da unten	Diſitu bauwa
Darum	Dari itu
Darum nicht	Dari itu tida

Dach	Genting
Dank, Dankſagung	Tramma kaſſi
Das	Itu
Decken	Selimo
Degen	Pedang
Denken	Ingal
Dick	Kaſſar
Donner	Geontor
Doppelt, zweymahl	Dua kali
Drücken	Tindis
Dumm	Bado
Dünn	Tippis
Dunkel	Glap
Dunkel Wetter (trübe Luft)	Hari glap
Eben	Keper
Ebenfalls	Ratta
Ecke	Ujong
Eid	Sumpain
Eigen	Kandiri, Jang ponja
Einäugig	Sattu Matta
Einfach	Sakali
Eingeweide	Uſſus
Einnehmen, als Arzney	Minoim obat
Einſalzen	Tarro azin
Einſchließen	Mendangan
Eiſen	Biſſi
Eiſengeräth	Tukan biſſi
Elfenbein	Gaiding
Entſchuldigung	Ampon
Er	Dia
Erbſchaft, Erbe	Puſakan
Erben	Dappat puſakan
Erdbeben	Gojang tanna
Ertrinken	Matti di aijer

Eſſen	Makkan
Eſſig	Tjuka
Eule	Kukublu
Ey	Tellor
Fallen	Jatu
Farbe	Dinta
Faul, träge	Pamalas
Fehlen	Kurang
Feige (Frucht)	Bualo
Fein	Allus
Fenſter	Jenella
Fertig	Trang
Feuer	Api
Fieber	Demam
Finger	Jare
Fiſch	Ikkan
Fleiſch	Dagin
Fleißig	Radjing
Fliegen	Terbang
Fluß	Kali
Fragen	Tanja
Frau	Bini. Nonje
Froh	Suka ati
Frucht	Boa. Buabua
Früh	Siang
Fuß	Kakki
Führen	Bauwa
Gabel	Tuſſuk
Ganz	Interu
Garn	Benang
Garten	Kobon
Geben	Kaſſi
Gebrechlich	Pintjang
Gebüſch	Utan
Gedärm	Prutnja
Gefallen	Mauw
Gefecht	Prang
Gehen, ſpazieren	Jalang
Gehirn	Ottaknia
Gehorſam	Ormat
Gelb	Koning
Geld, Münze	Wang

Genug

Genug	Sampe
Geräumig	Lebar
Gerecht	Batul
Geſellſchaft	Sobatſobat
Geſpenſt	Matatingi
Geſtern	Kalamari ari
Gewicht	Timbangan
Gierig	Kikir
Gießen	Saling
Gift	Iang ſuda Kawin
Glauben	Pertjaja
Gleichen	Turut
Glied	Panton
Glück	Ontong
Gnade	Ampon
Gold	Mas
Goldſchmied	Tukan mas
Gott	Alla
Graben	Korek tanna
Graben, Teich	Kuntji
Gras	Rompot
Greifen	Pegan
Grün	Iſo
Grüßen	Kaſſi tabé
Grund	Tanna
Gut	Baj
Haar	Rambut
Haben	Ada
Hängen	Hantong
Häßlich	Rupa buſſuk
Hahn	Ajam laki laki
Halb	Saparo
Hals	Ler
Hand	Tangan
Hart	Dapor
Haß	Bintji
Hauen, Schneiden	Pottong
Haus	Ruma
Ein Haus bauen	Kria ruma
Haut, Rinde	Kulit
Heilen, Curiren	Brobat
Heiß, Warm	Pannas
Heirathen, Ehe	Kawin
Helfen	Tulong
Herd	Kras
Hervorwachſen, Werden	Minjadi. Timbul
Herz	Ati
Hier	Diſini
Himmel	Saorga
Hinken	Prentjang
Hinten	Diblakkan
Hoch	Tingi
Hochmüthig	Kabeſſaram
Hölle	Duraka
Hören	Dengar
Hohlen	Ambel
Holz	Pohon. Kaju
Hoſen	Tjelana
Hübſch	Bagus
Huhn	Ajam prompuang
Hund	Anjing
Hunger	Lappar
Hure	Sundal
Huren	Beſundal
Huth	Toppi, Tjappeo
Ich	Betta, Kitta
Ihr, Euch	Lu
Indigo	Nila
Innerhalb, Inwendig	Didalam
Inſel	Pulo
Jachzornig	Bengis
Jahr	Taun
Jahrszeit	Muſſin
Jahrhundert	Salamanja
Jucken	Gatal
Jung	Muda
Jungferſchaft	Prawam
Juwelen	Intan

Juwelier	Tukan Intan
Käſe	Kao
Kaiſer	Suſutunang
Kalk	Kapor
Kalt	Dinjing
Kameel	Onta
Kamm	Siſir
Kamerad	Taman
Kanehl	Kajomanis
Kanone	Marian
Kapaun	Ajam Kabiri
Kaſtel	Benteng
Katze	Kotjing
Kaufen	Bili
Kaufmann	Dagang
Kaufmannſchaft	Bedagangan
Kaum	Kantjing
Keifen	Geger
Kennen	Kanal, Raſa
Kind	Beranak
Kindbette	Tampat tidor beranak
Kirche	Meſigit
Kiſte	Petti
Klappen, Schlagen	Pukkul
Klaue	Garok
Kleben	Melenket
Klebrich	Litjin
Kleid	Pakki
Kleider	Pakkian
Klein	Kitjil
Klettern	Naik
Kneipen	Iipit
Knie	Lutok
Knochen	Tulang
Kochen	Maſſak
Koch	Tukan mſſaak
König	Radja
Kommen	Dattang
Kopf	Kappalla
Kopfkiſſen	Tjium
Koſt	Makkanang
Kraft	Kuat
Kreide	Kapor hollanda
Krieg	Prang
Krokodil	Buaja
Krumm	Blako
Kucken, Sehen	Leat
Küche	Dappor
Kuh	Sampi
Kuhle, Grube	Lobang
Kupfer	Tambaga
Kurz	Pendek
Lachen	Tatauwa
Laden	Muet
Land	Tanna
Lang	Pangang
Langſam	Palan
Laſſen, Erlauben	Biar
Laufen	Larri
Lauern	Megninte
Laus	Kutu
Leben	Idop
Das Leben	Kahidopan
Leck	Botjor
Lecken	Gilat
Leer	Koſſong
Legen	Bareeng
Leib	Miawak
Leiche	Banke
Leicht	Trang, Enteng
Leinwand	Kajin
Lernen	Mengadji
Leſen	Badja
Leiter	Tanga
Licht	Liling
Leuchter	Gunting liling
Lichtſchere	Tampat liling
Liebe	Tjinta
Lieben	Tjinga
Lippe	Bibir

Loben	Ianji
Löffel	Sundak
Löſchen (den Durſt)	Bunuhaus
Löwe	Singa
Los	Talappas
Lüge	Penjuſta
Lügen	Panjuſta
Luſtig	Sukanti
Mager	Kurus
Mann	Laki laki
Matt	Tikkar
Mauer	Tembot
Maurer	Tukan batu
Mehl	Tupor
Mehr	Lagi, Lebi
Menſch	Orang
Merken	Tarrotanda
Meſſen	Ukur
Meſſer	Piſſuk
Meſſing	Tambaga koning
Mich	Kitta, Beta, Saja
Miethen	Sewa
Milch	Suſu
Mit	Dengan
Mittag	Satenga ari
Modder	Lumpur
Mohr	Kadja
Mond	Bulang
Monath	Sa bulang
Mord	Bunu
Morgen	Beſok
des Morgens	Pagi ari
Mücke	Iamok
Mund	Mulut
Muth	Tjappe
Mutter	Maa
Mutterbruder	Sanak
Mutterſchweſter	Bibi
Nach und nach	Abiſitu nanti
Nacht	Malam
Nacke	Meimang
Nackt, Bloß	Talanjang
Nadel	Iarong
Nächſt	Rumanja
Nähen	Manjei
Nähnadel	Iarong manjei
Nagel, Pflock	Pakel
Nagel am Finger	Kuku
Nahe	Dikkat
Näher	Lebi dikkat
Narr	Gila
Naſe	Idom
Sich neigen	Menjumba
Nein	Trada, Tida
Nelke	Tjinkor
Neu	Baru
Oben	Diatas
Ochs	Sampi
Oehl	Minjak
Offen	Tabukka
Oeffnen	Bukka
Ohr	Koping
Paſſend	Kabetullan
Perle	Mutjara
Pettſchaft	Tjap
Pfahl	Ambara
Pfeffer	Lada
Pocken Blattern	Tjatjar
Prieſter	Pandita
Prophet	Nabel
Prüfen	Tjoba
Pulver	Obat
Ratze	Tikkus
Rauchen	Tjum
Rechnen	Bilang
Reden Sprechen	Katta
Regnen	Ujang

Reich	Kaja
Reis	Bras
Rheinwein	Angor aſſam (ſaurer Wein)
Rinde	Kulit
Rogen	Tellor ikkan (Fiſcheyer)
Roth	Mera
Rücken	Pingan
Rufen	Pangil
Sache	Karon
Salz	Garang, Aſſin
Sand	Paſſir
Sauer	Aſſam
Saugen	Mama
Schärfe	Tajam
Schere	Gunting
Scheren	Tjukkur
Schicken	Kirim
Schießpulver	Obat paſſan
Schiff	Kapal
Schimpflich	Malu
Schlafen	Tidor
Schläfrig	Mengantok
Schlagen	Pukkul
Schlange	Ulan
Schließen, zuſchließen	Tuto
Schlüſſel	Kuntji
Schmal	Kurang lebar
Schmecken, Schmackhaft	Ennak
Schmied	Tukan biſſi
Schneiden mit der Schere	Batu karang
Schneiden mit dem Meſſer	Pottong
Schön	Bagus
Schreiben	Tulis
Schreiber	Iurre tulis

Schreyen	Geyer
Schuh	Sapato
Schuſter	Tukan ſapato
Schwach	Enting
Schwarz	Ittam
Schwefel	Tjollak
Schwer	Brat
Schweſter	Sudara prompuang
Schwimmen	Bernang
See	Laut
Strand	Pingir laut
Segeln	Balsjar
Sehen	Leat
Seicht	Tjeper
Seide	Sutra
Seyn	Ada
Er iſt	Dia ada
Setzen, Stellen	Tarro
Sie	Dia orang
Silber	Perak
Silberſchmied	Tukan perak
Singen	Manjanji
Sitzen	Duduk
Sogleich	Sabantar, Betul
Sohn	Annak lakki
Sonne	Matta ari (Auge des Tages)
Spät	Lama
Spalten	Beladua
Spezereyen	Bumbu
Speyen	Luda
Speybecken	Tampat luda
Spielen	Main
Spinne	Lawa
Sprache	Baaſſa
Springen	Belumpat
Stadt	Kotta
Stehen	Bediri
Stehlen	Mantjuri

Stein	Batu
Sterben	Matti
Stern	Bintan
Sticken	Tuſſuk
Stopfen	Tiſſi
Stuhl	Karoſſi
Süß	Manis
Tag	Hari
Tanzen	Mingibing
Tau	Tali, Kulit
Taub	Tuli
Taube	Burung dara
Taufen	Kria ſarani
Teig	Dupong
Teller	Piring
Theil	Bagian
Theuer	Mahal
Thier	Binatang
Thür	Pinto
Thun, Machen	Kria
Tief	Dalam
Tiger	Matjan
Tinte	Tinta
Tintenfaß	Tampat tinta
Tiſch	Meja
Tochter	Anak prompuang
Tödten	Buno
Tragen	Pikol
Traum	Iari beſar
Träumen	Minimpi
Trinken	Minum
Trocknen	Kring
Trunken	Makkak
Ueberall	Dimanna manna
Uebereinkommen	Iadi ſamaratta
Umfaſſen	Polok
Umgekehrt	Sabran
Umſtoßen	Kria jatu
Umwenden	Balek
Umherſehen	Balek tengok
Unbekannt	Hada kanalan
Unglück	Tji laka
Ungewohnt	Trada biaſa
Unkraut	Rompot
Unordnung	Banjier
Unrecht	Sala
Unrein	Kotor
Unreinlichkeit	Tai
Uns	Kitta orang
Unterwärts	Dibauwa
Unverſchämt	Iang ter taw malu
Unverheirathet	Bujang
Unzeitige Niederkunft	Gugus annak
Urſache	Iang derri pandanja
Urtheil	Ingatang
Vater	Bappa
Verbiethen	Larang
Verdorben	Ruſak
Verdruß	Sajang
Verkaufen	Djuval
Verlieren	Ilang
Verſuchen	Mentjoba
Verſtändig	Biſa
Vertheilen	Bagi
Vertrauen	Pertjaja
Sich verwundern	Erran
Viel	Banjer
Viereckig	Ampat ujong
Vogel	Burong
Vogelneſt	Ruma burong
Voll	Punu
Wägen	Timbang
Wählen	Pili
Wagen	Padati
Wandern, Umhergehen	Kuliling
Warm	Pannas
Warten	Nanti
Warum	Manappa

Warum nicht	Manappa tida
Was	Appa
Waſſer	Aijer
Wechſeln	Tukkar
Weg	Iallang
Weglaufen	Pigi
Wegwerfen	Buang
Weich	Lembek, Okkat
Wein	Angor
Weinen	Manangi
Weiſen	Unjuk
Weiß	Putti
Welcher	Sappa
Welt	Dunia
Wenden	Balek
Wenig	Sediki
Weniger	Lebi kurang
Wenn	Kappan
Werfen	Lempar
Wiederum	Kombali
Wind	Angin
Wiſſen	Tau
Woher	Derimanna
Wohl bekomme es	Slammat
Wohlfeil	Mura
Wohlſchmeckend	Ennak
Wohnen	Tingal
Wollen	Mau
Zahn	Gigi
Zahnfleiſch	Dagingigi
Zeichen	Tanda
Zeit	Waktu
Zerreißen	Subek
Ziege	Kambin prompuang
Ziehen	Barrak
Zimmermann	Tukan kajo
Ziſchen	Tjop
Zittern	Semetar
Zorn	Mara, Guſſar
Zucker	Gula
Zu früh	Talalu ſiang
Zu ſpät	Talalu lama
Zu viel	Talalu banjer
Zu wenig	Talalu ſedekit
Zuletzt	Diblakkan kali
Zwiebel	Bawang
Zwingen	Bakſa

Die Benennungen der Zahlen ſind folgende:

Ein	Sato
Zwey	Dua
Drey	Dika
Vier	Ampat
Fünf	Lemma
Sechs	Anam
Sieben	Tujo
Acht	Telappan
Neun	Sambilan
Zehn	Sapulo
Eilf	Saplas
Zwölf	Duablas
Zwanzig	Duapulo
Ein und zwanzig	Duapuloſato
Dreyßig	Dikapulo
Vierzig	Ampatpulo
Funfzig	Lemmapulo
Hundert	Sarattos
Tauſend	Serrives

Manche Dinge, welche die Maleyen erſt von den Holländern oder Portugieſen bekommen haben, werden auch in ihrer Sprache mit Holländiſchen oder Portugieſiſchen Nahmen benannt. Dahin gehören folgende:

Tuch	Duk	Suppe	Sup
Glas	Glas	Streichen (plätten leinenes Zeug u. dgl.)	Strika
Fernrohr	Kiker		
Keſſel	Ketel		
Leuchte	Lantarn		
Mütze	Karpus		
Tobakspfeiſe	Pipa	Herr	Sinjor
Bier	Bier	Frau	Nonje
Strümpfe	Kous	Thaler	Real
Selzerwaſſer	Aijer Hollanda	Papier	Kartas

Geſchrieben wird das Maleyiſche mit Arabiſchen Buchſtaben, welche die Maleyen in den Zeiten angenommen haben, da ſie an den Indiſchen Küſten ausgebreitete Handlung trieben.

In Anſehung der Declinationen, Conjugationen und grammatikaliſchen Regeln iſt dieſe Sprache eine der einfachſten und ungekünſteltſten. Demungeachtet verſtehen ſo wohl Indier als Europäer einander recht gut. Um von der Art und Wortfügung derſelben einen Begriff zu geben, will ich einige kurze Geſpräche über Sachen, die in der Haushaltung und im gemeinen Umgange vorkommen, hinzufügen. Vielleicht iſt nicht nur Liebhabern des Sprach-Studiums, ſondern auch ſolchen, die in jenen Gegenden reiſen werden, damit gedient.

Was iſt die Uhr?	Pukkul brappa?
Es hat ſchon acht geſchlagen.	Sudabis pukkul telappan.
Wenn es ſo ſpät iſt, warum habt ihr denn noch nicht im Hauſe ausgefegt und aufgeräumt?	Kalu bigilu lama, manappa lu orang bulong ſapu ruma?
Wir ſind eben erſt aufgeſtanden.	Baro betta orang ſuda bangor.
Für einen Sklaven paßt es nicht, ſo lange zu ſchlafen.	Trada patut ſamma, budak jang tidor bigitu lama.
Da ich ſo ſpät zu Bett gehe, kann ich nicht früher aufſtehen.	Kalu betta bigitu lami pigi tidor, kitta trabuli bangon lebi ſiang.
Wartet, ich will euch das ein andermahl ſchon lehren.	Lain kali nanti betta ajar itu ſamma lu.

Diesmahl bitte ich die Frau um Vergebung.	Ini ſa kali kitta minta ampon ſamma nonje.
Iſt das Waſſer noch nicht ge kocht?	Ajer bulong ſuda maſſak?
Noch nicht; ich will es aber ſo⸗gleich kochen.	Bulong, tappe ſabantar nanti mediri.
Weſſen Schuld iſt es, daß ich noch keinen Kaffee bekom⸗men habe?	Sappa punje ſala, jang betta bulong dappat koffi?
Der Koch iſt Schuld daran.	Tukan maſſak punje ſala itu.
Wie ſo?	Manappa?
Weil er den Keſſel mit Waſſer hat umfallen laſſen.	Darri dia ſuda kria jatu itu ketel dengan ajer.
Wie ging das zu?	Bigimanna itu ſuda jadi?
Ich habe es nicht geſehen.	Kitta trada leat.
Wie wißt ihr es denn?	Bigimanna lu tai itu?
Ich habe es nur von ihm ſelbſt gehört.	Kitta tjomma ſuda dengar itu darri dia kandiri.
Wo iſt er?	Dimanna dia ada?
Ich meine, er iſt in der Küche.	Betta kira, jang dia ada di.
Laßt ihn alſo ſelbſt zu mir kom⸗men.	Bear dia kandiri dattang diſſini ſamma betta.
Ich will ihn rufen.	Nanti betta pangil ſamma dia.
Warum iſt kein Waſſer da, wenn ich Kaffee trinken will?	Manappa adak korang ajer, kappan betta mau minom koffi?
Das Waſſer war ſchon dieſen Morgen um ſechs gekocht.	Ajar ſuda ada maſſak pagi ari pukkul anam.
Wo iſt es denn nun?	Dimana adi ſakirin?
Es iſt umgeſtoßen, und dar⸗über habe ich mir den Fuß verbrannt.	Suda jatu, darri itu kitta lagi ſuda bakkar betta punje kakki.
Das iſt eure eigne Schuld.	Itu ada lu punje ſala kandiri.
Ich fühle es auch noch.	Sampe ſakarin kitta ada raſa itu.
Ein ander mahl müßt ihr ver⸗nünftiger ſeyn.	Lain kali lu muſte ada lebi biſa.
Gut, Frau.	Baij, nonje.
Heute müßt ihr viel Eſſen ma⸗chen.	Ini ari lu muſte kria banjak makanna.
Mehr als alle Tage?	Lebi darri ſari ſari?
Ja wohl, denn es kommen vie⸗le Fremde zum Eſſen.	Sungo, darri banjak orang dattang makkan diſſini.
Was befiehlt die Frau, daß ich kochen ſoll?	Appa nonje ſuru, jang kitta muſte maſſang?

Suppe, ein Stück geſalzenes Fleiſch, Fiſche und Hühner.	Sup, ſa pottong dagin azin, ikkan, dengam kerri aſſam punje.
Was ſoll ich braten?	Appa beta muſte goring?
Zwey Kapaunen und ein Stück Hammelfleiſch.	Dua ajam kabiri dengan ſa pottong dagin kambing punje.
Iſt das genug?	Sampe itu?
Ja, es iſt genug. Aber ihr müßt in den Garten gehen, und diesmahl viel Früchte auf den Tiſch ſchaffen.	Sampe juga. Tappe lu muſte pigi di kobong, ambel banjak rupa buabua pur makkan diblakkan kali.
Um welche Zeit will die Frau eſſen?	Pukkul brappa nonje mau makkan?
Genau um zwölf.	Betul pukkul dua blas.
Was habt ihr zu thun, Mädchen?	Appa lu, budak prompuang, ada kria?
Ich nähe an dem Hemde für den Herrn.	Kitta ada manjei ſingor ponge kameja.
Und was thut ihr mehr?	Lu lagi appa kria?
Ich ſtopfe Strümpfe.	Beta ada tiſſi kous.
Wem gehören die?	Sappa punje?
Sie gehören der Frau?	Nonje punje.
Wenn nahmt ihr ſie, um ſie zu ſtopfen?	Kappan lu ſuda ambel ini puer tiſſi?
Geſtern Abend.	Kalamari pagi.
Sind ſie noch nicht fertig?	Bulong abis?
Noch nicht.	Bulong.
Ihr ſeyd gar zu faul.	Lu ada talalu mallas.
Nein, Frau; aber ich habe viele Löcher zu ſtopfen gefunden.	Trada, nonje; tappe kitta ſuda duppat banjak lobang puer tiſſi.
Ihr habt immer etwas zu ſagen.	Lu ſari ſari ada ſatu appa puer katta.
Ich habe geſtern auch das leinene Zeug geplättet.	Kitta kalamari lagi ſuda ſtrika itu barang.
Was für leinenes Zeug?	Barang appa?
Das, welches der Wäſcher geſtern zu Hauſe brachte.	Iang manatu kalamari daulo ſuda bauwa di ruma.
Habt ihr die Wäſche vorher gezählt?	Suda bilang itu barang lebi daulo?
Ja, ich habe ſie gezählt, und ſie iſt richtig.	Suda bilang, ada lagi betul.
Ich glaube euch nicht; ich will ſie ſelbſt zählen.	Betta trada pertjaja ſamna lu, kan diri betta mauw bilang.

Gut, Frau, hier iſt die Wäſche und der Aufſatz davon.	Bai, nonje, diſſini ada itu barang dengan dia punje ſurat.
Seht, wie ihr gezählt habt.	Leat, bigimanna lu ſuda bilang.
Fehlt etwas an der Wäſche?	Ada korang barang?
Gewiß, ein Hemd, zwey Unterhoſen, und zwey Küſſebühren.	Sungo, ſatu kameja, dua ljillana dibana punje, dengan dua ſarong bantel.
Will die Frau, daß ich den Wäſcher rufen ſoll?	Nonje Mauw, jang kitta pigi pangil ſamma menatu?
Lauft hin und ruft ihn.	Larri juga pungil ſamma dia.
Wenn er nicht kommen will, was ſoll ich ihm denn ſagen?	Kalu di tra mau dattang, appa kitta nanti bilang ſamma dia?
Sagt, wenn ich das, welches fehlt, nicht wieder bekomme, ſoll er es ſelbſt bezahlen.	Bilang juga, jang kalu betta trada dappat itu barang, jang ada korang, dia muſte bajar itu.
Und wenn er das nicht will, was ſoll ich denn mit ihm machen?	Kalu dia tra mau itu, appa kitta nanti bekin ſamma dia?
Wenn das geſchieht, müßt ihr ihm ſagen, daß er niemahls denken ſoll, mein Zeug je wieder zu waſchen.	Kalu bigitu, lu muſte bilang ſamma dia, jang dia jangan kira puer tjutje betta punje barang lagi.
Was mehr?	Appa lagi?
Daß ich das Geld inne behalten will, das ich ihn für dieſen Monath ſchuldig bin.	Iang betta nanti pegan itu vang, jang kitta ada ulang ſamma dia puer ini bulang.
Wie viel muß er für die Wäſche bezahlen?	Brappa dia muſte bajar puer itu barang?
Für das feine Hemd vier Thaler.	Itu kameja allus ampat real.
Für das andre?	Puer itu lain?
Für die zwey Bühren, die grob waren, einen Thaler und fünf Schillinge.	Itu dua ſarong bantal, jang ſuda ada kaſſar, ſatu real denganlima ſatali.
Noch mehr?	Lagi?
Für die beyden Hoſen dritthalb Thaler.	Itu dua tjillana dua real ſatenga.
Hat die Frau noch mehr zu befehlen?	Nonje ada lagi ſatu appa puer ſuro?
Nein, geht hin, kommt aber bald wieder.	Trada, pigi, tappe dattang lakas kombali.
Ich gehe.	Kitta ada pigi.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Chineſern und Mohren auf Java.

Unter allen Fremden ſind die Chineſer die zahlreichſten. Sie behalten ihren National-Charakter, ihre Sitten und Gebräuche bey, ſind die fleißigſten und arbeitſamſten im ganzen Lande, und unverdroſſen zu allem. Einige von ihnen reiſen zwiſchen hier und China ab und zu, um Handlung zu treiben. Die meiſten aber ſind hier beſtändig wohnhaft. Sie ſind groß und ſchlank von Wuchs, und gelblich von Farbe. Beſonders zeichnen ſie ſich durch ihre kleinen und länglichen Augen aus. Einige wenige haben einen Bart. Die meiſten ſind am ganzen Kopfe geſchoren, und das Haar, welches ſie mitten auf der geſchornen Scheitel ſtehen laſſen, flechten ſie in eine oder drey lange Flechten, die entweder auf den Rücken herabhangen, oder um den Kopf gewunden ſind. Ihre Kleidung iſt dünn und weit, und beſteht aus einem Wamms oder einer kurzen Jacke, die an der Seite zugeknöpft wird, und aus langen Hoſen wie Schifferhoſen. Schuh tragen ſie, aber ohne Schnallen und mit dicken Sohlen. Strümpfe gebrauchen ſie nicht. An der rechten Seite am Schenkel haben ſie gewöhnlich ein Schnupftuch, und eine ſilberne Doſe, oder auch einen Geldbeutel hangen, um klein Geld hinein zu ſtecken. Auf dem Kopfe tragen ſie einen rund zugeſpitzten Huth oder Schirm, und in der Hand gemeiniglich einen Fächer.

Die Chineſer wohnen nicht bloß in der Stadt ſelbſt, ſondern auch in großer Anzahl in der Vorſtadt, und ſogar im Lande. Sie treiben, wie in Holland die Juden, einen ſehr ſtarken und ausgebreiteten Handel, die mei-

ſten Künſte, und beynahe allein alle Handwerke. Die Gärten vor der Stadt werden gleichfalls größtentheils von Chineſern cultivirt. Sie bringen auch für wohlfeilen Preis alle Arten von Früchten und Gartengewächſen nach der Stadt zum Verkauf, ſo wohl zum Gebrauch der Einwohner als der Schiffe. Auch ſind ſie es, die die Arrakbrennerey pachten, Zuckerrohr, Kaffee, und Indigo bauen. Kurz, ſie ſind hier ganz unentbehrliche Leute. Außer den Chineſern, welche in der Stadt mit Waaren und andern Sachen, die ſie feil biethen, umhergehen, bekommt man auch bisweilen Beſuch von ſolchen, die ihre Dienſte anbiethen die Ohren zu reinigen, eine in Europa den Wundärzten unbekannte Operation. Mit einigen feinen Inſtrumenten, wiſſen ſie ſehr nett und behende das Ohrenſchmalz herauszunehmen, und das Ohr von aller Unreinigkeit, die ſich da etwa ſammeln kann, zu reinigen, ohne daß damit die mindeſte unangenehme Empfindung verbunden iſt.

Da aus China gar keine Frauensperſonen weggehen oder ausgeführt werden dürfen, ſo ſind die hier wohnenden Chineſer genöthigt, Javaſche Weiber zu nehmen.

Den 1., 2. und 3. Junius feyern die hieſigen Chineſer eines ihrer Feſte, welches in einer ſo genannten Seewettfahrt beſteht. Dieſe wird auf dem durch die Stadt nach der Rhede laufenden Fluſſe angeſtellt. Sie bedienen ſich dabey zweyer Böte, womit ſie gegen den Strom rudern. Wer mit ſeinem Boote zuerſt ankommt, empfängt den aufgeſetzten Preis. Dieſer hängt oben an einer grünen Stange zur Schau, und beſteht gewöhnlich in Schnupftüchern, Fächern, ſilbernen Münzen oder einer ſilbernen Doſe. Der Wettſtreit wird verſchiedne mahl

wiederhohlt. Ihn begleitet Muſik von Pauken und meſſingenen Becken.

Zu Batavia halten ſich auch Mohren auf. Dieſe ſind hier, wie anderwärts, meiſtens Kaufleute. Viele von ihnen ſind vorzüglich groß von Statur. Man kennt ſie an ihrem eignen, beſondern und hübſchen Anzuge. Sie tragen langes ſchwarzes Haar, das in ein weißes Tuch gewickelt wird, ſo daß es wie ein Turban ausſieht. Auch haben ſie Knebelbärte. Einige tragen eine Müẞe oder einen runden Huth. Ihre Kleidung beſteht in einem großen, weiten, unten offnen Rock oder Hemde, das unterhalb der Bruſt mit einer Schnur oder einem breiten Bande zugebunden wird, unten weiter als oben iſt, und bis auf die Füße reicht. Ihre Schuhe ſind weit, und laufen in eine lange, ſchmale Spiẞe aus, die zurückgebogen wird; bey den Reichen ſind ſie oft ſtark mit Gold beſeẞt.

Sechster Abſchnitt.

Von den Javanern.

Die Javaner ſind gelb von Farbe, haben ſchwarze und gar nicht tief liegende Augen, eine ſehr wenig zurückgedrückte, aber dabey doch kurze und ſtumpfe Naſe; langes und ſchwarzes Haar, einen eben nicht großen Mund, und die Oberlippe iſt etwas mondförmig umgebogen, dick und ein wenig hervorſtehend. Die meiſten ſind von mittlerer, oder vielmehr langer Statur, und ſehen im Geſichte nicht übel aus.

Im allgemeinen kann man von den Javanern ſagen, was ſo ziemlich von allen Bewohnern der heißen länder gilt, daß ſie trägen Geiſtes, und nicht ſo erfinderiſch, ſchlau und ſcharfſinnig als die Europäer ſind. Das Vermögen zu denken beſitzen ſie allerdings, aber

nicht tief oder angeſtrengt zu denken. Ihre Geſpräche und Unterhaltungen zeigen daher auch wenig Nachdenken. Ueberhaupt ſind ſie träge, ſchläfrig, langſam, und lieben Wohlluſt und Müßiggang. Die Hitze des Himmelsſtrichs, unter welchem ſie wohnen, wirkt dies bey ihnen. In der That kann man, ohne den meiſten ſchwarzbraunen Eingebohrnen von Indien Unrecht zu thun, wohl ſagen, daß zwiſchen ihnen und den Europäern größrer Unterſchied, als zwiſchen den Affen und ihnen iſt.

Die Javaner werden von den Holländern als freye Leute angeſehen, und keiner von ihnen darf zum Sklaven gemacht werden. Man hat mir aber doch erzählt, daß es ſich bisweilen zuträgt, daß ſie ſelbſt einander verpfänden; ein Umſtand, über den ich inzwiſchen keine befriedigende Nachricht erhalten konnte.

Die Javaner ſitzen allezeit auf einer Matte von Stroh, die auf dem Boden oder der Erde ausgebreitet iſt; die Füße legen ſie dabey kreuzweiſe über einander. Auf dem Wege, auf der Straße oder ſonſt auf bloßer Erde ſitzen ſie auf den Ferſen. Ihre Grüße und Complimente beſtehen, wie bey den meiſten andern Indiſchen Völkern darin, daß ſie die Hände zuſammenlegen und gegen die Stirn aufheben. Das Eſſen bringen ſie mit den bloßen Fingern zum Munde, ohne Meſſer und Gabel zu brauchen.

Die brennende Hitze der Luft und das viele Schwitzen macht in dieſen Ländern das Baden im Waſſer ſehr nothwendig. Selten geht daher ein Tag vorbey, daß man nicht die Indier im Waſſer plätſchern ſieht. Hiezu ſuchen ſie ſolche Stellen aus, wo ſie vor Krokodilen ſicher ſind, entweder in Flüſſen oder kleinen Buchten der See. Hiedurch wird nicht nur der Körper gereinigt, ſondern auch die Schweißlöcher geöffnet. Ueberdem

ſtärkt das kalte Waſſer den Körper, daß ſie hernach weniger ſchwitzen, auch leichter und muntrer werden.

Opium wird auf Java und den umliegenden Inſeln in großer Menge gebraucht. Die Indier bedienen ſich deſſelben zwar eben ſo häufig, als die Türken, aber ſie ſaugen es nicht, wie dieſe. Dagegen bereiten ſie es zu einem Brey oder Mus, das ſie oben auf den Tobak ſtreichen, wenn ſie ihn in die Pfeife geſtopft haben. Wenn ſie nun den Tobak rauchen, werden ſie von einigen Zügen betrunken und verworren; ſind ſie aber ſo unvorſichtig, zu viel davon zu gebrauchen, ſo kommen ſie ganz von Sinnen und werden ſo raſend, daß ſie auf andre losgehen und ſie ermorden wollen. Kommt ein ſolcher durch Opium raſend gewordner auf die Straße, ſo wird Amok, Amok geſchrien, und jedermann hat das Recht, einen auf dieſe Art berauſchten Menſchen, den die Geſetze für vogelfrey erklären, todt zu ſchlagen.

Die Kinder werden bey dieſem, wie bey den meiſten Indiſchen Völkern auf eine ſehr ungekünſtelte Art erzogen. Selten hört man ein Kind ſchreyen. Sehr oft ſieht man ſie auf der Erde liegen, wo die Mütter ſie auf eine ausgebreitete Matte hingelegt haben, und hernach davon gehen, daß ſie ſelbſt nach eignem Antriebe auf Händen und Füßen umherkriechen können, bis ſie ſtehen und gehen lernen. Sie werden weder geſchnürt noch gewickelt. Dieſer Erziehungs-Methode iſt es wohl zuzuſchreiben, daß man keinen Gebrechlichen unter den Javanern ſieht.

Die Kleidung der Javaner beſteht in einem Schnupftuche, den ſie um den Kopf wickeln, einer Weſte mit vielen kleinen Knöpfen, und einem um den Leib befeſtigten Rocke, den ſie Kajin nennen. Bey den Vornehmen iſt die Weſte nicht ſelten ſchön und prächtig geſchmückt. An den Füßen tragen ſie Pantoffeln, die vorn wie quer

abgehauen ſind und in die Höhe ſtehen; gehen aber übrigens mit bloßen Beinen ohne Strümpfe. Einige tragen eine cylindriſche, oben ganz abgeplattete Mütze von weißem baumwollnen Zeuge, und die durch Stärke von Reißmehl ſo ſteif gemacht iſt, daß ſie gerade in die Höhe ſteht, und ganz durchſichtig iſt. Die Frauensperſonen tragen um den Leib, zur Bedeckung der untern Theile bis zu den Füßen, ein Kleid, oder vielmehr ein Tuch, das um den Unterleib zuſammengewickelt wird, und oberwärts ein halbes Hemd. Das Haar winden ſie oben auf dem Kopfe zuſammen, und befeſtigen es mit einer Nadel. Die Vornehmern gebrauchen auch Pantoffeln, die nicht ſelten mit reichem Zierrath verſehen ſind.

Auf ihr Haar ſetzen die Indier überhaupt einen großen Werth. Es iſt bey ihnen durchgängig pechſchwarz und ſo lang, daß es bis auf die Lenden hinabreicht. Kein Tag vergeht, da ſie es nicht mit Kokosöhl ſchmieren, kämmen und nach Landesſitte in Ordnung bringen und putzen.

Die bey den Javanern üblichen Tänze hatte ich einige mahl Gelegenheit zu ſehen, und dabey bekam ich denn auch ihre Muſik zu hören. Ihre Tänze beſtehen in verſchiednen Bewegungen des Körpers, beſonders der Arme und Füße. Die Maleyen nennen dieſe Tänze Tantak und die Javaner Rongee. Es befindet ſich allemahl eine wohl gekleidete und geſchmückte Frauensperſon dabey, die den Tanz zuerſt mit irgend einem von der Geſellſchaft anfängt, und hernach mit jedem beſonders, ſo viel deren Luſt zu tanzen haben, fortfährt. Eine ſolche Tänzerin heißt Rongin, jeder, mit dem ſie getanzt hat, ſteckt ihr vor dem Schluſſe des Tanzes etwas Geld in die Hand, welches am Ende zwiſchen ihr und den Muſikanten getheilt wird.

Ihre Muſik wird mit verſchiednen Inſtrumenten gemacht, die gut gehandhabt in einiger Entfernung einen nicht unangenehmen und gewiſſermaßen recht harmoniſchen Laut geben. Gewöhnlich gebrauchen ſie eine Art Geige, die aber nur zwey Saiten hat; eine Trommel, die an beyden Enden mit den Fingern geſchlagen wird; eine Art Orgel, die aus Stücken Holz von verſchiedner Länge, und zwar je nachdem die Töne höher oder niedriger ſeyn ſollen, beſteht, welche auf einem runden ausgehöhlten Holze liegen, und wie ein Hackbret mit einem hölzernen Hammer geſchlagen werden, einem kupfernen Keſſel, der aufgehängt und geſchlagen wird, und zwey kupfernen Becken oder Schalen, die ſie in den Händen halten und gegen einander ſchlagen.

Zunahmen oder Geſchlechtsnahmen haben die Javaner nicht. Jeder hat ſeinen beſondern Nahmen, den man mit unſern Vornahmen vergleichen kann. Aber auch dieſen ändern ſie oft, wie dieſer und jener Umſtand oder Vorfall es mit ſich bringt. So bald jemand Vater eines Sohns wird, ändert er ſeinen Nahmen, und anſtatt, daß in einigen Europäiſchen Ländern der Sohn nach ſeinem Vater heißt, zum Exempel Friedrichſon, wenn der Vater Friedrich hieß, wird hier der Vater nach ſeinem Sohne benannt. Zum Beyſpiel, wenn der Sohn Tjoſo heißt, ſo hört der Vater auf, ſeinen bisherigen Nahmen zu gebrauchen, und nennt ſich Bappa Tjoſo, das iſt Tjoſo's Vater. Bekommt er mehrere Söhne, ſo nennt er ſich allezeit nach dem jüngſten von ihnen.

Die vornehmen Javaner machen viel Staat und lieben ſehr einen prächtigen Aufzug. Sie haben verſchiedne Bediente hinter ſich, wovon einer eine Pinangdoſe, ein andrer die Tobakspfeife, ein dritter Tobak, der vierte das Speybecken, der fünfte den Sonnenſchirm und ſo

weiter trägt. Ihre Damen laſſen ſich in Stühlen oder Sänften tragen, die mit Silber beſchlagen ſind. Die Hauptleute oder Fürſten unter ihnen haben bisweilen ſilberne oder gar goldne Scheiden zu ihren Seitengewehren.

Die Böte, deren ſich die Javaner auf der Rhede vor Batavia bedienen, ſind unglaublich ſchmal, aber lang. Sie beſtehen aus einem Stücke, nämlich einem ausgehöhlten Baume und ſind in der That nicht breiter, als daß eine Perſon darin ſitzen kann; dagegen beträgt ihre Länge einige Ellen. Segel haben ſie nicht. Unerachtet dieſer Beſchaffenheit der Böte können ſie doch ohne Gefahr und bequem Gebrauch davon machen, weil es hier dermaßen ſtill iſt, daß die Oberfläche des Waſſers gewöhnlich ſo eben und glatt, wie ein Spiegel, ausſieht.

Die Waffen der Javaner ſind von verſchiedner Art. Kris nennen ſie eine Art Hirſchfänger, die ſo wohl von Vornehmen als Geringen am häufigſten, und zwar bey allen Gelegenheiten getragen werden. Dies Seitengewehr iſt außer dem Handgriffe ungefähr eine halbe Elle lang. Die Klinge iſt entweder gerade oder geſchlängelt, zwey Finger breit, ſpitzig und an beiden Seiten ſcharf. Gewöhnlich ſieht ſie bleyfarbig aus, hat aber zwiſchendurch helle Streifen. Bisweilen iſt ſie damaſcirt, gemeiniglich vergiftet. Man hat ſie in einer hölzernen Scheide ſtecken, die manchmahl angemahlt, und bey den Reichen auswendig wohl mit einer goldnen oder ſilbernen Platte, die los iſt, und leicht abgezogen werden kann, belegt iſt. Die Handhabe oder der Griff iſt von Holz, und von ganz eigner ſonderbarer Geſtalt. Ein ſolches Kris wird an der rechten Seite nahe am Rücken, von geringen Leuten oft auch ganz hinten am Rücken an einem um den Leib gebundnen Bande getragen. — Sie haben auch eine Art Säbel, die einen dicken Rücken haben, ſchwer und

über eine Elle lang ſind, und woran der Handgriff von Horn oder Holz iſt; dergleichen ſah ich oft auf dem Markte verkaufen. — Ferner bedienen ſie ſich häufig eines kleinen Hirſchfängers oder vielmehr Dolchs, der eine Viertelelle lang iſt, einen gebognen Griff hat, und von einigen wie das Kris im Gürtel getragen wird. — Noch eine andre Waffe tragen nur Leute von ganz ſchlechtem Stande, und meiſtentheils keine andre als Dienſtbothen. Sie wird als ein Zeichen von Unterthänigkeit und Unterwürfigkeit angeſehen. Die Klinge oder das Blatt iſt kurz und breit, und hat mit einem Hackemeſſer Aehnlichkeit; an der einen Seite hat ſie eine ründlich erhobne Schneide, wie die äußere Seite einer Schere, und an der andern einen dicken Rücken. Die Scheide dazu iſt von Holz, und hat an der einen Seite eine hornene Feder, womit ſie in dem um den Leib gehenden Gürtel, und zwar hinten am Rücken eingeſteckt, feſt gehalten wird. Dies Werkzeug gebrauchen ſie auch, um damit zu hauen, und in den dicken Javaſchen Wäldern ſich einen Weg zu öffnen. Es pflegt noch einmahl ſo lang als breit zu ſeyn.

Die Javaner haben auch ihre eignen Münzen. Eine Sorte iſt ſelbſt unter ihnen ungemein ſelten, und ich hatte viel Mühe für einen Holländiſchen Ducaton oder einen anderthalb Thaler ein Stück davon zu bekommen. Die Javaner heben dieſe Münze als etwas altes und als eine Seltenheit auf, und geben ſie gar nicht aus. Sie iſt gegoſſen. Das Metall iſt Meſſing, die Größe ungefähr wie eines Speciesthalers, aber die Dicke wohl viermahl ſo groß. In der Mitte iſt ein viereckigtes Loch, das dazu dient die Stücke aufzureihen. Rund umher iſt ſie mit einem breiten, erhabnen Rande verſehen. Ungefähr mitten ſieht man einen Baum mit ausgebreiteten Zweigen, und zu jeder Seite deſſelben eine ungeſtaltete

menſchliche Figur, wie ein Gerippe. Das ganz Ungeſtaltete in dieſer, ſo wie in allen andern Figuren, welche die Javaner zeichnen, mahlen, oder in Holz ſchneiden, iſt eine Folge der mahomedaniſchen Religion, die ihnen verbiethet ein richtiges Bild zu machen. Dieſe Münze heißt Pettis Kantang, und man trifft ſie heut zu Tage nur in dem öſtlichen Theile der Inſel, zum Exempel in der Gegend von Suribaija und Banjermaſſing an.

Java wird nicht von einem einzigen, ſondern von mehreren Monarchen regiert, obgleich dieſe Inſel eben nicht ſo groß iſt, daß ſie in ſo viele Reiche getheilt ſeyn dürfte. Zu Bantam iſt ein König, in Madura ein Fürſt oder Prinz, in Surikarta ein Kaiſer und in Djokjakarta ein Sultan. Die Ehrentitel der regierenden Herren in Java ſind nach Ungleichheit ihrer Würde ſehr verſchieden. Folgende habe ich mit Gewißheit erfahren. Der Kaiſer in Surikarta heißt: Suſu bunang, Oberfürſt; Pako buna, Nagel oder Stütze der Welt; Senapati ingalaga, Land- oder Feld-Oberſter; Abdul rakman, heiliger Prieſter; Sajidin panatagama, Beſchützer des Glaubens. Der Sultan in Djokjakarta hat folgende Benennungen: Sulthan, Fürſt oder König; Haminy kubana, Regent der Welt; Haliſa tolab, Statthalter Gottes; nebſt den obigen Senapatti ingalaga, Abdul rakman, und Sajidin panatagama. Der Beherrſcher der Inſel Madura wird titulirt: Panembahan adipatti, freyer Fürſt oder Regent. Ein Prinz heißt Pangerang, ein Erbprinz Pangeraug adepatti, eine Königin Ratu, eine Prinzeſſin Radin aju. Patti iſt der Nahme eines Landes-Hauptmanns oder Befehlshabers über eine Provinz oder einen etwas großen Diſtrikt. Dergleichen giebt es verſchiedne in den unter der Holländiſchen Compagnie ſtehenden Landſchaften. Sie werden

zwar vom Gouverneur angeſezt, müſſen aber von der Regierung zu Batavia anerkannt werden. Eben das gilt von dem über die Chineſer im lande beſtellten ſo genannten Capitain. Tommegomme werden die Befehlshaber über kleine Diſtrikte oder einzelne große Dörfer genannt. Wird ein ſolcher mit einer Prinzeſſin verheirathet, ſo bekommt er den Nahmen Radin Tommegom. Die Javaner ſind übrigens ein freyes Volk, und dürfen nicht zu Sklaven gemacht werden.

Unter den Javanern giebt es auch einen Adel. Beyde Geſchlechte können geadelt werden. Wenn ein Adliger eine Unadlige heirathet, ſo wird ſie dadurch ſelbſt geadelt, und umgekehrt.

Die Javaner haben ihre eigne Sprache, die von der Maleyiſchen unterſchieden iſt.

Der größte Theil von ihnen bekennt ſich zu Mahomeds lehre. Dieſe haben eigne Prieſter, von denen die meiſten eine Reiſe nach Mekka gethan haben.

Siebenter Abſchnitt.

Von den Produkten des Gewächsreiches auf Java, und deren Gebrauche.

Die gewöhnlichen Europäiſchen Getreidearten werden auf Java, ſo wie überhaupt in Indien nicht gebauet; auch würden ſie in dieſen heißen ländern nicht fortkommen. Reiß aber bauet man hier in ſehr großer Menge, und mit vielem Vortheil. Von dem niedrigen und zu gehöriger Zeit überſchwemmten Boden dieſes landes iſt dies auch nicht anders zu erwarten. In den höhern Gegenden der Inſel wird indeſſen auch etwas Reiß gebauet,

und er geräth, ob er da gleich nicht unter Waſſer ſteht, wie doch ſonſt gewöhnlich erforderlich iſt. Der hieſige Reiß iſt ganz vorzüglich weiß, und wird in Anſehung der Güte ſogleich nächſt dem Japanſchen geſetzt. Ehe man auf Java den Reiß kannte, und ſo häufig als jetzt bauete, lebten die Einwohner von Fennich (Panicum), deſſen Blumen ſchwärzlich ſind, und das von ihnen allgemein gebauet wurde, aber weder ſo gut lohnt, noch zum Gebrauch ſo gut als Reiß iſt.

Außer dem Reiß bauet man hier auch an einigen Orten nicht nur Türkiſchen Weitzen oder Mais (Zea mais), ſondern auch Pferdgras oder Sorghoſamen (Holcus, Sorghum).

Von Europäiſchen Früchten, Wurzeln und Gartengewächſen bauet man hier wenige, hauptſächlich nur Kohl, Rüben, Kartoffeln und Bohnen. Dagegen hat das Land an andern Früchten, Wurzeln, Zwiebelgewächſen und ſonſtigen Gartenfrüchten, die hier täglich zu Tiſche kommen, einen großen Ueberfluß. Unter andern wachſen hier zwey Arten Erbſen häufig, welche die Javaner gern eſſen, wovon ſie aber hernach aus dem Munde übel riechen. Die Holländer nennen ſie daher Stinkbohnen. Bey den Landeseingebohrnen heißt die eine Gattung mit ganz kleinen Blättern Pettee, die andre Tjenkol.

Kokosnüſſe (Cocos nucifera) eſſen die Indier alle Tage. Sie pflücken ſie, bald mehr, bald weniger reif, von den Palmbäumen ab, öffnen ſie mit einem Meſſer, trinken erſt das inwendig befindliche Waſſer, das wie Zuckerwaſſer ſchmeckt, und den Durſt löſcht, heraus, und eſſen darauf den weißen, mandelähnlichen Kern entweder allein oder mit Reiß. Die Europäer reiben den Kern, gießen Waſſer hinzu, machen daraus eine

Mandelmilch, und bereiten damit die Karriſuppe und andre wohlſchmeckende Gerichte.

Piſang nennt hier jedermann die Frucht des Paradiesbaums (Muſa paradiſiaca), wovon es mehrere Arten, nicht nur große und kleine, ſondern auch gute und ſchlechte giebt. Gewöhnlich nimmt man dieſe Frucht unreif vom Baume, wenn ſie noch grün iſt, und hängt ſie auf, damit ſie nachreife, da ſie dann gelb wird. Die kleinſte Sorte heißt Piſang vadja, und kann mit Recht zu den delicateſten und geſundeſten Früchten in der ganzen Welt gezählt werden. Die dünne Schale, womit ſie bedeckt iſt, läßt ſich leicht abnehmen, und das inwendige musartige Weſen, das zugleich etwas mehlartig und von Geſchmack ſüßlich iſt, ſchmilzt beynahe von ſelbſt im Munde. Wenn man auch noch ſo viel davon iſſet, wird man ihrer doch faſt nie überdrüſſig. Piſang gehört zu den vornehmſten Nahrungsmitteln der Indier. Dieſe eſſen ſie roh; die Europäer thun das zwar auch, bereiten ſie aber auch außerdem auf mancherley Art durch Braten oder Stoben zu. Bisweilen ſtobt man ſie mit rothem Weine, wie Birnen, oder kocht ſie geſchält in dem Decoct von rothem Amaranth, wovon ſie ſo roth wird, als wenn ſie mit Pontak gekocht wäre. Mit Oehl gebraten wird ſie etwas hart, ſchmeckt aber ſehr angenehm. In beyden Fällen wird ſie erſt geſchält, und in längliche Scheiben zerſchnitten. Manchmahl werden ſolche Scheiben auch wie die ſo genannten Ochſenaugen in Butter gebraten, und von den Europäern bey der Abendmahlzeit gegeſſen. Ein einziger Baum giebt eine Menge Früchte, blüht dagegen nie mehr als ein einziges mahl; hernach ſtirbt und vergeht er, vermehrt ſich aber durch neue Schößlinge aus der Wurzel. Der Piſangbaum wächſt im Lande zwar wild, wird

aber doch allgemein, faſt keinen Garten ausgenommen, gezogen, erreicht die Höhe eines Mannes und hat keine Zweige. Seine Blätter ſind die allergrößten unter ſolchen, die ungetheilt ſind und nicht in Falten liegen.

Die Frucht der Ananas (Bromelia ananas) ſehen viele, beſonders in Europa, für die wohlſchmeckendſte und delicateſte von allen Früchten an. Ihr Geruch iſt angenehm und füllt das ganze Zimmer an. Ihr Geſchmack verdient auch ganz vorzügliches Lob: er beſteht in einer unbeſchreiblich angenehmen Miſchung von Süßigkeit und Säure, die gleichſam von ſelbſt auf die reitzendſte Art in die Zunge dringt. Zugleich hat ſie aber auch etwas ſcharfes an ſich, und enthält etwas, das leicht ſchaden kann; man muß ſie deswegen nur zum Deſſert, nicht aber zur Nahrung oder als Hauptеſſen gebrauchen. Sie hat die Größe eines Kopfs. Wenn man die äußere Schale abgeſchnitten hat, ſchneidet man die Ananas der Breite nach in Scheiben, nimmt dieſe in den Mund und ſauget etwas daran; auf dieſe Art genießt man nur den Saft, ſchluckt aber das Faſerige nicht mit hinunter. Die Europäer eſſen ſie, um alle ſchädliche Wirkung zu verhindern, entweder mit Salz, oder Zucker, oder rothem Weine, und zwar ſelten mehr als jedesmahl eine einzige Scheibe. Oft werden ſolche Scheiben auch wohl in Streifen geſchnitten, mit Zucker eingemacht und als Confitüren zum Thee gegeſſen. Manchmahl ißt man die Ananas auch in Scheiben geſchnitten und mit rothem Weine und Puderzucker geſtobt. Wenn ſie nicht reif iſt, ſo iſt ſie ſcharf und giftig. In Menge gegeſſen verurſacht ſie Diarrhöe und rothe Ruhr, beſonders bey Matroſen und Soldaten, wenn ſie zuerſt hieher kommen und mit Skorbut behaftet ſind.

Die Frucht des Kujavabaums (Pſidium) wird, wenn ſie reif iſt, ſo wohl roh als mit rothem Wein und Zucker geſtobt, gegeſſen.

Die Jombo oder Jombolone (Iambolifera Indica) ißt man ebenfalls nicht nur roh, ſondern auch in Scheiben geſchnitten und mit rothem Weine geſtobt, nachdem man vorher den Kern herausgenommen hat. Von dieſer Frucht giebt es verſchiedne Gattungen. Die gewöhnliche, welche ſchlechtweg Jambo heißt, iſt klein, ungefähr wie eine Pflaume oder Kreeke; die Jambobol iſt ſo groß, wie eine Birne; und die Jambo aijer mauer riecht und ſchmeckt wie Roſenwaſſer. Alle drey haben in ihrem Geſchmacke etwas, das trocken, aber doch nicht zuſammenziehend iſt. Der Saft davon wird mit Waſſer von der Tjampaka oder Michelie (Michelia) und mit Roſenwaſſer verſetzt gegen Entzündung im Halſe und der Drüſen im Munde, auch gegen die Schwämme gebraucht.

Manga, die Frucht des Mangobaums (Mangifera Indica), hat eine eyförmige, aber dabey etwas platte Geſtalt, und iſt von der Größe eines Gänſeeyes, und grünlich oder gelblich von Farbe. Man ißt ſie oft ohne andre Zubereitung, als daß die äußre Schale mit dem Finger oder einem Meſſer abgenommen wird. Das inwendige Mus, welches den Kern umgiebt, iſt das, was man iſſet. Auf den Tiſchen der Europäer iſt ſie ſehr gewöhnlich. Nicht ſelten wird ſie, geſchält und in Scheiben geſchnitten, mit Zucker gegeſſen, und dabey in ihre eigne Brühe getunkt. Mit Zucker eingemacht, wird ſie auch häufig beym Thee gegeſſen. Unreif iſt ſie ſehr ſauer. Man kocht alsdann mit Zucker, Butter und Eyern ein ſäuerliches Mus davon, das an Geſchmack mit gekochten ſauern Aepfeln oder Rauhbeeren Aehnlichkeit hat.

Die Javaner kochen die unreifen Mango in Salzlake; alsdann ſchmecken ſie wie eingemachte Oliven und werden auch ſo gebraucht. Andre kochen ſie, und machen ſie hernach mit Pfeffer und Eſſig ein, um ſie wie eingemachte Gurken bey Fleiſchgerichten zu gebrauchen.

Die Frucht des Gewürznägeleinbaums, oder die ſo genannten Mutternägelein, werden zu Batavia auch eingemacht. Sie werden alsdann ganz mürbe, und ſchmecken ſehr gut; das Fleiſchartige hat einen ſäuerlichen Geſchmack. Dieſe Frucht hat die Größe eines Hühnereyes. Auf eben die Art verfährt man mit der ihr ähnlichen Frucht, der Tjerimelle, die aber kleiner iſt. In dieſe ſticht man mit einer Nadel viele kleine Löcher, legt ſie darauf in Waſſer, kocht ſie hernach mit Zucker, und bewahrt ſie mit Zuckerſyrup in gläſernen Flaſchen auf. Beyde Arten eingemachter Sachen iſſet man oft beym Theetrinken. Bisweilen werden dieſe Früchte aber auch mit Salz gegeſſen. Man kann ſie ſo gar unreif mit Salz einmachen: reif ißt man ſie auch wohl ganz allein; alsdann ſchmecken ſie ſäuerlich.

Der Hutbaum oder Katappa (Terminalia catappa) iſt ein Baum, der wie Wollſame (Bombax) ſeine Blätter abfallen läßt. Die Frucht iſt länglich und etwas platt. Die äußerſte Schale iſt grün, wird aber während des Reifens gelb. In dieſer liegen ein oder zwey Kerne, die ſo ſüß als Mandeln ſind, und ſo wohl roh, als in Torten gebacken, gegeſſen werden, und ſehr nahrhaft ſind.

Die Papaya, oder Frucht des Papayabaums (Carica papaya), iſt anfänglich auch grün, wird aber hernach gelb, wie eine Birne, und iſt ſo groß als eine kleine Melone. Unter der äußern Schale liegt ein gelbes Fleiſch, das gegeſſen wird, und beynahe wie Melonen ſchmeckt. Wenn die Papaya noch grün und unreif

iſt, wird ſie gekocht, und gemeiniglich geſtobt und zu Fleiſchgerichten gegeſſen.

Unter denjenigen Früchten, die für die Indier als gewöhnliche Speiſe mehr verſchlagen, ſind die ſo genannte Brotfrucht, Boa Nanca (Radermachia) und die ſtinkende Durio (Durio) merkwürdig. Dieſe letztere zeichnet ſich beſonders durch ihren höchſt ekelhaften und unerträglichen Leichengeruch aus, den man in weiter Entfernung ſchon riecht, wenn ſie zu Kauf gebracht wird. Demungeachtet findet man ſie ungemein wohlſchmeckend, und ſie wird, ſelbſt von den Europäern, vorzüglich gern gegeſſen. Die Durio ſo wohl als die Brotfrucht, haben die Größe eines Kinderkopfs, und ſind oft noch größer. Beyde ſind mit einer dicken Schale umgeben, die ſo ſtachlig als ein Zaunigel iſt, und weggeworfen wird. Von beyden iſſet man nur das Inwendige, entweder roh, oder auf eine oder andre Art geſtobt. Von der Durio glaubt man auch, daß ſie den Harn und den Schweiß treibe, und die Blähungen vertheile.

Salak oder Salacie (Salacia) iſt eine Frucht von ſonderbarer Geſtalt; ſie hat kleine Schuppen, die rückwärts über einander liegen. Man findet ſie auf allen Märkten und Straßen zu Kauf; die Europäer aber kaufen ſie ſelten. Sie hat mit Birnen viel Aehnlichkeit, iſt auch ſo groß. Inwendig hat ſie einen weißen, aus verſchiednen Stücken beſtehenden Kern, der dasjenige, was gegeſſen wird, und nahrhaft und wohlſchmeckend iſt.

Die Annona, oder Frucht des Flaſchenbaums, gehört zu denjenigen Fruchtarten, die ich oft auf den Märkten zu Kauf, ſelten aber auf den Tafeln der Vornehmen ſah. Die von einer dünnen Schale eingeſchloßne und den Samen umgebende musartige Subſtanz wird mit den Lippen und dem Gaumen ausgeſogen, iſt

mehlartig, ſüß und von angenehmen Geſchmack. Zwey Arten, die an Größe Aepfeln gleichen, kommen am meiſten vor, nämlich die ſchuppige (ſquamoſa) und die netzförmige (reticulata).

Zu denjenigen Früchten, welche geſtobt auf die Tiſche der Europäer kommen, ſind auch die Karambola und die Bilimbing, beyde von der Gattung der Averrhoe (Averrhoa), zu rechnen. Die erſtere hat faſt die Geſtalt eines Eyes, iſt aber dabey fünfeckig, und hat ſcharfe, hervorſtehende Ecken. Von Farbe iſt ſie gelblich, und in Anſehung der Größe kommt ſie einer Birne oder einem Hühnereye nahe Sie hat eine ſehr angenehme Säure, und wird nicht nur roh, ſondern auch geſtobt gegeſſen. Einige Sorten ſind aber doch auch ziemlich ſauer und herbe. Die Bilimbing iſt länglich, von der Dicke eines Fingers, und ſo ſauer, daß man ſie nicht allein eſſen kann. Man ſchneidet ſie daher in Stücken und kocht ſie in Suppen, macht ſie auch wohl mit Zuckerſyrup ein. Von ihrem Safte macht man, wenn man Zucker hinzuthut, einen kühlenden und den Durſt ſehr löſchenden Syrup, der bey hitzigen Fiebern vortrefflich zu gebrauchen iſt.

Boa lanſa nennen die Maleyen eine Frucht, von deren Baum ich nicht im Stande war, eine Blume zu bekommen; dies war mir um ſo viel unangenehmer, da dieſe Blume den Botanikern noch ganz unbekannt iſt. Die Frucht hängt in langen Trauben, iſt rund, nicht größer als eine Rauhbeere oder Stachelbeere, gelblich von Farbe und rauh. Die Schale iſt nur dünn, und inwendig enthält ſie einen weißen, ſäuerlichen, und dabey dünnen Saft, den man im Munde ausſaugt. Im März wird ſie reif, ſchmeckt alsdann ſüßſauer, und wird von Leuten beſſern Standes eben nicht geachtet.

Die Frucht des Palmriets oder Rotang (Calamus Rotang) ſah ich auch dann und wann zu Kauf bringen, und von den Indiern kaufen. Wenn ſie reif iſt, hat ſie die Größe einer Haſelnuß, und iſt wie die Salacie von vorn nach hinten mit kleinen glänzenden Schuppen über einander belegt. Sie wächſt allezeit in großen Trauben. Die breyartige Subſtanz, welche ſie enthält, und wovon der Kern umgeben iſt, wird meiſtentheils ausgeſogen, um den Durſt zu löſchen, bisweilen auch wohl mit Salz eingemacht, und zum Thee gegeſſen.

Das Oſtindiſche Nephelium oder Rambutan (Nephelium lappaceum) wächſt ebenfalls in großen Trauben oder Büſcheln, und wird ſehr häufig gegeſſen. Die äußere Schale wirft man weg. Den inwendigen weißen und zähen Saft, worin der Kern liegt, ſaugt man mit den Lippen aus; er ſchmeckt ſäuerlich und löſcht den Durſt. Dieſe Frucht iſt etwas länglich oder ründlich, roth, überall haarig, und ſo groß als eine Schwetſche. Die Schale iſt inwendig weiß, und geht leicht ab. Der Saft iſt gleichfalls weiß, dabey klar und faſt durchſichtig, zugleich aber ſo zäh, daß man ihn mit den Zähnen nicht gut abſondern kann; er ſchmeckt ſüßſauer und ziemlich angenehm, ungefähr wie Citronenſaft mit Zucker. Der inwendige Kern wird nicht gegeſſen. Es giebt auch noch eine andre Art Rambutan, die den Beynahmen Ati hat. Dieſe iſt gut um die Hälfte größer, hat dickeres und kürzeres Haar, und die Schale läßt ſich auch leichter von der inwendigen ſaftigen Materie ablöſen. Man ißt ſie auf gleiche Weiſe als jene; ſie iſt aber ſeltner und theurer.

Die Mangoſtan, Mangoſtanos, Frucht des Mangoſtabaums, oder der Garcinie (Garcinia mangoſtana), wird von Bantam nach Batavia gebracht, wo man ſie

nur einmahl des Jahrs, nämlich im Januar und den folgenden Monathen, haben kann. Die Schale ſieht auswendig purpurroth, inwendig bleich aus, iſt übrigens weich, ſchmeckt herbe, und dient gegen Diarrhöe. Die Chineſer gebrauchen ſie auch, um ſchwarz damit zu färben. Dieſe Frucht iſt ganz kugelrund. Wenn man ſie eſſen will, ſchneidet man gewöhnlich die Schale rund umher ab, ſteckt das darin befindliche und den Samen einſchließende Mus oder breyartige Weſen, welches weiß, los, ſüß und von unbeſchreiblich angenehmen Geſchmack iſt, mit einemmahl ganz in den Mund, und läßt es wie gequirlten Milchrahm ſchmelzen. Es enthält die lieblichſte Miſchung von ſüßem und etwas ſaurem, beſchwert den Magen nicht, und man iſſet es ſich auch nicht zuwider.

Beym Nachtiſche bedient man ſich hier häufig der Waſſermelonen, bisweilen auch wohl der Pompelmoſen. Von beyden giebt es zwey Arten, rothe und weiße. Beyde halten ſich auch auf dem Schiffe mehrere Wochen lang, ohne daß ſie verderben, daher man ihrer auch vor der Abreiſe von hier eine Menge zum Schiffsgebrauche anſchafft und an Bord nimmt. Die Waſſermelonen oder Arbuſen (Cucurbita citrullus) wachſen allenthalben in Oſtindien. Die rothe Sorte wird für die beſte gehalten. Ihr Saft iſt ſehr wäſſerig, klar und dünn, kühlend und den Durſt löſchend; er ſchmilzt im Munde wie Zucker und wird nach der Mahlzeit entweder allein, oder mit Zucker, manchmahl auch mit Salz gegeſſen. Die Pompelmoſen (Citrus decumanus) ſind eine Art Citronen, und ſo groß wie ein Kindskopf. Sie haben einen mäßig ſauern Saft, der ſehr kühlt, und den Durſt vortrefflich löſcht. Die Schale iſt dick, läßt ſich aber leicht ablöſen, und man kann alsdann die ganze Frucht ohne Mühe in ver-

ſchiedne Stücke zerlegen. Eine einzige Pompelmoſe reicht für mehrere Perſonen hin. Der Saft iſt auch ein Mittel gegen die Dyſenterie, und curirt den Skorbut.

Der Melanzanbaum (Melongena), eine Art Nachtſchatten (Solanum), wächſt hier wild, wird aber auch in Gärten gezogen. Die Frucht davon, oder die Melanzanäpfel, nennen die Javaner Fokke fokke. Sie iſt länglich, hat etwas Aehnlichkeit mit einer Birne, und purpurblaue Farbe. Wenn ſie in Suppe, oder auch mit Wein und Pfeffer gekocht wird, ſchmeckt ſie recht angenehm.

Feigenbäume giebt es auf dieſer Inſel verſchiedne Arten. Oft ſah ich ſie in den dürreſten Ritzen der Mauern wachſen, und konnte mich nicht genug darüber verwundern, wie es möglich war, daß ſie von der wenigen Feuchtigkeit, die an ſolchen Orten vom Regen etwa zurückbleibt, ſich erhalten und nähren konnten.

Zuckerrohr wird auf Java in Menge gepflanzt, und die meiſten Oerter in Oſtindien bekommen ihren Puderzucker von hier. Ueberhaupt iſt Zucker der vornehmſte Gegenſtand des hieſigen Handels.

Betel, oder Blätter vom Betelbaum (Piper betle), der zur Gattung des Pfefferbaums gehört, kauen die Indier ohne Unterſchied. Man ſieht es bey ihnen ſo gar für eine Unhöflichkeit an, jemand anzureden, ehe man Betel im Munde hat. Daher werden auch jeden Tag friſche Betelblätter nach der Stadt zum Verkauf gebracht. Die Blätter ſelbſt heißen Siri. Manchmahl bedient ſich auch das Europäiſche Frauenzimmer, beſonders die hier im Lande gebohrnen, des Betels zum Saugen, auf eben die Art, als die Javaner. In ein ſolches Betelblatt legt man ein Stück von einer Arecanuß,

(der Frucht der Arecapalme, Areca cathecu), bisweilen auch ein wenig Kalk; darauf wickelt man das Blatt zuſammen, und hält es eine Zeit lang im Munde, bis alle Kraft ausgezogen iſt. Wenn man Kalk hinein legt, werden Lippen und Zähne, wie auch der Speichel davon roth und endlich ganz dunkelfarbig. Wer nicht gewohnt iſt, Betel zu kauen, und es erſt anfängt, wird davon verworren und gleichſam berauſcht. Mit der Zeit aber verurſacht die Gewohnheit, daß man ohne Betel im Munde zu haben, ſich gar nicht behelfen kann, obgleich der Mund darnach weh thut und wund wird, und die Nerven der Zunge davon ſo angegriffen werden, daß man faſt allen Geſchmack verliert. Man ſchreibt ihm indeſſen den Nutzen zu, daß er übeln Athem vertreibt, die Zähne reinigt und das Zahnfleiſch ſtärkt. Die oben gedachte Arecanuß oder Pinangkern zerſchneidet man zum Gebrauch bey den Siri mit einer beſonders dazu eingerichteten Schere, die ich oft, vorzüglich bey Europäiſchen Damen, zu ſehen Gelegenheit hatte. Gewöhnlich ſchneidet man den Pinangkern in ſechs Theile, und nimmt jedesmahl eins davon mit den Siri in den Mund.

Auf Java wächſt auch der wahre Cacao- oder Chocoladebaum (Theobroma cacao) häufig. Die Blumen ſitzen unmittelbar am Stamme und an den größern Zweigen. Die Frucht enthält den Kern, woraus die Chocolade verfertigt wird.

Von allen Spezereyen, die das heiße Indien hervorbringt, wird keine häufiger und allgemeiner gebraucht, als der Spaniſche Pfeffer, oder die Beißbeere (Capſicum), die faſt an alles Eſſen gethan wird. Selbſt der Reiß wird, mit zerſtoßnem Spaniſchen Pfeffer vermiſcht, gegeſſen, manchmahl allein, manchmahl mit Kokosnüſſen, und macht, ſo zubereitet, eine vollſtändige Mahlzeit

zeit. Fiſche, Fleiſchgerichte und Brühen iſſet man gar nicht, ohne dies heiße Gewürz, und in der ſo genannten Karriſuppe iſt der Spaniſche Pfeffer das Vornehmſte. Dieſe Karriſuppe, ein in Indien ſehr häufig vorkommendes Eſſen, iſt eine gewöhnliche Fleiſchſuppe, die mit verſchiednen Spezereyen, als Bartgras (Andropogon Schoenanthus), Gelbwurz (Gurkumey), hauptſächlich aber Spaniſchem Pfeffer zubereitet wird. Von der Gurkumey wird ſie ſtark gelb, von dem Spaniſchen Pfeffer aber ſo heiß und brennend, daß, wer nicht daran gewöhnt iſt, Mund und Hals auf immer zu verbrennen glaubt, wenn er davon iſſet. Mit der Zeit empfindet man dies weniger, und endlich gewinnt man ſolchen Geſchmack daran, daß man nichts lieber iſſet, als dieſe Suppe. Bey den Indiern reizt ſie die vom Betel betäubten und ſtumpf gemachten Zungennerven, und ſtärkt ihren ſchlaffen und zum Verdauen trägen Magen. Um das Hitzige zu mildern, thut man wohl, jeder ſo viel ihm gefällig iſt, etwas Reiß hinzu, wenn man davon eſſen will.

Zu den Javaſchen Gewürzgewächſen gehört auch der Arabiſche Koſtbaum (Coſtus Arabicus). Dieſen traf ich ſo gar am Stadtgraben vor Batavia an. Die aromatiſche Wurzel deſſelben wird nach verſchiednen Gegenden Indiens verführt, und mit Vortheil verkauft. Auch der Ingber, ſo wohl der rechte oder gemeine (Amomum Zingiber), als auch der wilde (Amomum Zerumbet), wachſen auf Java in den etwas tief hinein liegenden Gegenden auf dürren Sandfeldern, und oft ſo gar am Wege. Beyde Arten ſind im Grunde vermuthlich nur eine; wenigſtens iſt wohl nur ein geringer Unterſchied dazwiſchen, weil die Blumenähre, welche anfangs rund iſt, nach und nach herauswächſt

und länger wird. Der Ingber wird aber doch von den Chineſern in den Gärten förmlich gezogen. Man reiniget zur rechten Zeit die Wurzel von Erde, kocht ſie mit Zucker, und verkauft ſie ſo wohl nach Indien, als nach Europa. In Oſtindien ißt man ſie oft, wenn man Thee trinkt, zur Stärkung des Magens. In Europa hingegen gebraucht man ſie meiſtentheils gegen Heiſerkeit, Huſten und andre Bruſtkrankheiten.

In den hieſigen Gärten bauet man auch eine Art Kardomom (Amomum compactum), das gerůndete Samenkapſeln hat. Der Same gleicht dem auch in Europa gewöhnlichen Kardomom, das von verſchiednen Gewächſen genommen zu werden ſcheint. Die Blumentraube ſitzt ganz unten an der Wurzel, und die Blätter haben mit den Blättern der Schwertlilie Aehnlichkeit, nur daß am Ende des Blatts eine Spitze wie ein feiner Faden befindlich iſt.

Den Indiſchen Maulbeerbaum mit Citronenblättern (Morinda citrifolia), findet man auf dieſer Inſel auch. Er heißt hier Bengado. Die Einwohner bedienen ſich des Saftes aus der Wurzel, um roth zu färben.

Der Indigo (Indigofera Nila) wächſt allenthalben wild, wird aber auch von den Chineſern in Gärten gezogen. Man bereitet hier überall blaue Indigofarbe daraus.

Unter vielen andern ausländiſchen Gewächſen, die hier gebauet werden, ſah ich auch den Weißbaum oder Schwarzweiß (Melaleuca leucadendra), hier Kajoputibaum genannt, aus deſſen Blättern das berühmte und vortreffliche Kajoputiöhl deſtillirt wird. Kajo bedeutet in der Maleyiſchen Sprache einen Baum, und Puti heißt weiß. Das Holz dieſes Baums iſt, wie das Holz der Birken, aus-

wendig mit einer dünnen, zarten Haut umgeben. Die Blätter ſind es, woraus das Oehl deſtillirt wird. Dies Oehl gehört zu den feinſten, die man hat, und iſt den Aerzten in Europa faſt gar nicht bekannt. Wenn es ächt iſt, ſieht es grasgrün aus, iſt ſo dünn wie Spiritus, und ſo fein und rein, daß es nicht das mindeſte Reſiduum zurückläßt, man mag ihn anzünden, oder evaporiren laſſen. Es enthält folglich kein Phlegma, ſondern kommt den reineren Spiritusarten ſehr gleich. Der Geruch iſt, wie vom Kampher mit etwas Terpentingeruch vermiſcht. In geringer Quantität riecht dies Oehl ſehr angenehm; in Menge aber zu ſtark und unangenehm. Im großen wird es auf der Inſel Banda deſtillirt, und von da in Bouteillen nach Batavia und Holland gebracht. In der Medicin iſt es ſehr brauchbar bey Erkältungen, Rheumatiſmen, Zahnſchmerzen, Entzündungen und Gichtweh, wenn man die leidenden Theile damit beſtreicht. Es vertreibt auch Flechten und Kopfſchmerzen. Die Inſekten können es gar nicht vertragen; es iſt daher ein gutes Verwahrungsmittel gegen Motten und dergleichen. Vor dieſem war dies Oehl ſehr theuer, ich habe es aber durch mein Fürwort bey meinen Bekannten in Oſtindien dahin gebracht, daß es in den Schwediſchen Apotheken für die Hälfte des vorigen Preiſes verkauft werden kann.

Nun ein Paar Worte von dem mediciniſchen Gebrauche einiger andrer hieſigen Gewächſe. Der Kern der Frucht des Boa Ati, welcher ſehr bitter ſchmeckt, wird, zu Pulver geſtoßen, ſo wohl von den Maleyen, als den Javanern, gegen die Kolik gebraucht. Die Melanzanäpfel treiben den Urin und Nierengries. — Die Frucht der Kaſſie, ſo wohl der Javaſchen (Caſſia Iavanica), als der Fiſtulkaſſie (Caſſia fiſtula) enthält inwendig eine ſchwarze, laxirende, breyartige Subſtanz.

Sie heißt Dranguli; die Schoten ſind lang, aber dabey rund, auswendig ſchwarz, und hangen wie lange Stäbe vom Baume herab. — Ein ſonderbares Kraut lernte ich hier kennen, wovon man mich verſicherte, daß es nicht nur den Stein in der Harnblaſe auflöſe, ſondern auch Stücke Porzellan, wenn man ſie in das Kraut hinein legt, mürbe mache. In der That kann man kleine Porzellanſtücke, wenn ſie darin liegen, ohne Mühe zerkauen. Allein eben das müßte auch geſchehen können, wenn man ſie in Leinwand oder dergleichen einwickelte, das die glatte Oberfläche des Porzellans bedeckte, und hinderte, daß es ſeiner Glätte wegen zwiſchen den Zähnen nicht weh thun könnte. Man nennt dies Kraut Daun Kitji. In Blüthe habe ich es nie geſehen. Es ſcheint aber zu den rauhblättrigen Gewächſen (aſperifoliis) zu gehören. Einige wollen, es ſey eine Art Steinbrech (Saxifraga).

In den vor der Stadt angelegten Luſtgärten der Europäer prangen verſchiedne Oſtindiſche Sträuche, Büſche und Gewächſe, theils mit ihren fleckigen Blättern, theils mit ihren ſchönen und wohlriechenden Blumen. Zu den erſtern rechne ich die gemahlte Nachtblume (Nyctanthes picta) und die gemeine Corallenpflanze (Erythrina corallodendrum); zu den letztern die Chineſiſche Roſe (Hibiſcus roſa Sinenſis), die ausländiſche Muraye (Muraya exotica), und andre. Die Chineſiſche Roſe heißt hier Sapato (Schuhblume); ihre Blumen geben eine ſehr ſchwarze Farbe, daher beſtreichen die Einwohner die Scheiden ihrer Kris (Seitengewehre, die ich oben beſchrieben habe) und ihre Schuh damit, um ſie zu ſchwärzen. — Die fremde Muſchelblume (Piſtia ſtratiotes) hegt man in den großen Kruken, worin man auf den Vorplätzen der Land- und Gar-

tenhäuſer die Goldfiſche hält, zum Schatten für dieſe Fiſchchen. Sie wächſt aber auch im Ueberfluß in allen Gräben und Teichen, oder ſie ſchwimmt vielmehr darin; denn die Wurzeln dieſes Krauts ſetzen ſich nicht in der Erde feſt.

Das Palmriet oder Rotang (Calamus Rotang) gebrauchen die Javaner faſt durchgängig ſtatt Stricke und Seile, entweder ganz oder in ſchmale Streifen zerſpalten. Sie wiſſen damit alles ſehr behende zu binden. Auch flechten ſie Körbe, die nicht nur ſtark, ſondern auch nett ſind, und breite Matten, um darauf zu ſitzen, die ebenfalls ſehr artig gearbeitet ſind, aus dieſem dünnen Rohr.

Der Bambosbaum (Arundo Bambos) gehört zu den nützlichſten und unentbehrlichſten in dieſem Lande. Die Javaner verfertigen daraus in größter Geſchwindigkeit faſt alles was ſie bedürfen. Sie bauen Häuſer davon, machen Stühle daraus, Tiſche, Bettſtellen, allerley andre Meublen, Treppen, Leitern, Tragſtangen, Schiffsgeräth, und mancherley andre Sachen, die wirklich nett, ſtark und leicht gearbeitet ſind.

Die auf den Straßen zu Batavia vor den Häuſern ſtehenden Bäume ſind meiſtentheils das große ſo wohl als das kleine Schönblatt (Inophyllum calophyllum und calaba), der gemeine Kanarienbaum (Canarium commune), nebſt einigen andern ſeltenen Arten. Auf verſchiednen Höfen ſah ich ſehr hohe Bäume von der Gattung der ſchönen Guettarde (Guettarda ſpecioſa) ſtehen. Der größte Baum indeſſen, den ich je geſehen habe, war eine pferdhaarblättrichte Kaſuarine (Caſuarina equiſetifolia), die am Fluſſe ſtand, und ſich mit ihren breiten und weitläuftigen Zweigen unglaublich weit ausdehnte.

Achter Abſchnitt.

Einige zoologiſche Nachrichten, Batavia und Java betreffend.

Auf Java giebt es viele Büffelochſen, die aber denen, welche ich in den Afrikaniſchen Wäldern geſehen hatte, ſehr unähnlich ſind. Die hieſigen ſind kleiner, ihre Farbe fällt ins graue, und ſie wälzen ſich in ſchlammigen Sümpfen und Pfützen. Sie laſſen ſich zähmen, wiewohl ſie dabey immer etwas von ihrer natürlichen Wildheit, bald mehr, bald weniger, beybehalten. Man braucht ſie als Zugthiere häufig vor großen Karren. Das Fleiſch der Javaſchen Büffel wird bisweilen den Sklaven und Matroſen zu eſſen gegeben, die aber, beſonders die Sklaven, es nicht gern eſſen, ſondern für eine grobe und ungeſunde Speiſe halten, welche es auch in dieſem heißen lande wohl ſeyn kann.

Das meiſte Fleiſch, welches hier gegeſſen wird, iſt von Federvieh, als Hühnern, Enten, Gänſen; beſonders aber iſſet man hier eine Menge Fiſche, weil dieſe leichter, als Fleiſch zu verdauen ſind, und nicht ſo geneigt zu Fäulniß und faulen Fiebern machen.

Schafe gehören zu den ſeltenſten Thieren dieſes landes. Ihr warmes Fell macht die Hitze ihnen unaushaltbar. Wird daher manchmahl ein lebendiges Schaf vom Vorgebirge der guten Hoffnung hieher gebracht, ſo ſchickt man es gemeiniglich ſogleich in das Innere der Inſel, und zwar meiſtentheils nach den ſo genannten blauen Bergen, wo das land höher und die luft viel kühler iſt.

Wilde Schweine findet man in den Wäldern im Ueberfluß. Sie leben auch unter den Javanern, als

Bekennern der mahomedaniſchen Religion, in völliger Freyheit und Sicherheit, ob ſie gleich ſo wohl den Reißfeldern als den Zucker-Plantagen viel Schaden zufügen. Die Einwohner tödten ſie eben ſo wenig, als ſie ſie eſſen.

Krokodile halten ſich hier häufig in den Mündungen der Flüſſe und in den Strömen ſelbſt auf. Sie wachſen zu einer anſehnlichen Länge. Auf meinen botaniſchen Spatziergängen ſah ich nicht ſelten verſchiedene dieſer Thiere am Strande liegen, um in der Sonne zu ſchlafen. Bisweilen fangen die Javaner dieſe Thiere, und zwar mit Haken. Dies ſcheint zwar unglaublich, geſchieht aber doch ohne viele Mühe. Der Krokodil hat einen ſehr weiten Rachen, und ſeine Zähne in beyden Kinnladen ſind ſo ſcharf als ein geſchliffnes Beil; daher beißt er die ſtärkſten Taue mit Leichtigkeit ab. Die Javaner bedienen ſich aus dieſer Urſache, um ihn zu fangen, eines ſehr los zuſammengewundnen dicken Stricks von baumwollnem Garn, an deſſen einem Ende ſie einen Haken mit etwas Aas oder Fleiſch befeſtigen. Wenn der Krokodil den Haken niedergeſchluckt hat, und nun den Strick abbeißen will, verwickeln ſeine Zähne ſich in den loſen Fäden und haken ſich darin feſt, ſo daß er nicht im Stande iſt, ſie zu zerbeißen. Der verſchluckte Haken hindert ihn auch, den Strick auf andre Art abzureißen. Der Haken iſt von Holz. So bald man merkt, daß der Krokodil feſt iſt, kommen Leute herbey, um ihn mit andern Werkzeugen zu tödten.

Auf Java trifft man verſchiedne merkwürdige Arten Grashüpfer oder Geſpenſtkäfer (Mantis), beſonders den Hottentottsgötzen (precaria) und den Europäiſchen Blattwandrer (religioſa) an, die von den Einwohnern Subatten genannt werden. Die Bruſt iſt bey ihnen eben ſo lang, als der übrige Körper. Sie

heben allezeit die Vorderfüße auf, wie die Indier, wenn ſie grüßen oder um etwas bitten wollen. Weil dies Thier ſehr träge, ſich ſelten, und wenn es geſchieht, ungemein langſam bewegt, die Bruſt völlig wie der Stiel eines Blatts, und die Flügel mit ihren dunkeln Adern genau wie ein Blatt ausſehen, ſo hat man deswegen eine Art des Geſpenſtkäfers (Mantis gongylodes) das wandernde oder lebendige Blatt genannt. Die Indier ſehen ſie für heilige, wenigſtens für glückbringende Thiere an.

In den Javaſchen Wäldern hält ſich eine Gattung großer Cicaden (Cicada) auf, die man Garing nennt. Sie ſitzen auf den Bäumen, und geben einen ſo gellenden Schall von ſich, als wenn man eine Trompete hörte. Es iſt ſchwer, dies Inſekt zu ſehen zu bekommen, noch ſchwerer es zu fangen. Es ſitzt an den Stämmen und an großen kahlen Zweigen der Bäume, und man entdeckt es nicht leicht mit den Augen. Wenn man ihm näher kommt, ſchweigt es allmählig mehr ſtill, und fliegt endlich in Geſchwindigkeit davon. Am bequemſten fängt man es mit einem Inſektenfänger, den man ihnen vorhält. Die Indier haben noch eine andre Methode: ſie bringen das Ende eines mit Vogelleim beſtrichnen langen Stocks an den Hintertheil der Flügel, und machen dadurch, daß dieſe zuſammenkleben; alsdann können ſie nicht wegfliegen.

Fliegende Eidechſen (Draco volans) fliegen in den heißen Stunden des Tages vor der Stadt in Menge umher; es ſieht gerade ſo aus, als wenn bey uns die Fledermäuſe des Abends umherſchwirren. Sie thun aber niemand etwas zu leide. Ich fing manche von ihnen im Fliegen.

Kakerlaken (Blattae) und Ameiſen ſind in Indien eben ſo allgemein, als in hohem Grade beſchwerlich.

Jene ſind indeſſen auf den Schiffen am läſtigſten. Von den letzteren wird man allenthalben geplagt. Beſonders ſind die kleinen rothen Ameiſen arg; dieſe verzehren und verderben alles. Sie ſind ſo klein, daß man ſie wenig bemerkt, und daß ſie durch die feinſten Ritzen kommen können. Wenn man ein Inſekt fängt, und in einen Kaſten ſetzt, wird es von dieſem kleinen Ungeziefer ſogleich aufgefreſſen, und ſie laſſen nichts als die Flügel übrig. Die Ameiſen ſtellen inſonderheit dem Zucker nach, und ſammeln ſich in der Nähe deſſelben in ſo ungeheurer Anzahl, daß ſie die Kaſten und Schränke, worin er befindlich iſt, ganz bedecken. Um die Kakerlaken aus den Koffern und Kleiderſchränken zu vertreiben, iſt das beſte Mittel, Kampher hineinzulegen; und die kleinen rothen Ameiſen hält man am beſten durch Kajoputiöhl und Kulit lawang ab, denn den Geruch dieſer Oehle können ſie ſchlechterdings nicht vertragen, ſondern ſterben davon ſehr geſchwind. Mit dem Kajoputiöhle, das flüchtiger als das andre iſt, machte ich verſchiedne Verſuche, um zu ſehen, wie weit ich damit meine Inſekten-Sammlungen vor dieſen verheerenden Thierchen ſchützen könnte. Wenn ich auf einem Tiſche einen Kreis damit beſchrieb, und Ameiſen hinein ſetzte, ſah ich deutlich, daß ſie es nicht wagten hinüber zu gehen, ſondern nach einer kleinen Weile von den Ausdünſtungen deſſelben gleichſam berauſcht wurden, bald förmlich taumelten und endlich ſtarben. Wenn man den Kaſten inwendig mit dieſem Oehle beſchmiert, und dann Ameiſen hinein ſetzt, können ſie nach einigen Augenblicken kaum mehr gehen, und nicht lange darauf ſind ſie ganz todt. Auch andre Inſekten ſterben davon, einige früher, andre ſpäter. Es iſt alſo klar, daß dieſes Oehl für die Inſekten überhaupt ſo gefährlich und tödtlich iſt, als es in-

den meiſten Krankheiten ein vortreffliches und wirkſames Arzneymittel abgiebt.

Eben ſo viel Plage, nur auf andre Art, verurſachen hier überall die Mücken oder Muskitos. Das Vergnügen, welches man des Abends und in den kühlen Nächten hier ſonſt würde genießen können, wird durch dies verdrießliche Ungeziefer oft ſehr geſtört und vermindert. Es iſt nicht nur unangenehm, durch ihre widrige und pfeifende Muſik jeden Augenblick im Schlafe beunruhigt zu werden, ſondern ſie ſtechen auch empfindlich, und ihr Stich iſt noch dazu ſo giftig, daß große Beulen darnach entſtehen, und Hände und Geſicht aufs häßlichſte dadurch entſtellt, und oft mit Geſchwulſt ganz überzogen werden. Aus dieſer Urſache darf man im Schlafzimmer nicht leicht Thüren oder Fenſter öffnen; thut man es, ſo muß man des Abends die Mücken ſorgfältig hinaus jagen. Auffallend iſt es, daß beſonders Fremde von ihnen mehr angegriffen werden, auch von ihrem Stiche mehr leiden, als wenn ſie ſich hier einige Wochen aufgehalten haben. Entweder müſſen die Ameiſen ihre ſkorbutiſchen Säfte einladender finden, oder gerade dieſe ſalzigen und unreinen Säfte müſſen ſtärkern Geſchwulſt veranlaſſen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thunberg, Carl Peter, 1743-1828

Karl Peter Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien hauptsächlich in Japan, in den Jahren 1770 bis 1779

Bd.: 1,2

Berlin 1792

It.sing. 1061-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468349-7
VD18 80373275-001